Die

Heimath in der neuen Welt.

Ein Tagebuch in Briefen,

geschrieben auf zweijährigen Reisen in Nordamerika und auf Cuba.

Von

Friederike Bremer.

Aus dem Schwedischen übersetzt

von

Dr. G. Fink.

„Singet dem Herrn ein neu Lied."
Psalm 149.

Erster Band.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei.

An den Leser.

Meine einzige Entschuldigung wegen der Mühe, die ich dir mit einer so langen Korrespondenz mache, besteht darin, daß meine Reise in Amerika, wäre sie nicht auf diese Art herausgegeben worden, überhaupt nicht erschienen wäre. Und meine Entschuldigung wegen der Herausgabe besteht darin, daß ich aus mehreren Gründen dies nicht unterlassen konnte.

Indem ich sie deinen Händen überlasse, lieber Leser, wünschte ich auf eine freundliche Stimmung rechnen zu können, wenigstens eine solche, die mit derjenigen, worin diese Briefe zuerst geschrieben worden, nicht in Widerstreit läge. Sie bedürfen dies mehr als irgend etwas Anderes, was ich geschrieben habe. Denn ich kann es mir selbst nicht verhehlen, daß sie an Selbstsucht leiden, dem großen Stein des Anstoßes bei allen Selbstbiographien. Das sympathetische Gefühl einer Schwester oder eines Bruders stoßt sich nicht daran, wohl aber leicht ein Fremder, der es nicht theilen kann. Ich habe deßhalb Vieles aus diesen Briefen, was mich ganz besonders betrifft und mir persönlich ange=

nehm war, in der für den Druck bestimmten Abschrift weggelassen; aber ich konnte nicht alles Derartige weglassen, weil dadurch die Natürlichkeit der Briefe, sowie die eigenthümliche Farbe meines Lebens und meiner Verhältnisse in Amerika verloren gegangen wäre. So steht also noch Vieles da, was mich persönlich erfreut oder gequält hat, vielleicht mehr als stehen bleiben durfte. Ich habe bei der Reinschreibung meiner Briefe mir oft nicht klar machen können, daß ich sie jetzt für das Publikum schrieb, und nicht blos an meine Schwester, „meine Innerste," vor welcher ich auch das Innerste erschließen, das Kindischste sagen durfte. Sobald ich zu schreiben anfing, stand immer wieder die Schwester vor mir mit den sanften, himmlischen Augen, dem schonungsvollen Lächeln; so stellte sie sich zwischen mich und alle fremden Leser. Ich sah nur sie und vergaß die Andern. Ich sehe ein, daß ich hierin oft gefehlt habe, und hauptsächlich im ersten Theil dieser Briefsammlung, die zu einer Zeit geschrieben wurde, wo Kränklichkeit mich schwach machte, und die Schwachheit mich in der Selbstsucht bestärkte. Wenn ich diese Kränklichkeit habe übermäßig hervortreten lassen, so liegt eine Entschuldigung darin, daß sie einem Leiden angehörte, das in Amerika sehr gewöhnlich ist, das durch das Klima des Landes, durch die Diät und Lebensweise der Bewohner verursacht wird, und wovor man Eingeborne sowohl als Einwanderer nicht genug warnen kann. Und wenn ich von diesem Uebel und seinen Ursachen zu viel gesprochen habe, so haben dagegen an-

dere Schriftsteller gar zu wenig davon gesprochen. Es ist das gefährlichste Unthier der neuen Welt. In seinen extremen Kundgebungen führt es ins Narrenhaus oder zum Tod. Glücklich wer ihm auszuweichen versteht, oder wer, wie ich, schon bei seinem Beginn einen guten Arzt findet, der durch die vereinigte Macht der Diät und der Medicin das Uebel abzuwenden vermag, bevor es überhandnehmen konnte.

In den Briefen an meine Schwester habe ich die Kosenamen, die darin geschrieben standen, und die wir in Schweden unter nahen Angehörigen und guten Freunden gebrauchen, beibehalten, obschon mancher Leser sie allzu kindisch finden dürfte. Ich kann da nicht helfen. Ich habe sie auszumerzen und andere passendere hineinzusetzen versucht. Aber sie wollten nicht passen; sie sahen steif, unnatürlich, langweilig aus. Besser also das Kindische als das Langweilige, dachte ich, und die kleinen Wörtchen dürften sich vielleicht um der großen Gegenstände willen verschlucken lassen, die dennoch, obschon ohne mein Verschulden oder Verdienst, in den Briefen vorkommen.

Und kannst du, lieber Leser, mitunter Geduld haben mit der Briefschreiberin, wenn sie in Kränklichkeit und Selbstsucht spricht, willst du ihr Nachsicht schenken in ihrer Schwachheit, so dürftest du für deine Güte dadurch belohnt werden, daß du in ihren gesunderen und stärkeren Stunden gleichsam an schwesterlicher Hand zu einer vertrauteren und herzlicheren Bekanntschaft mit dem großen Land jenseits des Ozeans, mit seinen Be-

wohnern, ihrem Heimwesen und innerem Leben geführt wirst, als dir sonst hätte zu Theil werden können; — und vielleicht dürftest du doch finden, daß dies der Mühe lohnt.

Besser als du, besser als irgend Jemand — und oft drückend genug — fühle ich die Mängel meiner Arbeit. Sie würden mir allen Muth rauben, wenn ich nicht zu gleicher Zeit fühlte, daß ich in ihren besseren Partien dazu beigetragen habe, die guten Heimathen in der neuen Welt den guten Heimathen in Europa, und vornehmlich in meinem Vaterland, die edlen, warmen Herzen dort denen, die hier klopfen, näher zu rücken, daß ich also nach Maßgabe meiner Kräfte dazu beigetragen habe, die schönen Bruderbande zwischen Volk und Volk festzuknüpfen. Mögest du, lieber Leser, dies mitempfinden und dich dadurch versöhnen lassen mit der

Briefschreiberin.

Stockholm, im Mai 1853.

An meine amerikanischen Freunde!

Diese Briefe sind in eurer Heimath geschrieben worden, während ich dort mit euch lebte wie eine Schwester mit ihren Geschwistern, im Norden, im Westen, im Süden eures großen Gebietes. Im vertraulichen Umgang mit euch sind sie zu Stande gekommen. Und ohne euch wären sie nicht geworden, was sie jetzt sind, denn ohne euch hätte ich die Heimath in der neuen Welt nicht kennen gelernt, hätte nicht aus den unverletzlichen Räumen des heimischen Herdes das Gesellschaftsleben draußen betrachten dürfen. Darum widme ich euch diese Briefe. Sie sollen euch Zeugniß bringen von mir und von meinem Leben unter euch.

Ihr sagtet zu mir: „Wir hoffen, daß Sie uns die Wahrheit sagen werden.“ Etwas Anderes wünschtet ihr nicht von mir. Was ihr gewünscht, habe ich zu erfüllen gesucht. Seid meine Richter!

Was ich in der neuen Welt gesehen und gefunden, habe ich in diesen Briefen niedergelegt. Sie sind zum größeren Theil Ergießungen eines Herzens in ein anderes Herz, aus eurer Heimath in die meinige in Schweden. Als ich sie schrieb, dachte ich nicht daran, sie im Druck herauszugeben, dachte nicht daran, ein Buch über Amerika zu schreiben, am allerwenigsten in diesen Briefen; und das sieht man ihnen auch deutlich genug an. Hätte ich daran gedacht, so wären sie an-

ders geschrieben worden, weniger unmittelbar und kunstlos, mehr aufgeputzt und im Gesellschaftskleide; ob darum auch besser, weiß ich nicht. Ich war in Amerika zu sehr bedacht zu leben, als daß ich hätte daran denken können, über das Leben zu schreiben. Das Leben war übermächtig.

Der Gedanke, „Briefe über Amerika" zu schreiben, entstand erst spät, nämlich als ich nahe daran war, das große Westland zu verlassen, und das Gefühl immer mächtiger in mir wurde, daß das, was ich auf meinen zweijährigen Reisen, bei meinem zweijährigen Aufenthalt allda gesehen und erfahren, nicht mein Privateigenthum sei, sondern daß ich damit zugleich einen Auftrag zu erfüllen bekommen habe. Daß die große neue Welt mir manchen Denkstoff, Stoff für späteres Handeln, vielleicht auch für Bücher geben würde, darüber hatte ich zwar meine Ahnungen gehabt; aber welche Handlungen, welche Bücher, darüber besaß ich keine Klarheit. Ich gestehe euch, daß ich in Amerika mit dem Gedanken umging, ganz Amerika in — einen Roman zu verwandeln, und euch, meine Freunde, in Helden und Heldinnen desselben; aber dieß so fein, daß Niemand von euch weder Amerika noch sich selbst zu erkennen vermocht hätte.

Aber die Scenen der Wirklichkeit in eurem großen Lande wollen sich nicht in einen Roman einrahmen lassen. Der Roman zerfloß wie ein Regenbogen in den Wolken, und die Wirklichkeit trat immer stärker hervor „in all' ihrer Größe und Kleine, Lieblichkeit und Bitterkeit, Schönheit und Häßlichkeit, mit einem Wort in ihrer ganzen Wahrheit." Und ich fühlte, daß meine beste Arbeit blos ein getreues Bild dieser Wahrheit sein konnte. Wie es ausgeführt werden sollte, wußte ich noch keineswegs klar, als ich Amerika verließ.

„Sie werden alles das verstehen und einsehen lernen, wenn Sie daheim sind!" sagte manchmal der

theure Freund zu mir, der mir am Gestade der neuen Welt zuerst begegnete, der mich zuerst in sein Haus aufnahm, den ich so gerne „meinen amerikanischen Bruder" nannte, und der mit dem Zauber seiner Freundschaft und mit dem Leitstern seines klaren Blickes, seiner brüderlichen Sorgfalt, mein Leben in dieser neuen Welt unaussprechlich verschönte; dieser Mann, dessen Bild in meiner Seele ewig vermählt ist mit ihren schönsten Scenen, ihrem morgenfrischen Leben, ihrem indianischen Sommertag, und vor Allem mit den Hochlandsscenen an dem herrlichen Fluß, wo er sein schönes Haus gebaut und jetzt sein Grab hat. Doch nein, nicht blos im Verein mit diesen Bildern lebt er für mich. Zeit und Raum schließen eine Persönlichkeit wie die seinige nicht ein. Heute, wie gestern und in Ewigkeit, werde ich seinen Blick, seine Stimme, seine Worte wahrnehmen, wie ich sie einst wahrnahm, denn sie sind mit Allem vermählt, was schön und edel ist im großen Reich der Schöpfung. Seine Worte sind für mich in Schweden maßgebend, wie sie es in Amerika waren. Ich liebe jedes Einzelne von ihnen in mein Gedächtniß zurückzurufen. „Sie werden das einsehen, wenn Sie in Ihre Heimath kommen," sagte er bei mancher Frage, die bei meinem Abschied von Amerika dunkel vor meinem Blicke stand.

Der Gedanke, die Briefe, die ich aus Amerika nach Haus geschrieben, ganz oder doch im Wesentlichsten so herauszugeben, wie sie zum ersten Mal aus der Feder auf das Papier geflossen, entstand erst mehrere Monate nach meiner Heimkehr, als ich mit muthloser und halb unwilliger Hand diese Schreiben an eine geliebte Schwester öffnete, die sich jetzt nicht mehr auf Erden vorfand. Ich gestehe, daß das Leben darin mich belebte, mein Herz so schlagen ließ, wie zur Zeit, da sie geschrieben wurden, und ich mußte zu mir selbst sagen: „Diese Kinder des Augenblicks und des warmen

Gefühls sind trotz all ihrer Mängel reinere Ausdrücke der Wahrheit, die meine Freunde von mir wünschen, und die ich selbst auszusprechen wünsche, als irgend Etwas, was ich mit ruhiger Besinnung und kalter Hand schreiben könnte. Und ich beschloß, die Briefe so herauszugeben, wie der Eindruck des Augenblicks sie eingegeben hatte. Beim Abschreiben habe ich blos einige Ausmerzungen und einige Zusätze vorgenommen. Die Zusätze betreffen hauptsächlich historische und statistische Thatsachen, die ich in meinen Briefen oder in meinen Aufzeichnungen flüchtig berührt finde und jetzt weiter ausführte. Die Auslassungen betreffen eigene oder fremde Angelegenheiten, von denen ich dachte, sie seien allzu privatlicher oder delikater Natur, als daß sie vor das Publikum kommen dürften. Ich habe mich in meinen Mittheilungen aus dem Privatleben innerhalb der vom Edelsinn und Zartgefühl festgesetzten Grenze zu halten gesucht, nämlich aus vertraulichen Mittheilungen genannter Personen nichts anzuführen, was diese Personen nicht selbst veröffentlicht wissen möchten. Ich fühle hierin tief die Heiligkeit der Forderungen des Zartgefühls, und Nichts würde mich mehr schmerzen, als wenn ich aus Unbedachtsamkeit gegen ihre Gebote gesündigt haben sollte.

Einige meiner Freunde werden jedoch, fürchte ich, ihr Feingefühl durch ein Lob verletzt finden, das ich nicht immer zurückhalten konnte. Mögen sie mir um meiner Liebe willen verzeihen!

Mit keiner gewöhnlichen Liebe habe ich in eurem Land und an eurem Herde gelebt; auf keine gewöhnliche Art habt ihr mich allda empfangen. Wenn der Becher zuweilen übervoll wurde und überlief, so ist das weniger meine als eure Schuld. Ueberdies ertönen Thaten der Selbstsucht und des Hasses tagtäglich in unsern Ohren, nebst den Namen derjenigen, die sie verrichten. Vergönnet daher einigen andern Namen,

daß sie auf den Schwingen des Frühlings und von den Winden der Liebe in der Welt umhergetragen werden, um gleich einer himmlischen Aussaat sich mit der Erde zu vermählen und alle bessern Gefühle der Seele erblühen zu machen. Das Herz zweifelt mitunter an dem Guten und seiner Macht auf Erden. Es will sehen, um zu glauben. Ich habe ihm dazu verhelfen wollen. Ich habe von euch gesprochen. *)

Das Beste, das Schönste in euren Herzen nnd in eurer Heimath ist doch nicht verrathen worden. Im Menschenherzen und in der Heimath findet sich, wie in dem Tempel des alten Bundes, ein Allerheiligstes vor, auf dessen goldenen Tafeln nur die Gesichter der Cherubim herabschauen und das Zeugniß lesen dürfen.

In Allem, was ich an eurem Land und eurem Volk getadelt oder kritisirt habe, bin ich meiner Ueberzeugung gefolgt. Was ich selbst gesehen, gehört, erfahren, gefühlt, gedacht, das habe ich ohne alle andere Furcht geschrieben, außer daß ich gegen Recht nnd Billigkeit verstoßen könnte.

Aber wenn ihr diese Briefe leset, meine Freunde, so habt wo möglich Geduld bis ans Ende, und bedenket, daß sie oft Eindrücke des Augenblicks sind, die durch spätere Eindrücke zur Reife gebracht oder verändert wurden. Betrachtet sie als Ziffern, die ihr durchgehen müsset, um ein Facit herauszuziehen. Vier von diesen Briefen, nämlich an H. C. Oersted, an J. P. Böklin, an J. M. die Königin Wittwe von

---

*) In der englischen und amerikanischen Ausgabe sind blos die Anfangsbuchstaben der Namen gedruckt worden, da diese Namen Privatpersonen angehören. In der schwedischen habe ich diesen Schleier über meine Freunde für überflüssig gehalten, da ihre Namen hier jedenfalls blos wie ein Echo aus der Ferne ertönen.

Dänemark und an H. Martensen, sind als Ruhepunkte unterwegs zu betrachten, von wo aus man die zurückgelegten Stadien überschaut und sich über Weg und Ziel besinnt. Es kommen darin einige Wiederholungen vor, die sich nicht vermeiden ließen. Daß solche auch in den andern Briefen vorkommen, fürchte ich, und sie hätten vermieden werden sollen, aber . . .

Von euch, meine Freunde, hoffe ich die Wahrheit, vor welcher man sich gerne beugt, selbst wenn sie schmerzt. Wo ich geirrt, wo ich mich getäuscht habe, da hoffe ich von euch öffentliche Belehrung darüber. Was ich Wahres und Gutes gesagt habe, werdet ihr, das weiß ich, anerkennen. Von euch fürchte ich kein unbilliges Urtheil. Die wahrheitsliebendsten Menschen, aber ohne Härte, glaube ich unter euch gefunden zu haben. Deßhalb liebe ich's, an euch zu appelliren.

In eure schöne, gesegnete Heimath kehre ich hier als Geist zurück, um euch an die Fremde zu erinnern, die ihr zu Gast ludet und zu eurer Freundin machtet; um mit euch von früheren Tagen an eurem Herd zu sprechen; um euch zu danken und euch zu segnen; und nicht blos euch, deren Gast ich war, sondern die Vielen in eurem Lande, die mir mit Worten oder Handlungen wohlthaten, die Warmherzigen, Edelgesinnten, sie alle, die mich den Morgenthau einer neuen schöneren Schöpfung trinken ließen, das Lebenselixir, das die Jugend der Seele erneut.

Das Wort ist arm, es kann wenig von dem ausdrücken, was die Seele empfindet. Möchte doch Etwas von der Lebensfreudigkeit, die ihr mir schenktet, aus diesen Briefen euch wieder entgegenathmen und euch hiemit einen bessern Dank bringen, als ihn hier aussprechen kann eure schwedische Freundin

Friederike Bremer.

Erster Brief.

Den 23. Sept. 1849.

Auf dem Meer.

Dies ist der zweite Ruhetag auf dem großen Ocean, meine liebe, gute Agatha! Und geht die Reise so fort, wie sie angefangen hat, so werde ich mich nicht so bald nach Land sehnen. Das herrlichste Wetter, Himmel und Meer voll von Licht und günstigem Wind, und als Wohnung auf der Fahrt in die neue Welt ein Schiff so groß und stattlich wie ein kleines Schloß, und dabei höchst bequem. Und wie ich mich meines ruhigen, ungestörten Lebens hier an Bord erfreue, nach den anstrengenden Tagen in England, wo die Seele sich wie auf einer Folterbank fühlte, während der Leib da- und dorthin fuhr, um Alles sehen und fertigbekommen zu können, was ich sehen und fertigbekommen mußte, bevor ich reisefertig wurde! Denn ich mußte Einiges von England und zumal von London sehen, ehe ich Amerika und New-York sah. Ich wollte mich von New-York nicht gar zu sehr verblüffen lassen. Ich wollte die Mutter kennen lernen, bevor ich mit der Tochter Bekanntschaft machte, um Vergleichungspunkte und eine Richtschnur für die sachgemäße Auffassung des beiderseitigen Typus zu haben. Ich wußte, daß Schweden und Stockholm in Bezug auf Bevölkerung, Sitten, Bauart u. s. w. einem andern Geschlechte angehören, als englische Länder und Städte. Aber England hatte

Nordamerika zuerst Bevölkerung, Gesetz und Charakter gegeben. Die alte Welt in England mußte also mein Stützpunkt für die Beurtheilung der neuen werden. Deßhalb reiste ich zuerst nach England, und nach England werde ich, will's Gott, nach vollbrachter Pilgerfahrt auf der andern Seite des Meeres zurückkehren, um einen bestimmteren Eindruck, einen abschließenden Begriff davon zu gewinnen, ehe ich nach Hause komme. Wir werden die Runen zusammen deuten im Heimathland der Runen. Jetzt weiß ich doch, wie London aussieht, und werde mich von New-York nicht verblüffen lassen.

Der heutige Sonntag ist für mich just ein Festtag gewesen. Wir haben Gottesdienst an Bord gehabt, und er war gut und schön. Alle Passagiere, etliche und sechzig an der Zahl, sammt der Schiffsmannschaft in ihrem Sonntagsstaat, waren im großen Salon im obern Verdeck versammelt. Der Kapitän, ein munterer, hübscher, noch junger Kriegsmann, verlas selbst Predigt und Gebete, und zwar ausnehmend gut. Die ganze Versammlung stimmte in die Gebete und Antworten ein, wie dies in der englischen Episkopalkirche der Brauch ist. Die Sonne beleuchtete die bunte Gesellschaft aus vieler Herren Ländern, die sich hier auf den Wogen schaukelte. So allein, so ohne Landsleute, Verwandte und Freunde in dieser Versammlung zu sein und mich dennoch mit Allen so innig in demselben Leben und demselben Gebet — Vater unser — vereinigt zu fühlen, das ergriff mich so, daß ich weinte (mein gewöhnlicher Ausweg, wie Du weißt, in Freud und in Leid). Der Kapitän glaubte wohl, ich bedürfe einer Aufmunterung, und kam nach der Predigt freundlich zu mir. Aber es verhielt sich nicht so. Ich war glücklich. Hernach spazierte ich auf dem Verdeck umher und las ein Gedicht, betitelt „Evangeline, eine Erzählung aus Acadia" von dem amerikanischen Dichter

Henry Longfellow. Das Gedicht gehört in Bezug auf Geschichte und Naturscenen Nordamerika an. Es hat viel dramatisches Interesse und Leben. Nur der Schluß erscheint mir melodramatisch und etwas gesucht. Der Anfang, eine Schilderung der Urwälder der neuen Welt, der hohen Bäume, die gleich den alten Druiden dastehen mit langen herabhängenden Bärten und Harfen, die im Winde klingen und klagen, ist herrlich und ein Anschlag des frischen Molltones, der sich durch das ganze Lied von Acadias friedlichem, verjagtem Volke hinzieht, eine schöne, aber wehmüthige Romanze, die ganz und gar auf geschichtlichem Grunde ruht. Ich erhielt das Büchlein bei meiner Abreise aus England von Herrn Howitt, und ihm habe ich also diesen ersten Probebissen von amerikanischer Literatur zu verdanken, worin ich einen Hauch vom Leben der neuen Welt zu verspüren meinte.

Wie angenehm ein wenig lesen, schweigen und auch ein wenig denken zu können! Man erweist mir hier alle mögliche Artigkeit, eine Person um die andere kommt und sagt ein Wörtchen zu mir. Ich antworte höflich, setze aber das Gespräch nicht fort. Ich fühle keine Lust dazu. Unter den etlichen und fünfzig Herren, die als Passagiere mitfahren, ist nur ein einziger, ein schöner alter Herr, dessen Gesicht etwas höheres Interesse verspricht. Und die zwölf bis dreizehn Frauenzimmer haben auch nichts sonderlich Verheißungsreiches oder Anziehendes, obschon einige recht hübsch und artig sind. Ich bin nicht viel allein. Ich habe eine angenehme Kajüte für mich allein. Bei Tag kann ich vermittelst des Lichtes, das von dem Kristallfenster im Plafond hereinfällt, da lesen. Abends und bei Nacht wird sie von einer Lampe durch ein mattgeschliffenes Fenster in einer Ecke des Salons beleuchtet. Man ißt und trinkt hier den ganzen Tag, wie man will; ein Tisch wird um den andern gedeckt; eine Mahlzeit löst

die andere ab. Alles reich und fein. Ja, hier leben wir in der That prächtig. Aber ich liebe diesen Ueberfluß nicht, und das ewig lange Mittagsmahl ist mir zuwider, zumal da ich an einer Wand zwischen zwei Herren eingepfercht sitze, die beharrlich schweigen und blos essen, obschon der eine, ein Engländer, ein recht angenehmer Gesellschafter sein könnte, wenn er nur wollte. Meine Passagierkosten betragen 35 Sovereigns, Alles in Allem. Etwas billigerer Preis und viel weniger Speise und Trank wäre mehr nach meinem Geschmack.

Später.

Ich habe so eben die Sonne ins Meer hinabsteigen und den Neumond und die Sterne aufgehen gesehen. Der Nordstern und der Karlswagen haben sich jetzt weiter von mir weggezogen. Aber recht über meinem Kopf sehe ich das Kreuz und die Leier, und in ihrer Bahn den Adler, den wir auch daheim über uns sehen; und mit diesen Begleitern auf dem Weg kann man zufrieden sein. Wir haben günstigen Wind, feuern munter drauf los, ziehen mit donnerndem Getöse dahin und haben alle Segel offen. Geht es so fort, so sind wir in zwölf bis dreizehn Tagen an Ort und Stelle. Wenn du nur auch meine zwei Briefe aus England richtig erhalten hast! Den letzten schickte ich Dir von Liverpool aus am Morgen ehe ich an Bord ging. Ich war ganz allein und mußte Alles selbst besorgen. Aber Alles ging gut. Ich hatte die Sonne mit mir und meinen kleinen Reisekobold und die letzten, lieben Briefe meiner Geliebten, meinen Reisepaß in die neue Welt und — in die bessere Welt, wenn es so geschehen sollte, denn sie sind für mich wie ein gutes Gewissen. Ich spreche nicht von meinem guten Muth, aber du kennst mich, mein Kind; und noch lebt Hakon Jarl!

Donnerstag. Fünf Tage auf dem Meer! und

wir sind bereits halbwegs New-York. Wir haben beständig guten Wind, und geht es so fort wie bisher, so haben wir eine der schnellsten und glücklichsten Reisen, die noch je von Europa nach Amerika gemacht worden sind. Aber man soll nicht Juchhe rufen, bevor man über dem Bach ist. Da der Wind bläst und das Meer heute etwas stark wogt, so bekommt, fürchte ich, meine Schrift einige Aehnlichkeit mit der Karls XII in seinem Brief an „Mon coeur.“ Ich befinde mich vortrefflich, mein Herzchen, und ich sehne mich gar nicht fort, so comfortabel finde ichs hier, und so belebend und erhebend wirkt der Anblick von Himmel und Meer auf mich. Ja die Seele bekommt davon Flügel und schwingt sich aufwärts, hoch empor über die brausende Tiefe. Seit mehreren Tagen haben wir nichts Anderes gesehen als Himmel und Meer und kreisende Seevögel; kein Segel, keinen Rauch von einem Dunstpfeiler; Alles ist öde in dem großen zirkelrunden Raum. Aber Wogen und Sonnenstrahlen und wandernde Wolken sind Gesellschaft genug; dazu noch eigene Gedanken. Ich stehe und gehe ganze Stunden allein auf dem Verdeck, athme die frische, weiche Seeluft ein, sehe unsern Leviathan in den brausenden Wogen auf- und niedertauchen, und lasse auch meine Gedanken tauchen und gleich Seevögeln in der unbekannten Ferne umherkreisen. Etwas von Wikinger Lust und Leben war immer in mir, und so ist es auch jetzt. Gestern war ein herrlicher Tag, ein Fest der Schönheit durch und durch; ich erlabte mich unaussprechlich daran.

In meiner ersten Jugend, auf Arsta, als wir viele Köpfe stark zu Hause waren und es um die Einsamkeit schlecht stand, schloß ich mich zuweilen in das dunkle kleine Versteck ein, wo Mama ihre Schlüssel hatte, blos um mich einsam zu fühlen; denn so bald ich da ganz allein in dem tiefen Dunkel war, da überkam mich ein wundersames Gefühl, ein Gefühl, wie wenn ich

Flügel hätte und ohne mein Zuthun von ihnen emporgetragen würde, und das war ein unaussprechlicher Genuß. Dieses halb geistige, halb körperliche Gefühl kann ich nicht erklären, aber es stellt sich immer wieder bei mir ein, wenn ich ganz allein und im Uebrigen nicht von beunruhigenden Gedanken gestört bin; ich habe es noch am heutigen Tag; es bildet meine geheime, wunderliche Freude hier, wo ich so allein unter Fremden stehe, mitten im Weltmeer, und es macht, daß ich mich frei und leicht fühle, wie ein Vogel auf dem Zweig. Doch nicht dieses Gefühl allein gibt mir hier Ruhe und Schwingen, sondern ein anderes, das für mich wie für alle andern ist. Noch einmal, wer ist allein in der Welt oder im Herzen, wenn er nur von Herzen sagen kann: Vater unser! . . . der meinige und der Vater aller Menschen! Nur in diesem Bewußtsein gibt es Ruhe und ausreichende, unsterbliche Schwingen.

Aus der chaotischen Gruppe von gleichgiltigen Menschengesichtern, die hier meinen Augen zuerst begegneten, sind mir einige näher gekommen und haben durch Blicke, Ausdruck und Worte ein gewisses Interesse gewonnen. Unter ihnen ein langer, respektabler Geistlicher aus New-York mit Namen John Knox, der mir ein wenig von der historischen Knoxnatur des strengen Puritanismus, jedoch mit viel Wohlwollen verbunden, zu haben scheint; ferner eine Familie, gleichfalls aus New-York, bestehend aus einer old lady Mutter, nebst Tochter und Schwiegersohn; ein schönes junges Paar, das als Hochzeitreise achtzehn Monate lang Aegypten, Griechenland, Italien, Frankreich u. s. w. besucht hat, ohne zuvor den Niagara oder die Naturwunder im eigenen Vaterlande gesehen zu haben, was ich ihnen nicht recht verzeihe; jetzt kehren sie nach Hause zurück, die old lady mit der Erfahrung, „daß die menschliche Natur sich überall in der

Welt beinahe gleich sei". Diese Familie sowie Mr. Knox sind Presbyterianer und wollen nicht zugeben, daß die Unitarier Christen seien. Ferner ein Paar junge Damen aus Georgien, einem der südlichen Sklavenstaaten Amerikas, die erste eine schöne verheirathete Frau, die andere ein sehr blasses, junges Mädchen mit feinen Zügen, Hanna L., unterrichtet, klug und gemüthlich; ich unterhalte mich recht gern mit ihr. Obschon einer sklavenbesitzenden Familie angehörig, verdammt sie die Sklaverei und arbeitet darauf hin die Sklaven besser und glücklicher zu machen. Sie ist schwindsüchtig und glaubt nicht lange zu leben, geht jedoch dem Tode mit vollkommen getrostem Muthe entgegen. In den Augen sieht man den künftigen Engel hervorblikken, aber in den feinen Gesichtszügen sieht man den Todtenschädel auf eine unheimliche Art hervorstechen. Ferner einige ältere Gentlemen mit ehrlichen und glaubwürdigen Physiognomien, die mich versichern, ich werde auf meiner Reise in den Vereinigten Staaten viel Vergnügen finden; zwei von ihnen, Sklavenbesitzer, dabei schöne, energische Figuren, laden mich in den Süden ein und versichern mich, ich werde in den Sklaven allda die glücklichste und beneidenswertheste Bevölkerung finden (the most happy and most enviable population).

Die Tage gehen ruhig und angenehm dahin. Das Einzige was ich gegen das Leben am Bord des „Canada" auszusetzen habe, ist das abgeschmackte Essen und Trinken.

Montag, den 1. Oktober.

Der zehnte Tag auf dem Meer. Etwas weniger angenehm seit einigen Tagen, windig und wogig. Gestern hatten wir was sie a gale (starken Wind) nennen. Ich versuchte, aber vergebens, auf dem Verdecke zu stehen. Zum Matrosen bin ich doch nicht geschaffen. Wir gehen in die Nähe von Neufundland. Wir steuern so

weit nördlich, um den Aequinoctialstürmen südlich im Meere auszuweichen. Aber wir haben seit einigen Tagen Gegenwind und ein starkes Wehen bekommen, so daß unsre Reise nicht so schnell von statten geht, wie der Anfang versprach. Vor morgen kommen wir nicht nach Halifax. Dort liegen wir ein Paar Stunden still, geben unsre Briefe nach Europa auf die Post (und ich lege dies für die Meinigen in Ordnung), dann steuern wir geradezu südwärts nach New York. Ich befinde mich vollkommen wohl und bin keinen Augenblick seekrank gewesen, aber ich kann nicht läugnen, daß ich es Abends und bei Nacht etwas unangenehm finde, wenn die Wogen laut tosen und über unsern Köpfen zusammenschlagen, so daß das Schiff sich nur mühsam weiter treibt. Glücklicher Weise ist die Frauenzimmergesellschaft gemüthlich und angenehm, und an den Abenden erheben drei Frauenzimmer (wovon zwei erst hier in der Welt mit einander zusammengestoßen sind) die old lady, die just nicht so alt ist (ungefähr 50 Jahre) und einen prächtigen Sopran hat, das blasse Mädchen und ihre Freundin Gesänge und Hymnen mit reinen Stimmen, die merkwürdig gut harmoniren. Dies ist sehr lieblich und schön. Die Töne folgen mir bei Nacht wie tröstende Geisterstimmen, wie Mondschein auf dem Wogenschwall.

Gestern Nacht, als das Meer sehr unruhig war und das Schiff gleichfalls, so daß alle bewegliche Sachen umgeworfen wurden, und ich an die Meinigen daheim dachte und, wie Andersens G r i m m e E l t i n g, bei schlechtem Humor war, was ich auch meinen Reisegefährtinnen eingestand, sangen sie bis gegen Mitternacht so lieblich dreistimmige Hymnen, daß alle unruhigen Wogen in mir sich legten. Heute sind wir mit Wind und Wetter besser daran und befinden uns alle bei gutem Muth. Aber einige kleine Kinder sind so krank, daß es ein wahrer Jammer ist. In der nächsten Nacht kommen wir in

gefährliches Fahrwasser. Eines der großen Dampfboote, die zwischen Europa und Amerika gehen, gerieth auf der letzten Reise in die Brandungen bei Halifax und nahm bedeutenden Schaden. Aber wir werden uns besser herausziehen. Unser Kapitän Judkins soll ein ausnehmend tüchtiger Kommandant sein. Ein gemüthlicher, heiterer und freundlicher Mann ist er überdies; er kommt gern in den Salon herab, setzt sich zu den Damen, erzählt ihnen Geschichten und spielt mit den Kindern.

Ich lese viel hier an Bord und bekomme in diesen Tagen eine Menge Bücher fertig. Ich lese Chateaubriands *Bekenntnisse*, aber ohne sonderliches Vergnügen. Was soll man von einem Selbstbiographen lernen, welcher gesteht, daß er Nichts von sich sagen und beichten werde, was für seine Würde erniedrigend sei? Anders schrieb St. Augustin seine Selbstbekenntnisse, indem er blos zum ewigen Auge emporschaute; anders Rousseau, der wenigstens in seinem Willen vor der *Wahrheit* zu beichten groß und edel ist. So möchte ich einmal beichten. Denn niedrig ist jedes Ziel und jedes Streben außer diesem Höchsten. Chateaubriands französische Eitelkeit verderbt mir sein Buch. Aber einige herrliche Schilderungen, einzelne tiefe Worte und Ausdrücke habe ich mir daraus behalten, wie auch einen weitern frischen Eindruck von der Schwäche der Menschennatur. Miß Martineaus *Leben im Osten* lese ich ebenfalls hier; es freut mich ein Bild vom Orient und von der ältesten Bildungsperiode unsres Geschlechtes zu erhalten, als Gegensatz vom Westlande, diesem Land der Verheißung, dem ich mich mit tausend Fragen in meiner Seele nähere. Aber was mich in Miß Martineaus Buch stört, das ist ihr sichtbares Bemühen ihre eigenen religiösen Vorstellungen dem Leben und der Geschichte der Vorzeit aufzuzwingen. Die ersteren ermangeln der Tiefe, und für

die letzteren fehlt es ihr an den Augen; sie behandelt sie zuweilen mit einem Leichtsinn, der ihres Berufes und ihres Geistes nicht würdig ist. Einige große und schöne Gedanken gehen jedoch wie ein erfrischender Wind durch das Buch. In ihnen erkenne ich den edeln Geist wieder, vor dem ich mich oft in Liebe gebeugt habe, und das letzte Mal, als ich ihr „Leben im Krankenzimmer“ las.

Am Abend.

Der ruhigste Tag, den wir noch auf dem Meere gehabt haben! Und die Ruhe mundet wahrlich süß nach dem Sturm der letzten Tage. Kleine Sperlinge umschwärmen Abends unser Schiff und bringen Grüße vom Lande. Sie erinnern mich an die Vögel, welche Kolumbus die ersten Botschaften von den Küsten der neuen Welt zutrugen. Wie mag es ihm dabei zu Muth gewesen sein? Morgen früh können wir unsre Füße auf amerikanische Erde setzen — in Halifax. Aber da wir dort Altengland wieder treffen, so läßt mich der Gedanke kalt. Ich bin lange auf dem Verdeck herumspaziert. Meer und Himmel sind hellgrau, einförmig und ruhig wie ein nordisches Alltagsleben. Wir lassen auf dem Meer eine breite, schnurgerade Straße hinter uns, die man noch gegen den Horizont hin sieht.

Viel Verdruß machte mir heute das Benehmen einiger Herren gegen ein vom Wind verschlagenes Vögelein, das auf unserm Schiff Ruhe suchte. Abgemattet ließ es sich da und dort auf unsrem Tauwerk nieder, wurde aber jedesmal wieder verscheucht, zumal von zwei jungen Männern, einem Engländer und einem Spanier, die mit ihren Hüten und Nastüchern auf nichts Anderes auszugehen schienen, als das arme Thierchen zu Tode zu hetzen. Es war peinlich anzusehen, wie es sich mit seinen müden Flügeln wieder und wieder anstrengte unserem Schiff zu folgen, und

sich dann keuchend wieder auf das Tauwerk oder die Stangen herabließ, um von Neuem vertrieben zu werden. Ich war kindisch genug diese jungen Männer mit meinen Bitten zu verfolgen, daß sie das arme Thierchen in Ruhe lassen möchten. Aber es half Nichts, und zu meiner Verwunderung nahm nicht ein einziger von den Passagieren den kleinen Fremdling in Schutz. Ich erinnerte mich, daß ich auf schwedischen Schiffen kleine vom Wind verschlagene Vögelein anders hatte behandeln sehen; man ließ sie in Frieden und fütterte sie sogar mit Brosamen. Die Hetzjagd hier endete damit, daß der Vogel seinen Schwanz in der Hand eines seiner Peiniger lassen mußte, worauf er ohne Mühe vollends gefangen wurde. Man setzte ihn in einen dunkeln Käfig, wo er nach einigen Stunden starb. Ich glaube nicht an übertriebener Empfindsamkeit zu leiden; aber Nichts verbittert mich mehr gegen den Menschen als unnöthige Grausamkeit gegen Thiere. Und ich weiß, daß eine edle Menschennatur dies verabscheut. Im Uebrigen beklagte ich diese grausamen Kinder in Männergestalt, denn ich glaube an eine Nemesis, auch in kleinen Dingen, und ich glaube, daß die Stunde kommen wird, wo diese jungen Männer nach Ruhe lechzen und keine finden werden, und daß dann der gehetzte Vogel sich bei ihnen in Erinnerung bringen wird. Wenn ich nach Amerika komme, wird einer meiner ersten Besuche den Quäckern gelten, denn ich weiß, daß zu den schönen Zügen ihrer Religion Barmherzigkeit gegen die Thiere gehört.

Ich war auch einmal ein grausames Kind, als ich nicht verstand, was Leiden ist und was Thiere sind. Meine erste Lektion in der Menschlichkeit gegen Thiere erhielt ich von einem muntern jungen Kriegsmann, der später im Krieg gegen Napoleon den Heldentod starb. Seinen vorwurfsvollen Blick und seine

Aeußerung gegen mich: „Der arme Wurm!“ vergesse ich nie. Es sind jetzt mehr als dreißig Jahre.

Für diesmal schreibe ich nichts mehr, mein Herzchen. Aber sobald ich nach New-York komme, schreibe ich Dir wieder. Und wie sehne ich mich Nachrichten von daheim zu erhalten! Es ist schon so lange her, daß ich keine Briefe mehr bekommen habe.

Manche Gedanken regen sich in mir, indem ich mich dem Ziel meiner Reise nähere, Gedanken, die sich nicht so leicht beschreiben lassen. Wie wird sie ausfallen? Das weiß ich nicht. Aber eines weiß ich: daß ich etwas Neues sehen, etwas Neues lernen werde, und ich vergesse das Ehemals und strecke meine Arme demjenigen entgegen, was vor mir liegt. Es ist mir ein Bedürfniß zu vergessen und mich zu erneuen.

Und das weiß ich auch, daß Freunde mir im fremden Lande begegnen werden und daß wahrscheinlich ein Freund mir am Ufer entgegenkommt. Das ist gut.

Gute Nacht! Ich umarme herzlich Dich und Mama, lasse Verwandte und Freunde bestens grüßen und lebe in der jungen Welt, wie in der alten als

Deine

Zweiter Brief.

New-York, Amerika, d. 4. Oktbr.

Guten Morgen, liebes Schwesterchen! oder vielmehr guten Abend! auf dieser neuen Erde, wo ich jetzt festen Fuß gefaßt habe, nachdem ich mich 13 Tage lang auf dem Meere gewiegt. Ich wohne im Astorhaus, einem der größten und besten Hotels von New-York, das eben so viele Bewohner hat als die Hauptstadt von Island, nämlich ungefähr 500. Schief gegen-

über sehe ich ein großes sogenanntes Museum mit fliegenden Fahnen und grünen Büschen auf dem Dach, und die Wände mit ungeheuren Gemälden bedeckt, die größten Wunder der Welt vorstellend in Gestalt von riesigen wunderlichen Thieren und sonderbaren Menschen, die im Hause zu schauen sein sollen (ich bemerke unter ihnen einen Mann, der aus dem offenen Rachen eines Wallfisches einen Purzelbaum hoch in die Luft macht, einen salto mortale, ähnlich dem des seligen Propheten Jonas) und mehrere dergleichen Curiosa, die noch überdies von einer Bande Musikanten vom Balkon des Hauses herab ausgetrompetet werden. Sie spielen recht gut und das Ding sieht recht lustig aus. Unten am Astorhotel befindet sich eine grüne Umzäunung mit Bäumen und einem großen Springbrunnen; dies sieht erfrischend aus und ich habe mich Nachmittags eine Weile durch einen Spaziergang allda erlabt. Astorhaus liegt in Broadway, der großen Hauptstraße New-Yorks, wo Menschen und Wagen in unaufhörlicher Strömung und in ächt republikanischem Gemisch an einander vorbeirennen. Lange Reihen weißer und goldgelber Omnibusse schlängeln sich in gleichmäßiger schneller Bewegung, so weit man sehen kann, zwischen 1000 andern großen und kleinen Fuhrwerken heran. Die breiten Seitengänge wimmeln von Menschen aus allen Klassen; es sind da schöne Häuser, die im Ausbau begriffen sind; zierliche Läden und eine Menge schlechter Plunder; in Broadway herrscht ein gewisser Wirrwarr, der auch mich für den Anfang etwas wirr im Kopfe machte. An das Leben auf der Straße denke ich erst zu kommen, weun ich einmal hinübergehe. Der hübsche kleine Park mit seiner schönen Fontaine neben dem brausenden Broadway ist eine wahre Oase in dem aufgerührten Sand. Jetzt muß ich etwas von meiner Ankunft dahier sagen.

Ich verließ Dich das letztemal vor unsrer Ankunft

in Halifax. Die Nacht darauf war die einzige etwas gefährliche auf der Reise. Wir näherten uns nämlich der Küste und ihren gefährlichen Brandungen unter einem starken Nebel. Wir mußten von Zeit zu Zeit still liegen. Aber am Morgen lagen wir vor Halifax, und ich sah die Brandungen gleich schrecklichen Meerungeheuern brausend und in einiger Entfernung um uns her sich erheben. Ich stieg in Halifax ans Land, traf aber dort blos das Schlimmste von der alten Welt wieder, Nebel, Lumpen, Bettler, schmutzige kreischende Kinder, dürre Pferde 2c. 2c. Ich war froh, daß wir uns nur ein Paar Stunden da verweilten.

Am folgenden Tage ging die Fahrt südlich gegen New-York; es war ein wahres Fest; warmes Wetter, ruhige See, günstiger Wind und am Abend das Meer voll von phosphorischem Glanz und Sternen, und der Himmel auch voll von Sternen, die aus poetischen Wolken herabschauten. Es war ein herrlicher Abend. Ich blieb bis sehr spät auf dem Verdeck und betrachtete die Lichtexplosionen, die unsere Fahrt mit dem Kiel des Schiffes längshin aus der Tiefe hervorrief. Wir fuhren gleichsam in einem Element von hellem Silber, worin die zierlichsten Gruppen goldener Sterne unaufhörlich hervorsprangen.

Am folgenden Tag war es trübe; Himmel und Meer waren grau, die Wogen bleifarbig. Aber als wir in den großen schönen Hafen bei New-York kamen, der uns wie mit offenen Armen umschloß, da brach die Sonne stark und warm durch die Wolken, und Alles leuchtete rings umher. Dies war ein herrlicher Empfang von Seiten der neuen Welt; dazu lag in der Luft etwas so wundersam Lebensvolles, Knisterndes und Jugendfrisches, daß es mich frappirte. Es war darin etwas vom Leben der ersten Jugend — so wie man es mit 15 oder 16 Jahren empfindet. Ich trank die Luft, wie man Nektar trinken könnte,

während ich vom Verdeck auf den neuen Strand hinausschaute, dem wir uns schnell nahten. Er war niedrig; ein Wald von Masten verdeckte mir New-York noch, man sah jedoch seine Thürme und seinen Rauch, und rechts und links im Hafen lagen mit grünen Hügeln und Gruppen von schönen Villen und Häusern die großen Inseln Long-Island und (links) Staten-Island, das mir höher und waldiger schien, als die übrige Küste. Der Hafen ist prächtig, und unsere Ankunft war, Dank sei es der Sonne und den Winden, festlich schön.

Eine sehr angenehme Familie, Bones von Georgien, empfing mich und alles das Meinige mit der größten Freundlichkeit und führte mich mit sich nach dem Astorhaus, wo wir sogleich ein Zimmer bekamen. Das blasse Mädchen und ich quartirten uns zusammen in ein Zimmer 4 Treppen hoch ein; wir konnten es nicht anders bekommen. Ich war noch nicht eine Viertelstunde im Astorhaus gewesen und stand eben mit meiner Reisegesellschaft in einem gemeinschaftlichen Salon, als ein dunkel gekleideter Herr von feinem gentlemännischem Aussehen und Wesen und mit einem der schönsten dunkelbraunen Augenpaare, die ich je gesehen, sachte auf mich zutrat und mit einer überaus melodischen Stimme meinen Namen nannte. Es war Mr. Downing, der aus seiner Villa am Hudson gekommen war, um mir bei meiner Ankunft entgegen zu gehen. Ich hatte dies kaum erwartet, da ich so lange ausgeblieben und er schon vorher einmal vergebens meinetwegen nach New-York gefahren war. Sein Aussehen und sein ganzes Wesen gefiel mir sehr. Ich weiß nicht, warum ich ihn mir als einen Mann von mittlerem Alter, mit blauen Augen und hellen Haaren, gedacht hatte; er ist aber ein junger Mann von etwa 30 Jahren, mit dunkeln Augen und dunkelm Haar, schön braun und weich gelockt, im Ganzen eine recht roman-

tische Erscheinung. Er bleibt morgen noch bei mir hier, verlangt aber, daß ich ihn übermorgen nach seinem Haus am Hudson begleiten soll, wo ich die Bekanntschaft seiner Frau machen, im Uebrigen ausruhen, die Hochlande des Hudsons sehen und meine künftigen Reiseprojekte weiter überlegen werde.

Ich habe den Abend mit meinen Freunden vom „Kanada" und Mr. Downing in einem der vielen und großen Salons des Hauses zugebracht und da verschiedene Bekanntschaften gemacht. Prächtige Salons mit Sammtmöbeln, mit Spiegeln und Vergoldungen, strahlend von Gasflammen, herrlichen Kronleuchtern und andern glänzenden Zierrathen stehen in allen Stockwerken des Hauses für Ladies und Gentlemen offen, die da wohnen und Besuche machen, plaudern und in weiche zierliche Sofas oder Armstühle gelehnt ausruhen, sich mit Fächern Kühlung zuwehen und dem Anschein nach nichts Anderes in der Welt zu thun haben, als gegen einander artig zu sein. Sobald ein Frauenzimmer aufsteht, ist sogleich ein Herr bei der Hand, um ihr seinen Arm anzubieten

Den 5. Oktober.

Es ist mühsamer hier als man glaubt; ich bin nach einem eintägigen Löwenleben dahier ganz ermattet. Den ganzen Tag, vom frühen Morgen an, mußte ich Besuche empfangen, mußte in einem zierlichen Salon da sitzen oder stehen und mich blos vom Einen zum Andern wenden, Grüße und Händedrücke mit zuweilen einem halben Dutzend neuer Bekannten auf einmal austauschen, mit Gentlemen von verschiedenen Professionen und Nationen, Ladies, die mich in ihre Wohnungen einluden und verlangten, ich solle nur sogleich kommen; dann trafen auch eine Menge Briefe ein, die ich blos erbrechen konnte, Bitten um Autographe ꝛc. ꝛc. Ich habe heute 70—80 Personen die Hand gedrückt. Eine Menge Besuche konnte ich gar

nicht empfangen. Die Namen sind mir beinahe alle entfallen, aber die meisten Leute, die ich sah, gefallen mir durch ihr herzliches und offenes Benehmen und ich bin dankbar für ihre große Freundlichkeit. Es wird einem so warm und gastlich dabei zu Muthe. Aber ich war seelenfroh, als ich auf ein paar Stunden meinen guten Freunden entfliehen und mit Mr. Downing nach dem schönen Park Greenwood hinausfahren konnte, dem großen neuen Begräbnißplatz New-Yorks, einem jungen Père la chaise, aber riesiger in seiner Anlage. Man fährt da wie in einem großartigen englischen Park mit Hügeln und Thälern. Von der höchsten Höhe „Ocean-hill" hat man eine herrliche Aussicht auf den Ocean hinaus. Das prächtigste Monument, das ich sah — von weißem Marmor — wurde von trauernden Eltern ihrem einzigen Kinde, einer jungen Tochter, errichtet. Das junge Mädchen war überfahren worden. Vermuthlich geschah es in Broadway.

Als ich ins Hotel zurückkam, aß ich mit Downing in einem der kleineren Säle zu Mittag. Am Tisch sah ich einige Herren sitzen, deren Anblick mir eigentlich weh that, wie es mir weh thut übermäßig angestrengte, abgehetzte Pferde zu sehen, denn so sahen sie aus. Und die unruhigen, in tiefen Höhlen liegenden Augen, die gespannten matten Züge, welch ein Leben verkündeten sie! Besser auf dem Ocean-hill liegen, als so in Broadway leben. Diese Figuren hatten wenig Aehnlichkeit mit den meisten von denen, die ich in Astorhaus gesehen hatte. Aber auch in Broadway habe ich bereits Menschen und Pferde gesehen, die ich auf der Erde der neuen Welt nicht zu sehen gewünscht hätte, und die von trüben Lebensströmen auch hier zeugen. Doch wie konnte es anders sein, zumal in New-York, das mehr ein großes Hotel, ein Karawanserai für die ganze Welt, als eine eigentlich amerikanische Stadt ist?

Nachmittags habe ich wieder Besuche empfangen, unter ihnen Mrs. Child. Sie machte auf mich den Eindruck einer schönen Seele, aber zu feinfühlend, um glücklich zu sein. Die kleine Dichterin Miß Lynch war unter den Morgenbesuchen; sie ist ein angenehmes, liebliches und seelenvolles junges Frauenzimmer und hat in ihrem Gesicht und Blick etwas von Jenny Lind. Auch Landsleute sah ich. Ein hübscher junger Schwede, Herr Frestadius, kam mit einem großen Blumenstrauß. Den norwegischen Consul Hejerdahl und Herrn Buttensköu hatte ich kaum Zeit recht zu grüßen. Herr Ononius aus Westermannland kam auch: er wollte gerne mit mir reden und unsere Landsleute vor der Auswanderung und ihren Leiden warnen. Unter den heutigen Einladungen war auch eine in ein Phalanstère, das in New-Jersey, nicht weit von New-York liegt. Es soll mir nicht leid thun, dieses Unthier einmal in der Nähe zu Gesicht zu bekommen. Die Familie, die mich dort zu sich einlud, sah nicht abschreckend, sondern eher recht einnehmend aus, ganz ohne Falsch, freundlich und ernst.

Aber warum ich ein wenig erschrecke, das ist.... um mich selbst, wenn das Leben hier zu Lande diesem Tage gleicht. Dann werde ich wahrhaft ausgesogen, denn meine Kräfte reichen nicht hin für so viele lebensvolle Menschen. Wie soll es werden, wenn es hier so fortgeht? Glücklicher Weise werde ich morgen früh von dem ehrlichen Downing aus New-York entführt. Heute Abend muß ich trotz meiner Müdigkeit zu einer Soiree bei Miß Lynch fahren, die mich bei einigen ihrer literarischen Freunde einführen will. Ich habe bereits meine Toilette dazu gemacht, ich habe meine besten Kleider am Leib, sehe darin recht leidlich aus und schreibe, indeß ich auf den Wagen warte. Ach, wer sich hinlegen dürfte, um zu schlafen!

Ich wohne mit dem blassen Mädchen aus dem Sü-

den zusammen. Ich habe noch Niemand mit so klarem Bewußtsein und so frohem Muth dem Tod entgegengehen sehen. Sie ist ein stilles, frommes Wesen mit großer Kraft und vieler Zärtlichkeit in der Seele.

Jetzt muß ich wegfahren. Gute Nacht!

Newburgh am Hudson, den 7. Oktober.

Sonntag.

Meine liebe Schwester! Wie froh bin ich, daß ich hier bin in der jungen, neuen Welt; wie danke ich der Vorsehung, die mich in ihrer Güte durch Geistes und Dampfes Kraft glücklich hiehergeführt hat, obschon ich durch die Masse von Eindrücken und Gedanken, die gleichsam auf mich hereinrauschen, nicht blos gehoben, sondern zugleich auch bedrückt werde. Alles was ich geahnt, gesucht, ersehnt, das werde ich hier finden, und noch mehr. Ich meine Nahrung und Licht für den fragenden, forschenden Geist in mir. Besonders glücklich fühle ich mich durch die Berührung mit Mr. Downing, einem edeln und fein unterscheidenden Geist, einem ächten Amerikaner, aber ohne blinden Patriotismus, einer offenen Seele, einem kritischen Verstand, der mir über die Zustände und Fragen im Lande nachdenken hilft. Und einer solchen Hilfe bin ich für den Anfang wohl bedürftig.

Ebenso war es mir ein wahres Bedürfniß, mit Gewalt den Bewohnern von Astorhaus und New-York entrissen zu werden, denn sie hätten mir sonst gleich im Anfang ein Ende gemacht. Ich war von der ersten Tagesarbeit im Gesellschaftsleben, die bis Nachts ein Uhr währte, dermaßen müde und hatte ein solches Bedürfniß nach Ruhe und Schlaf, daß ich es kaum für möglich hielt am folgenden Morgen schon um fünf Uhr von New-York abzureisen. Ich sagte es Mr. Downing, der sehr mild, aber bestimmt antwortete:

O, Sie müssens versuchen! wobei ich dachte: Diese Amerikaner halten also Alles für möglich! aber auch sogleich einsah, daß die Sache vollkommen ausführbar war. Und am nächsten Morgen war ich um ½ fünf Uhr auf und angekleidet, küßte in ihrem Bett das blasse Mädchen aus dem Süden, das mir im letzten Augenblick ein seidenes Tüchlein, weich und weiß wie sie selbst, um den Hals schlang, und so eilte ich hinab, um mich unter Mr. Downings Tirannei zu stellen. Der Wagen stand bereits vor dem Hause und drinnen fand ich Miß Lynch, die Mr. Downing eingeladen hatte, den Sonntag in seinem Hause zuzubringen.

Fahr zu! New World! rief der Portier des Hotels unserem Kutscher zu, und wir rollten die Broadway-Straße hinab dem Hafen zu, wo das große Dampfboot „the new World" uns an Bord nahm. Es war ein wahrer kleiner schwimmender Palast, von Außen zierlich und flimmernd von Weiß und Gold, von Innen zierlich und elegant, große helle Salons, prächtige Möbel, wo Herren und Damen bequem ruhten und plauderten oder Zeitungen lasen. Ich sah da keinen von Dickens rauchenden und spuckenden Herren. Stattlich und still schwammen wir den breiten, stattlichen Hudson hinauf. Schade, daß es ein Regentag war, denn die Fahrt war sonst eine der schönsten, die man sich denken kann, zumal als wir nach einigen Stunden in die Hochlande kamen. Die Ufer mit ihren kühnen und waldbewachsenen Höhen und Bänken erinnerten mich an die Gestade des Dalelf und des Angermannaelf, ja sie schienen mir derselben Naturbildung anzugehören, nur daß die Fluth hier breiter und die Natur großartiger war; die dunkeln Wolken, die in schweren Draperien zwischen den Bergen über den Fluß herabhingen, standen hier in prächtiger Harmonie mit den düster schönen Pässen, durch die wir uns schlangen, und die bei jeder neuen Wendung neue großartige Gemälde eröffneten.

Der Fluß war voll von Leben. Dreideckige Dampfboote, gleich dem unsern schimmernd von Gold und Weiß, fuhren hinauf und hinab; andere Dampfboote zogen Flotillen von 20—30 Booten nach sich, die mit binnenländischen Waaren für New-York, oder mit New-Yorker Waaren für das Binnenland belastet waren, und man sah 100 größere und kleinere Segelschiffe die steilen Ufer entlang fliegen, gleich weißen Tauben mit rothen flatternden Halsbändern. An den Ufern glänzten eine Menge weiße Landhäuser und kleine Höfe. Ich bemerkte eine große Abwechslung in der Bauart. Manche Häuser sind im gothischen Styl gebaut, andere gleichen griechischen Tempeln — und warum denn nicht? Das Haus soll ebensowohl ein Tempel als eine Wohnstätte und eine Vorrathskammer sein. In unserem alten Norden war der Platz des Hauses ein heiliger Raum und die Hausgötter wohnten da. Ich sah auch Dörfer, Kirchen, alle Arten von Gebäuden am Ufer; die weiße Farbe war vorherrschend. Manche Häuser waren jedoch auch etwas grau und sepiafarbig. Gegen das Ende der Reise kamen Wolken über uns herab und es fiel ein tüchtiger Regen. Aber mit der liebenswürdigen Miß Lynch und mit Mr. Downing war es leicht im Gemüth und Gespräch den Sonnenschein oben zu halten. Nach einer Fahrt von 3—4 Stunden landeten wir in dem Städtchen Newburgh, wo Mr. Downings Wagen uns entgegen kam und uns die Hügel hinan nach einer schönen Villa von hellen sepiafarbigen Sandsteinen mit zwei vorstehenden Thürmchen führte. Von einem Park umgeben, hoch und frei liegend, gewährte sie eine freie Aussicht über den schönen Fluß und seine Ufer. Ein feines hübsches Weibchen, blond und blauäugig, trat aus der Hausthüre, umarmte Mr. Downing und bewillkommnete herzlich seine Gäste. Es war Mrs. Downing. Sie sieht aus, als gehöre sie zur Vögelnatur. Und da

wollen wir's uns denn behaglich sein lassen und recht mit einander zwitschern, denn auf die Natur versteh' ich mich auch.

Astorhaus mit seinem schimmernden Salons- und Gesellschaftsleben und „the new World" mit seiner Pracht waren gute Probestücke von der Außenseite (the showy side) des Lebens der neuen Welt, und Downing sagt, er wünsche sehr, daß ich sogleich etwas davon zu sehen bekomme, um hernach besser die andere Seite des Lebens dahier beurtheilen zu können, diejenige die der inneren, feineren, eigentlich individuellen Bildung angehört. Und von dieser hätte ich kaum ein besseres Muster bekommen können, als in Mr. Downing selbst und seinem Heimwesen. Er hat selbst sein Haus gebaut, selbst alle Bäume und Blumen umher gepflanzt, und Alles scheint mir das Gepräge eines feinen und ernsten Gemüthes zu tragen. Es ist eine romantische Scenerie, dunkle Gänge, die zierlichsten Detailpartien und große Aussichten. Alles ist voll Einsicht gemacht, nichts verräth Steife oder Plumpheit. Eine Seele hat hier gefühlt, gedacht, geordnet. Im Hause waltet ein gewisser düsterer Ton in den Farben vor; alles Holzwerk ist braun, selbst der Tag ist düster, aber dennoch klar oder vielmehr lichtvoll; es ist ein gebundener Sonnenschein; etwas Warmes und Tiefes; — es kommt mir vor wie ein Widerschein von den braunen Augen des Mannes. In den Formen, den Möbeln, der Anordnung herrscht der feinste Geschmack; alles ist edel und weich und alles ebenso comfortabel als geschmackvoll. Das Einzige was in den Zimmern glänzt, sind die schönen Blumen in zierlichen Urnen und Körben. Im Uebrigen sind Bücher, Büsten und einige Gemälde da. Auf kleinen Bücherschränken in Form von gothischen Fenstern, die wie Nischen in den Wänden in Downings Salon angebracht sind, stehen Büsten von Linné, Franklin, Newton und anderen

Heroen der Naturwissenschaft. Man sieht in dieser Wohnung eine bestimmte und durchgeführte Individualität, die sich in ihrer Umgebung ausgeprägt hat. Und so sollte jeder Mensch sich und seine Welt bilden. Man ahnt hier Mr. Downings Wahlspruch: il bello e il buono (das Schöne und das Gute). In Speisen, in Früchten, sowie in einer Menge kleiner Dinge herrscht ein wirklicher Luxus, der aber nicht glänzt und sich breit macht, sondern gleichsam verborgen in dem innern Reichthum und der Ausgesuchtheit des Dinges liegt. Eine Wohnung dieser Art hatte ich in der jungen neuen Welt nicht erwartet. Seit ich hier bin, hat es unaufhörlich geregnet und genebelt, und ich bin ganz bös auf das Klima. Es könnte kaum bei uns im Oktober schlechter sein. Aber ich schätze mich auch glücklich, daß ich in ein so gutes Haus gekommen bin. Mein Zimmer ist im obern Stock und gewährt eine prächtige Aussicht über den Hudson und die Berge auf der andern Seite des Flusses.

Ich dachte, daß ich hier fürs Erste vor allen Besuchen Ruhe bekommen würde. Aber nein. Gestern Abend spät, in Dunkelheit, Sturm und Regen, als ich mit meinen Wirthsleuten in ihrem gemüthlichen Salon saß, kam der Herausgeber von „Sartaines Union Magazine“ in Philadelphia, Professor Hart, der auf die erste Kunde, welche die Zeitungen von meiner Ankunft in Amerika gebracht, von Philadelphia nach New-York gereist und von New-York mir hieher gefolgt war, blos um mich, wie er sagte, für sein Magazin zu monopolisiren, um mich zu ersuchen, daß ich während meines Aufenthalts in Amerika für dieses und für kein anderes schreiben möchte. So viel von amerikanischer Betriebsamkeit in Geschäftssachen. Der Mann hatte übrigens so viel gentlemännische Feinheit in seinem Benehmen und etwas so Gutes und Angenehmes in

seinem blassen, feinen Gesichte, daß ich nicht umhin konnte Gefallen an ihm zu finden und ihm mein Wort zu geben, daß ich, im Falle ich etwas für die Oeffentlichkeit in Amerika schreiben sollte, es seinen Händen überliefern wolle. Aber ich zweifle daran, daß ich hier etwas schreibe. Ich fühle das Bedürfniß zu denken und zu lernen.

Montag, den 8. Oktober.

Heute leuchtet die Sonne über dem herrlichen Hudson, der unter meinen Fenstern fließt, und ich würde mich mit meinen Gedanken und meinen amerikanischen Büchern glücklich fühlen, wenn nicht der Strom von Besuchen sich wieder in Bewegung setzte, und meine Zeit und meine Aufmerksamkeit in Anspruch nähme. Ich habe Downing bitten müssen, meine Vormittagsstunden zu schützen und mich während derselben nicht aus meinem Käfig zu rufen. Ich werde sonst eine wilde Löwin statt einer zahmen Löwin, als welche man mich haben will, und welche Rolle auch am besten für meine Natur paßt. Mit meinen Wirthsleuten fühle ich mich besonders glücklich und ich lerne viel von Downing, dessen Individualität mich immer mehr interessirt. Es ist etwas Stilles und Melancholisches an ihm, aber er hat einen ungewöhnlichen Beobachtersblick, einen kritischen und etwas sarkastischen Sinn, der jedoch auf einer großen Begriffsfähigkeit beruht. Er ist nicht lebhaft, aber sehr belebbar, er ist schweigsam, aber einer von den Schweigsamen, deren Urtheil man zu hören meint, selbst wenn sie nichts sagen. Er ist in hohem Grad empfänglich und unterscheidet scharf; jedes Gespräch erhält mit ihm leicht ein Interesse. Seine Frau ist eine angenehme, kurzweilige, liebenswürdige Person von feiner Bildung, wie ich glaube, und wie für ihren Mann gewachsen. Heute habe ich auf Mr. Downings Aufforderung an Professor Bergfalk geschrieben, um ihn hieher einzuladen. Bergfalk

befindet sich nämlich blos ein paar Meilen von Newburgh, in Poughkiepsie (ich weiß nicht, ob ich den Namen recht buchstabire), wo er sich im Englischsprechen übt. Ich betrachte es als ein besonderes Glück für mich, während meines Aufenthaltes hier zu Lande zuweilen mit Bergfalk zusammentreffen und ihn sprechen zu können. Auch wünsche ich ihm, daß er Downings Bekanntschaft macht, und Downing wünsche ich, daß er Bergfalk kennen lernt, um zu sehen, wie interessant ein schwedischer Gelehrter sein kann.

Jetzt eine große herzliche Umarmung über das Weltmeer hinüber für Mama und Dich.

N. S.

Ich muß Dir erzählen, daß ich unter Anderem auch eine Einladung auf eine Hochzeit in der Nachbarschaft erhalten habe. Ich werde gerne kommen. Es macht mir Freude Bräute und Hochzeiten zu sehen. In meinem nächsten Brief werde ich von meinen Plänen und Entwürfen für meine Zukunft sprechen. Sie sind noch nicht recht bestimmt, nur daß ich den Winter in Boston, Amerikas Athen, zuzubringen und daselbst so viel wie möglich die intellectuelle Bewegung des Lebens der neuen Welt aufzufassen wünsche. Vor der Hand werde ich wohl einige Wochen bei Downings zubringen und mit ihnen Ausflüge zu einigen ihrer Freunde am Hudson machen; einigen der besten Leute im Land, wie es heißt. Unter diesen befindet sich Washington Irving, der nächst Fennimore Cooper uns Schweden zuerst in Amerika etwas heimisch gemacht hat und am Hudson ansässig ist. Miß Sedgewick wird in ein paar Tagen hier erwartet; es wird mir Freude machen sie zu sehen und ihr für den Genuß zu danken, den wir von ihrem Redwood und Hope Leslie hatten.

Könnte ich nur ein wenig Zeit für mich selbst haben!

Es wird mir schwer all das Wohlwollen zu empfangen, das mir von allen Seiten, von nah und fern, aus verschiedenen Staaten und Städten entgegenkommt. Aber wenn ich es auch blos unvollkommen erwiedern kann, so ist doch dafür mein Dank nicht minder herzlich, und nie werde ich vergessen, daß schon am ersten Tage meines Aufenthalts in New-York mehr als ein halb Dutzend Häuser sich mir öffneten, wohin ich als Gast und Familienmitglied eingeladen wurde. Die Zahl dieser Häuser vermehrt sich täglich. Auch von Quäckern habe ich Einladungen. Möge ich mit einem Fünftel von ihnen fertig werden!

Dritter Brief.

Am Hudson d. 11. Oktbr. 1849.

Heute auf der Hochzeit, um 9 Uhr auf dem Morgenzweige. Wir fuhren bei strömendem Regen nach dem Hochzeitshause. Alle Gäste, gewiß beinahe 100 an der Zahl, waren bereits versammelt. Der Vater der Braut, ein älterer Herr von äußerst angenehmem Aeußern, bot mir den Arm, um mich in das Zimmer zu führen, wo die Trauung stattzufinden hatte. Es war die einzige Tochter vom Hause, die sich vermählen sollte. Die ältere Schwester war vor einem Jahr gestorben und die Mutter trug den Gram darüber noch immer in ihrem bleichen kummervollen Gesichte. Die Hochzeitsgesellschaft war sehr schweigsam; man konnte eher in einem Trauerhaus als bei einem Freudenfest zu seyn glauben. Und da die älteste Tochter kurz nach ihrem Hochzeitsfest und in Folge desselben, nemlich als sie Mutter wurde, gestorben war, so fehlte es nicht an Gründen dieses Fest mit ernsten Blicken anzusehen. Ladies und Gentlemen wurden mir die einen um die andern vorgestellt, dann wurde es wieder still im

Kreise. Hierauf begann ein Geflüster, daß die Trauung jetzt bald vor sich gehen solle. Eine Thüre öffnete sich und ein junger Herr trat ein mit einer jungen Dame am Arm, die Hut und Reisemantel trug. Sie stellten sich neben einander in der Tiefe des Zimmers auf, ein alter würdiger Geistlicher trat vor die jungen Leute und weihte sie für die Ewigkeit mit einem kurzen Gebet, einer kurzen Ermahnung und dito Segen. Hierauf traten die Verwandten und Freunde vor, beglückwünschten und küßten die Neuvermählten. Auch ich ging am Arme des Vaters der Braut vor, küßte sie und drückte dem jungen Manne die Hand. Er sah glücklich aus und schien seiner Sache wie seiner selbst sicher zu seyn. Auch sie sah vergnügt aus und war überdies sehr hübsch; sie wäre wirklich schön gewesen, wenn sie im Brautkleide und nicht im Reisehabit gekommen wäre, und dies offenbar ohne alle Absicht schön zu erscheinen, sondern vielmehr mit Rücksicht auf das Regenwetter, in welchem die Nenvermählten jetzt ihre erste Reise durch das Leben antreten sollten. Sie sollten sich nemlich unmittelbar nach der Trauung an den Niagara begeben und mußten eilen, um das Dampfschiff zu erreichen. Champagner und Confect wurden gereicht. Man sah die Brautgeschenke auf einem Tisch ausgestellt. Man besah sie und jeder Hochzeitsgast erhielt ein mit einem seidenen Band umwickeltes weißes Papierschächtelchen, worin sich ein Stück von dem Hochzeitskuchen befand. So reiste Alles ab. Auch das junge Paar reiste ab, um nach einer Lustfahrt von etlichen Wochen zurück zu kommen und mit den Eltern zu leben. Alles war im Nu abgethan.

Diese neue Hochzeitsceremonie erschien mir charakteristisch für die Hast und Eile, die ich den Amerikanern oft vorwerfen hörte. Das Leben ist kurz, sagen sie, deshalb eilen sie vorwärts auf der Bahn, lassen alle unnöthige Formen und Manieren weg, welche die noth-

wendigen Geschäfte des Lebens aufhalten können, und machen diese so schnell als möglich ab; sie verweilen blos 5 Minuten, um sich zu verheirathen, und empfangen selbst den ehelichen Segen in den Reisekleidern, um sofort auf die Reise zu eilen — an den Niagara oder nach einer andern Richtung. Aber ich muß sagen, daß in dem vorliegenden Fall nur die Form flüchtig war. Es war klar, daß Ernst auf dem Grunde aller Herzen lag, und selbst der kurze Trauungsakt trug das Gepräge eines tiefen, feierlichen Ernstes. Man sah leicht, daß es sich nicht um ein Spiel, um eine flüchtige Sache handelte, sondern um etwas sehr Ernstes. Viele Personen waren gerührt, andere weinten; sie dachten vermuthlich an die frühere Hochzeit im Hause. Der alte Diener, ein Neger, der das Confect bot, hatte eine jener Arten von Ausdruck, worin man ein ganzes Kapitel vom innern Leben der Familie lesen kann und sieht, daß es ein Leben der Liebe ist, das dem Diener gestattet sich als Mitglied der Familie zu fühlen.

Manche Personen mißbilligen solche Vermählungen in Reisekleidern und auf reisendem Fuß und wünschen sie feierlicher zu haben. Sie sind indeß nicht die einzigen, die hier gebräuchlich sind. Man hat auch Abendhochzeiten, wo die Braut ungefähr wie bei uns gekleidet ist und alles ungefähr mit derselben Feierlichkeit zugeht, mit Ausnahme desjenigen Theils, der zur öffentlichen Ausstellung der von Kerzen, Marschällen und Brautjungfern umgebenen Braut gehört, wie wir dies in Schweden und, glaube ich, nur allein in Schweden haben.

Sonnabend den 20. Oktober.

Ich habe jetzt lange nicht mehr geschrieben; so viele Leute und so viele Zerstreuungen haben meine Zeit in Anspruch genommen. Ich will Dir nun das Wesentlichste von dem erzählen, was ich in der verflossenen Zeit erlebt habe. Aus der Heimath habe ich

noch keinen Brief erhalten; ich sehne mich schon so lange darnach.

Ich habe mich an dem neuen Leben hier und seinen hesperischen Früchten sehr erfreut; und kommt es nun von dem letzteren her oder von der jugendlich belebenden Luft der neuen Welt (wir haben seit einiger Zeit wieder das allerschönste Wetter) oder auch von den neuen Eindrücken, die täglich auf mich einströmen, aber ich fühle die Saiten meines Lebens gleichsam stärker zittern und die Pulse zuweilen beinahe fieberisch klopfen. Ich fühle, daß ich geistig und leiblich Nectar trinke; dies ist ein Göttertrank, aber beinahe zu stark für eine schwache Sterbliche, wenigstens als Alltagsgetränke. Das viele Gesellschaftsleben ist auch anstrengend, so schön und angenehm es auch ist. Downings haben keine Kinder und leben für das Schöne und Angenehme des Lebens in einem ausgewählten Kreis von Freunden und Nachbarn, die größtentheils an den schönen Ufern des Hudsons ansäßig sind. Ein fröhlicher, ungezwungener Umgang scheint zum Charakter des Lebens in diesem Kreise zu gehören. Man fährt immer auf Besuchen bei einander herum. Die Ufer des Hudsons stehen jetzt, seit der Herbst eingebrochen ist, in ihrer vollen Pracht, und die Laubwälder, welche die Ufer und Bergeshöhen bekleiden und aus einer großen Menge verschiedener Baumarten bestehen, glänzen in den zierlichsten Farbenschattirungen von Hellgelb bis Scharlachroth, aber dies ist zu zierlich und chaotisch prunkhaft, um meinem Auge recht zu behagen, das mehr Einheit begehrt. An Früchten ist hier jetzt der größte Ueberfluß: die schönsten Pfirsiche, obschon ihre Zeit jetzt eigentlich vorbei ist, Birnen, Pflaumen, Trauben, nämlich Treibhaustrauben 2c. Downings Tisch ist täglich mit einem ganzen Korb voll der herrlichsten Früchte, wahrer Hesperiden, und mit den schönsten im feinsten Geschmack angeordneten Blumen geschmückt. Das Früh-

stück ist hier zu Land weit stärker, als wir es in Schweden haben. Außer Cafe und Thee hat man Fische, Fleisch, Buchweizenkuchen, Omeletten ꝛc. und überdies Maisbrod und eine Art süßer Kartoffel, die dem Lande eigen und eine ausnehmend gute, schmackhafte Frucht ist Sie ist lang, weich und mehlig, gelb und sehr süß. Man servirt sie gewöhnlich in ihrer Schale und ißt sie mit Butter. Bei den Mittagessen hat man ähnliche Gerichte wie in England, nebst einigen Gemüsen und Früchten, die Amerika eigen sind. Abends ißt man nicht viel; man hat gewöhnlich Thee und Butterbemmen oder Theebrödchen, und hernach eingemachte Früchte, meist Pfirsiche nebst Rahm. Eine Sitte, die ich besonders angenehm finde, ist, daß man die Gäste an ganz kleinen Tischchen für eine oder zwei Personen servirt, welche Tischchen herumgestellt werden, bevor man den Thee reicht. Man macht sich zwei und zwei zusammen und hat die allerliebsten kleinen tête-à-tête, und Du weißt ja, daß ich dies sehr liebe. Ich kann nie recht schwatzen außer so.

Meine schönsten Augenblicke hier verlebe ich theils an den Vormittagen, allein in meinem Zimmer mit amerikanischen Büchern, die Downing mir geliehen hat, theils an den Abenden still mit meinen Wirthsleuten in dem kleinen düstern Salon sitzend, mit den Bücherschränken und Büsten rund um uns her, und das Feuer leise knisternd in dem großen Kamin. Da bei der Abendlampe lesen mir Mr. Downing und seine Frau abwechselnd Stücke aus ihren beliebtesten amerikanischen Dichtern vor. Die Bücher bekomme ich dann auf mein Zimmer hinauf; so habe ich Bryant, Lowell Emerson kennen gelernt, sämmtlich, obschon auf sehr verschiedene Arten, Vertreter des Lebens der neuen Welt. Bryant singt eigentlich ihr Naturleben, ihre Wälder, ihre Prärien, ihre eigenthümlichen Naturscenen und Phänomene, und sein Gesang athmet die stillen, frischen

Eingebungen des Naturlebens. Man fühlt, wie der Saft durch die Adern der Pflanze circulirt und die Blätter ausschlagen. Seine Thanatopsis oder sein Nachtgesang ist ein großartiges, obschon kurzes Gedicht, worin die ganze Erde als ein großer Begräbnißplatz betrachtet wird. Lowell ist von den großen Gesellschaftsfragen der neuen Welt, sowie von den Idealen aus dem Leben der jungen Welt inspirirt und ruft sie zum Bewußtsein auf in Gesängen über die Freiheit, über die Seligkeit eines freien und begnügsamen Lebens, in Gesängen auf die Ehre und Schönheit der Arbeit. Wieder und wieder mußte ich Downing bitten, das kleine schöne Gedicht: O armen Mannes Sohn! zu lesen, das mich entzückt durch seine Melodie und durch seinen rechtschaffenen Geist, welcher die moralische Melodie ist, sowie durch die fröhlichen Wahrheiten, die es in Aussichten für des armen Mannes Sohn in der neuen Welt ausspricht. Ich möchte das schöne Stück übersetzen und Downings musikalische Stimme besitzen, um es Dir vorzulesen. Seine liebe Frau, Caroline, liest von Lowells Poesien am liebsten eine kleine epische Dichtung, betitelt: Sir Launfalls Vision. Lowells Ideale sind rein sittlich, und etne tiefe Ader von religiösem Gefühl geht durch sie. Einer seiner schönsten Gesänge, worin ein starker und edler Patriotismus glüht, ist gegen einen Akt im Congreß gerichtet, wodurch die Beibehaltung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten begünstigt wird. Mit diesem und mehreren andern Antisklavereiliedern hat der junge Dichter seinen Platz in den Reihen der großen Partei im Lande genommen, die sich die abolitionistische nennt und die Abschaffung der Sklaverei bezweckt. Lowells Verse zeugen von einer wahren Dichternatur. Er muß sich in Versen aussprechen; er macht den Vers nicht, er singt ihn, und in seinem Gesang ist die Wallung,

die das Herz wallen und den Gedanken seine Schwingen erheben macht.

Waldo Emerson, mehr Philosoph als Dichter, aber poetisch in seinen prosaischen philosophischen Aufsätzen, ist mir als eine neue eigenthümliche Natur, die ungewöhnlichste von den Dreien, merkwürdig. Er kommt mir wie ein amerikanischer Thorild vor, der aus seiner eigenen mächtigen Natur die Welt umschaffen will, indem er nur in seiner eigenen Brust Gesetz und Eingebung sucht. Stark und rein, besonnen und ruhig, aber zugleich phantastisch, entsendet er von seinem transcendentalen Standpunkt aus seine Aphorismen über Natur und Geschichte, über Gott (der aber für ihn nicht ein persönlicher Gott, sondern eine „Oberseele", eine Harmonie von Gesetzen ist) und über die Menschen, indem er sie und ihre Wirksamkeit vom Ideal des höchsten Wahren und höchsten Schönen aus kritisirt. „Die Erde hat noch nicht einen Mann gesehen," sagt Emerson, und er sieht mit Sehnsucht diesem Manne, diesem Menschen der neuen Welt entgegen, an dessen Erscheinung er glaubt. Was dieser neue Mensch eigentlich sein oder wirken soll, ist etwas Unbestimmtes, nur soll er wahr und schön in des Wortes höchster Bedeutung sein, und überdieß fürchte ich, daß er sehr schön und hochgewachsen sein muß, um vor Emerson Gnade zu finden, der selbst ein Mann von seltener Schönheit sein soll und körperliche Mängel als eine Art Sünde betrachtet. Dieser neue Mensch befolgt keine Gesetze, als die in seiner eigenen Brust; aber da findet er unverfälschte Quellen der Wahrheit und Schönheit. Der neue Mensch glaubt an sich selbst allein, verlangt Alles von sich selbst und thut Alles selbst, ruht auf sich selbst und in sich selbst. Der neue Mann ist ein Stoiker, aber kein so herber, sondern schön und mild. Wohin er kommt, da blüht das Leben; im Kreise der Freunde ist es ein Festtag,

Nektar und Ambrosia duften in seiner Nähe; er selbst aber bedarf keines Freundes. Er bedarf keines, nicht einmal Gottes; er wird selbst Gott gleich, indem er seiner nicht bedarf; er erobert den Himmel, indem er zum Himmel sagt: ich begehre Dich nicht. In der Natur zeigt er sich als ein Wiederhersteller, er beherrscht und entzückt sie, und sie ist seine Freundin. Mit ihr hat er genug; die Waldesgötter flüstern ihm ihren Frieden und ihre Selbstgenügsamkeit zu, „es gibt kein Hügelchen, das nicht einen Stern über sich hätte"; es gibt keinen Kummer, den nicht das heilige Leben der Natur beschwichtigen kann. Er sagt der stolzen Welt Lebewohl, er tritt Roms und Griechenlands Größe mit Füßen in seiner ländlichen Heimath, wo er „im Gebüsch Gott begegnen kann." Emersons Sprache ist gedrängt und kräftig, einfach, aber treffend und klassisch. Die Wendungen sind originell, alte Sachen kommen auf eine so neue und glänzende Art zum Vorschein, daß man sie zum ersten Mal zu hören meint. Die Wünschelruthe des Genies ruht in seiner Hand. Er ist Meister auf seinem Feld. Seine eigentliche Stärke scheint die Kritik zu sein, eine gewisse göttergroße Verachtung und ein maßloser Hohn gegen das Mittelmäßige, Schwache und Erbärmliche, wo er es sieht; und er sieht es in Vielem und in Vielen. Er geißelt es ohne Schonung, aber dabei mit seltener Schönheit. Emersons Leistungen in dieser Richtung sind wahrhaft athletisch und dabei königlich. Sie erinnern mich an unsern König Gustav Adolph den Großen, als er den Soldaten beim Haar nahm und ihn zur Bestrafung übergab mit den freundlichen Worten: „Komm, mein Junge, es ist besser, Dein Körper leidet jetzt Böses, als daß Deine Seele in die Hölle kommt." Doch da ist mehr als Emerson, auch in der Absicht der Bestrafung. Wie das nun sein mag, so hat dieser Verächter des Unvollkommenen, Niedrigen und Kleinen,

dieser kühne Mann, der Vollkommenheit beim Menschen fordert, in seinen Schriften eine beinahe magische Zauberkraft für mich. Ich mache oft Einwendungen gegen ihn, ich hadere mit ihm, ich sehe, daß sein Stoicismus eine Einseitigkeit, sein Pantheismus eine Unvollkommenheit ist, und ich weiß Etwas, was größer und vollkommener ist; aber ich befinde mich unter dem Zauber, ich meine größer zu werden durch seine Größe, stärker durch seine Stärke, und ich athme in seinen Werken eine Hochlandluft, die unbeschreiblich erfrischend auf mich wirkt. Emerson hat mehr Idealität, als bei Denkern englischen Stammes gewöhnlich ist, und man könnte sagen, in ihm habe sich Germaniens Idealismus mit Brittanniens Realismus vermählt. Ich bin noch niemals einen Schritt gegangen, um einen literarischen Löwen zu sehen, aber Waldo Emerson, diesen Pionier in den moralischen Wäldern der neuen Welt, der seine Axt an die Wurzeln der alten Bäume setzt, um sie niederzuhauen und für neue Pflanzungen den Weg zu bahnen, diesen Mann zu sehen, würde ich ein schönes Stück Wegs gehen. Und sehen möchte ich ihn auch, den Mann, der in einem so streng kirchlichen Staat, wie in Massachussetts und in Boston (Emerson war Geistlicher in einer unitarischen Gemeinde zu Boston), den Muth hatte, offen seinem Priesterstand, seiner Kirche und dem christlichen Glauben abzusagen, weil er an einigen seiner Hauptlehren zum Zweifler geworden, edel genug, um sich dennoch die allgemeine Achtung und seine alten Freunde zu erhalten, stark genug, um sich mit Vermeidung aller Polemik und jedes bittern Wortes in die Stille zurückzuziehen, um allein für die Wahrheit zu wirken, die er als vollkommen erkannt, für die Lehren, zu welchen der Heide und der Christ sich auf gleiche Weise bekennen. Emerson hat ein Recht von Stärke und Wahrheit zu sprechen, denn er lebt für diese Tugenden. Und die Welt, die in der Kirche schläft aus

Mangel an lebendigem Christenthum, kann nur dabei gewinnen, wenn sie durch solche frische Winde vom Himalaya des Heidenthums aufgeweckt wird. Aber wie kann Emerson unbeachtet lassen . . . Doch ich will jetzt nicht darnach fragen. Emerson ist gerecht und wahrhaftig. Wären Viele wie er!

Jetzt muß ich Dir ein wenig von meinem gesellschaftlichen Leben in dieser Zeit erzählen. Miß Catharina Sedgewick (Verfasserin von Redwood) kam nebst einer jungen Nichte, Susanna Sedgewick, einige Tage nach meiner Zurückkunft hieher. Mr. Downing, der sie sehr schätzt, wünschte, daß ich sie kennen lernen möchte. Sie hat zwischen fünzig und sechzig Jahren, und ihr Aeußeres verräth zwar viel verständige Güte und Wohlwollen, aber kein eigentliches Genie. Ihre Gestalt ist weiblich schön, und ihr ganzes Wesen weiblich, redlich offen, ohne alle Manierirtheit. In den ersten Tagen war es mir als schliefe meine Seele ein wenig bei ihr, aber dieses Gefühl wurde in einem Augenblick gleichsam weggeblasen durch einen rührenden schönen Ausdruck von Herzlichkeit auf ihrer Seite; — dieser eröffnete sie gleichsam für mich und mich für sie, und seitdem fühle ich, daß ich mit ihr leben könnte, wie mit einer himmlischen Seele, zu welcher man das reinste Vertrauen haben kann. Ich erfreue mich auch an dem tiefen Verstand in ihren Worten und an ihrem wahrhaft weiblichen Sinn für die Verhältnisse des Lebens. Sie ist eine wahre und milde Seele, und ich fühle, daß ich sie recht lieben könnte. In den letzten Jahren soll sie viel für das geschrieben haben, was ich die geringeren Leute in der Gesellschaft nennen möchte, denn hier, wo beinahe alle Menschen arbeiten, um zu leben, kann man nicht von einer eigentlichen arbeitenden Klasse sprechen, wohl aber von einer solchen, die sich noch nicht emporgeschwungen hat. Für diese Klasse schrieb Franklin, selbst ein Arbeiter, der sich

hinaufgearbeitet; für sie schreibt auch Miß Sedgewick, und ihre kleinen Novellen und Erzählungen sollen sehr beliebt sein und viel Gutes wirken. Man rühmt insbesondere eine Erzählung, betitelt: das Haus, die ich zu bekommen suchen will. Auch ich möchte so gerne für die geringen Leute in der Gesellschaft mehr schreiben, als ich bisher gethan habe. Miß Sedgewick war jetzt mit einer neuen Auflage ihrer gesammelten Werke beschäftigt. Sie sprach mit mir von einigen Veränderungen in ihren früheren Arbeiten, und ich sagte ihr, daß ich für meinen Theil nie Etwas an solchen verändern würde, die ich schon weit hinter mir hätte, selbst wenn ich ihre Fehler einsähe und sie leicht verbessern könnte. Denn da ein Schriftsteller oder eine Schriftstellerin eine längere Reihenfolge von Jahren lebt und schreibt, so bilden seine oder ihre Schriften eine Geschichte ihrer eigenen Entwicklung, die als eine Geschichte für sich stehen bleiben muß, und für sie selbst, wie für Andere immer lehrreich ist. Die Arbeiten eines Schriftstellers sind Theile einer Selbstbiographie, die er schreiben muß, er mag wollen oder nicht.

Miß Sedgewick lud mich auf nächsten Sommer in ihre Wohnung in Lennox, im westlichen Theil von Massachusetts, ein, und versprach mit mir den Schäckerstaat in Neulibanon zu besuchen, das nicht weit von ihrem Sitze abliegt. Während Miß Sedgewick hier war, machten Downings mit ihr und mit mir einen Ausflug auf den Gipfel des Berges South beacon, eines der höchsten Punkte des Hochlandes in dieser Gegend. Mr. Downing führte mich, und bei diesem kletternden Bergbesuch bedurfte es wirklich eines geschickten Kutschers und eines guten Pferdes, denn der Weg war steil und nichts weniger als gute Bahn. Aber wir ließens uns nicht verdrießen und hüpften über Stock und Stein in unserem leichten Carriol, bis wir ungefähr 900 Fuß hinaufkamen und vom Gipfel des wald-

bewachsenen Berges herabschauten, auf ungefähr die halbe Erde, meinte ich, aber sie sah aus wie ein wogendes Chaos von waldigen Höhen und Thälern, wo man die Menschenwohnungen blos wie kleine helle Flecken unterschied, kaum deutlich für einen unbewaffneten Blick. Solche Aussichten haben, wie Du weißt, immer etwas Bedrückendes für mich. Der Mensch, der in seinem Leiden, in seinem Kampfe so groß ist, verschwindet, von diesen materiellen Berghöhen herab gesehen, zu Nichts, und darum liebe ich sie nicht. Was diese Aussicht hier für mich Erfrischendes hatte, das war der Anblick des Hudson, der wie ein klarer, aus dem Chaos hervorbrechender Gedanke sich aus dem Walde seinen Weg bahnte und glänzend ins Unendliche hinausfloß. Unsere Gesellschaft war etwas zu groß und etwas zu munter für mich. Ich weiß nicht, welche ängstliche Stummheit in solchen fröhlichen Gesellschaften über mich kommt, zumal außen in der Natur. Und hier wäre es mir ein Bedürfniß gewesen, mit dieser großartigen Naturscene allein zu sein. Eine kleine Weile der Einsamkeit theils mit ihr, theils mit Downing, der mit dem Fröhlichen fröhlich und scherzhaft, mit der stillen Natur still sein kann, war für mich ein Leckerbissen auf der Reise, bei welcher übrigens Champagner, Scherze, wie auch solidere gute Dinge für die Zunge, sammt artigen Herrn und schönen jungen Frauen nicht fehlten. Ja, an hübschen Frauenzimmern ist hier wirklich Ueberfluß vorhanden, aber sie sind mehr zierlich fein, als eigentliche Schönheiten. Eine wirkliche Schönheit habe ich hier noch nicht gesehen, aber auch noch nicht ein einziges häßliches Gesicht, eine einzige verwachsene Figur. Was mir besonders gefällt, ist die leichte, freie und dennoch bescheidene, freundliche Art des Umgangs unter der Jugend beider Geschlechter.

Recht tüchtig müde kamen wir Abends von unserer Bergfahrt nach Hause, und schön war die Ruhe in der

lieblichen, stillen Wohnung der freundlichen Downings. Was mir von diesem Ausfluge immer bleiben wird, das ist die klare Fluth, wie sie aus dem dunkeln Wald hervorbricht. Sie glänzt gleichsam in mir.

Von Miß Sedgewick schied ich mit dem Gefühl, daß ich mich nie wieder von ihr trennen möchte. Ihre Nichte Susanna Sedgewick war ein anmuthiges und gebildetes Mädchen. Ein junger Herr, der ihr Anbeter sein soll, folgte ihr auf der Spur hieher.

Ein paar Tage nach diesem Ausflug unternahmen wir einen andern, den Hudson hinauf zu einer Familie Donaldson, die zur Aristokratie dieser Ufer gehört. Wir fuhren Morgens bei guter Zeit ab. Die Luft war lieblich, es gieng kein Wind, die Ufer glänzten in der zierlichsten Herbstpracht in der etwas umschleierten Sonne. Die Segel auf dem Fluß bewegten sich kaum, und über den Höhen stand eine Art von Sonnenrauch, ein feiner Nebel, welcher diejenige Periode des Jahrs und denjenigen Zustand der Atmosphäre bezeichnen soll, der hier indianischer Sommer genannt wird. Er kommt, sagt man, am Ende Oktobers und währt oft den ganzen November, wie auch einen Theil des Decembers hindurch; er gilt für einen der schönsten Theile des Jahres. Und soll ich nach diesen Tagen urtheilen, so kann man sich kaum ein willkommeneres Wetter denken, warm, ruhig, die reinste, hellste Luft, beständiger Sonnenschein, gemildert durch den leichten Sonnenrauch, der einen mystisch romantischen Flor über die in Herbstpracht glänzende Landschaft wirft. Woher kommt dieser poetische Nebelschleier? „Er kommt von den Indianern, die jetzt in ihren großen Pahaws (Rathsversammlungen) ihre Pfeifen rauchen," antwortete die heitere Mrs. Downing; „mir liegt daran, daß Sie richtige und genaue Begriffe von den Dingen hier im Lande erhalten." Die genaue Wahrheit ist, daß Niemand die Ursache dieses Rauches und dieses Sommers im

Herbste anzugeben vermag. Aber zu unserm Ausflug zurück, der wirklich entzückend war. Wir kamen aus den eigentlichen Hochlanden am Hudson, und die Ufer wurden niedriger, der Fluß wurde breiter und umfaßte mehrere Inseln. Aber bald ragten in der Ferne noch größere und massivere Bergmassen empor, als ich bisher gesehen hatte, die prächtigen, 1000 Fuß hohen Catskillberge, die einen Theil der großen Alleghanykette bilden, welche Nordamerika vom Norden bis in den Süden durchschneidet. Am Fluß entlang war das Land wohl bebaut, sah reich und cultivirt aus. Keine Schlösser, keine Ruinen; meistens kleine, aber oft sehr geschmackvolle Wohnungen mit Terrassen und Obstgärten, und oft ganze Pärke von Pfirsichbäumen. Einige Traditionen aus dem Krieg mit den Indianern sind die einzigen geschichtlichen Erinnerungen dieser Ufer. Ich sehne mich nicht nach den Ruinen und Sagen des Rheins. Ich liebe dieses Frische, Neue, das eine große Zukunft hat. Unter der Gesellschaft an Bord befand sich ein Schäker in graugelbem Aufzug und mit breitkrempigem Hut. Sein Gesicht glich einem sauern Apfel; es war just kein schöner Repräsentant des Schäkerstaates.

Nach einer Flußfahrt von ungefähr drei Stunden gelangten wir an unser Ziel, nach Blithewood, der schönen Residenz Donaldsons, wohin wir zu einem großen Frühstück geladen waren. Hier wie an einigen andern Orten bemerkte ich, wie man das Tageslicht von den Zimmern ausschließt. Dies genirt mich, die ich an unsere hellen Zimmer in Schweden gewöhnt bin und das Licht liebe. Aber man sagt, die Sonnenhitze sei hier einen geraumen Theil des Jahres hindurch so groß, daß man ihr Licht möglichst von den Zimmern fern halten müsse. Eine schöne, stattliche Frau, vortrefflich proportionirt und etwas corpulenter, als die

andern Frauenzimmer, die ich gesehen habe, empfieng uns freundlich. Es war Mrs. Donaldson. Sie ist katholisch und stammt, glaube ich, aus einer irischen Familie; Mr. Donaldson, ein schöner, etwas steifer älterer Gentleman, und seine Schwester sind Calvinisten. Sie sollen indessen wohl übereinstimmen in Liebe und guten Werken, dieser Centralkirche, worin alle Sekten im Namen desselben Herrn sich vereinigen können.

Wir wurden in unsere Zimmer geführt, erfrischten und kleideten uns; dann kam das Frühstück und die Nachbarn alle; ich hatte 60—70 freundlich ausgestreckte Hände zu drücken, was just keine schwere Arbeit wäre, wenn man nicht immer beinahe dieselben Worte und Sachen dabei sagen müßte, deren beständige Wiederholung zuletzt ermüdet und mir eine Empfindung giebt, als wäre ich ein Papagei. Die Gesellschaft war schön und heiter, das Frühstück prächtig; es endete mit einem Tanz. Ich hatte das Vergnügen einige sehr schöne und lebhafte junge Mädchen zu sehen, feine, aber unkräftige Gestalten. Die Frauenzimmer kleiden sich mit Geschmack, haben kleine Hände und Füße, erinnern an die Französinnen, sind aber schöner als diese. Etwas vermisse ich in ihren Gesichtern, weiß aber noch nicht recht was; ich glaube, es ist Ausdruck. Ich war nicht in der heitersten Stimmung und der Tag wurde mir etwas mühselig. Aber als ich am Abend unter den freien Himmel hinauskam, als ich am Arm des schweigsamen Downing stille an dem herrlichen, ruhigen Fluß hinwandeln und die Massen der sammtweichen Schatten nnd Lichtscheine über den majestätischen Catskillbergen betrachten durfte, hinter denen die Sonne in wolkenfreier Pracht untersank, da erweiterte sich das Herz und athmete frei in der hohen herrlichen Landschaft, da trank ich von den Quellen im Gebirge, da lebte ich zum erstenmal an diesem Tage. Am Abend hatte ich ein unerwartetes Vergnügen. Mrs. Donaldson spielte Harfe

und Klavier, dazu sang sie ausgezeichnet gut und belebend, wie eine wahre Musikerin, was, glaube ich, hier zu Lande etwas Seltenes ist. Ihr Gesang hatte Worte und Ausdruck, und so ist es auch in ihrem Wesen; sie ist eine edle, selbstständige Gestalt, die sich selbst trägt, wie Du es zu nennen pflegst. Sie singt weder, noch spricht sie nach dem Gehör. Sie singt und spricht aus ihrer eigenen frei fühlenden und denkenden Seele. Ihr ältester Sohn, ein Junge von 13 Jahren, schien mir ein wahres Musikgenie zu sein, auch darin, daß er sich unterbrach und sich durch nichts bestimmen ließ (ich glaube wirklich, er konnte nicht), ein kleines phantastisches Lied zu Ende zu singen, dessen erste Töne jedoch genügten, um uns mehr als Talent bei dem Jungen ahnen zu lassen. Auch er war nicht in der Stimmung und ohne diese konnte er nicht singen.

Am folgenden Tage sah ich wieder eine ganze Menge Nachbarn, welche kamen, um den schwedischen Gast zu sehen. Nachmittags besuchte ich einige schöne Plätze in der Umgegend. An einem derselben war auf einem Vorgebirge, das in den Fluß hinausreicht, eine Ruine gebaut, aus verschiedenen Figuren und Stücken von Mauern und Säulen aufgeführt, die unter den merkwürdigen, neuerdings entdeckten Ruinen in Central-Amerika und Mexiko gefunden worden waren. Die Gesichter und Kopfbedeckungen glichen denen an ägyptischen Bildsäulen; besonders frappirte mich ein Sphinxgesicht und ein Kopf, welcher dem eines Isispriesters glich. Diese Ruine und ihre Ausschmückungen mitten in einem wild romantischen Felsenhorst sind eine Anlage vom besten Geschmack. Am Abend dieses Tags verließen wir das schöne Blithewood, seine schöne Wirthin und seinen freundlichen Wirth. Wir fuhren bei Nacht nach Hause. Die Kajüte, worin wir saßen, war eng und sehr heiß. Ganz nahe bei uns saßen zwei

junge Männer, von denen der eine Tabak kaute und unaufhörlich Mrs Downing und mir vor die Füße spuckte. Ich sagte leise zu Downing: „Dieser Gentleman bedarf eines Dickens." Downing antwortete ebenso: „Aber dann würde Dickens den Irrthum begangen haben ihn für einen Gentleman zu nehmen."

Ein anderes Fest, dem ich dieser Tage bei der Großmutter von Mrs. Downing anwohnte, war ein Familienfest zur Feier ihres 90. Geburtstages. Sie wohnt auf dem Ufer gegenüber, und bei ihr versammelten sich dem Tag zu Ehren Kinder und Kindeskinder und Kinder der Kindeskinder, nebst andern nahen Angehörigen, eine Gesellschaft von 50 bis 60 Personen. Die gute 90jährige Matrone war noch lebhaft und beweglich, beinahe wie ein junges Mädchen. Wir aßen und tranken und brachten auch einige Toaste aus; der meinige galt der Heimath in Amerika, wie auch in Schweden. Nachmittags hatten wir ein wenig Musik; ich spielte schwedische Volkslieder, und ein junger Künstler, Mr. Cranch, eigentlich ein Landschaftsmaler und Gemahl einer der Sohnes- oder Tochtertöchter des Hauses, sang eine italienische Bravourarie so vortrefflich und mit einer so schönen Stimme, daß wir alle dadurch sehr belebt wurden, und man wohl hörte, daß er die Kunst in Italien studirt hatte. Ich habe auch noch einige andere Wohnungen an den Ufern des Hudson besucht und sah in der einen eine schöne lebhafte Wirthin, sowie eine Masse schönen Luxus, jedoch ohne die Sinnigkeit, welche Downings Wohnung auszeichnet, und in der andern eine originelle Dame, die man unter den Nachbarn hier mit Ma chère mère in den N a c h b a r n vergleicht, eine Vergleichung, die wirklich guten Grund hat. Ich traf da auch einen sehr angenehmen Dr. Hull, einen starken Swedenborgianer, mit dem sichs weit interessanter sprechen läßt, als mit den meisten seiner Glaubensgenossen, die ich sonst gespro-

falk zeichnete sich wieder aus durch sein Talent, das Charakteristische in den Dingen zu sehen, und für Downing geht nichts davon verloren. Auf meine Bitte las Downing das schöne Stück von Prometheus Troß gegen den alten Tirannen vor, worin der Dichter der neuen Welt gegen den Dichter der alten Welt eigentlich in Gegensatz tritt; denn nicht die Freude des Hasses und der Rache im Bewußtsein, daß die Gewalt des Tirannen einmal ein Ende nehmen wird, ist es, was das zerfleischte Herz des Märtyrers tröstet, wie im Prometheus des Aeschylus; es ist nicht, wie bei Byron, blos der Troß nicht nachzugeben, sich größer zu fühlen als Zeus in der Kraft des Leidens und Wollens; — nein es ist keine selbstsüchtige Freude, die den Prometheus der neuen Schöpfung stärkt; es ist die Gewißheit troß dem Tirannen und durch seine eigene Kraft die Freiheit und das Glück des Menschengeschlechtes bereitet zu haben. Die Drohung, womit er sich gegen seinen Henker waffnet, der Troß, womit er fühlt, daß er ihn zermalmt, ist die Prophezeiung von der schönen Zukunft der neuen Welt, Amerikas. „Denn unendliches Weh hat mein inneres Auge geschärft und mich zu einem Seher gemacht, zu einem Richter zwischen der Wahrheit und dem Schein.“

„Die gewisse Macht des ewig Guten, doppelt gewiß durch die Zeugnisse von Märtyrern gleich mir, das ist meine Rache, eine Rache, die aus all meinem erlittenen Unrecht eine Ehrenpforte errichtet, durch welche hindurch ich einen Scepter und einen Thron erblicke.“

„Fröhlich flötende Hirten auf den Hügeln, ihre Heerden weidend, die nicht mehr bestimmt sind für Dich zu bluten; —“

„Singende Mädchen, mit weißen Füßen die Frucht des Weinstockes pressend, die nicht mehr auf Deinen Altären ausgegossen werden soll; — Seligkeit der Lie-

benden, die im Schatten von Weintrauben flüstern, deren purpurne Beeren sich minder dicht an einander schließen, als ihre warmen Wangen, nicht mehr gestört von Deinen rohen Lüsten; —"

„Bienenartiges Gesumme friedlicher Staaten, wo die sonnenverbrannte Arbeitskraft für sich selbst die Früchte der reichen Erde pflückt, die sie zu ihrem Eigenthum gemacht hat durch eigene Arbeit, erleichtert durch fröhliche Lobgesänge auf eine Allmacht, mit welcher Deine Narrenfeste zu streiten suchen, wie ein Funke mit dem großen Meer; —"

„Geist freier Liebe und fröhlichen Friedens, der Tugend sicherer Lohn im Leben und im Tod; —"

„Das sind die Erndten, die alle Meistergeister zwar nicht immer auf Erden einheimsen, aber doch nichtsdestoweniger sicher, ob auch die Garben von andern Händen gebunden werden als den ihrigen; das sind die blutlosen Dolche, womit sie gefallene Tirannen niederstoßen, das ihre hohe Rache:"

„Denn der beste Theil ihres Lebens auf Erden ist, wenn lang nach ihrem Tod ihre Gedanken, nicht mehr gebunden oder gefangen, ja auch ihre wilden Träume ein nothwendiger Theil der Luft geworden sind, welche die Menschen athmen, wenn sie gleich dem Mond, der selbst von der Wolke verborgen ist, Licht verbreiten über den See des Lebens und uns hinausführen in Licht und Hoffnung."

„Die Erde mit all ihren getreuen Erinnerungen läßt Epheu wachsen über ihre heiligen Grüfte; das freie Meer, im Sturm wie im Stillstand, wiederholt ihre Gedanken; der Blitz und der Donner und alle freien Dinge haben Sagen von ihnen für die Ohren der Menschen. Alle andere Ehre gleicht fallenden Sternen; aber über die ihrige wacht die ewige Natur."

„Durch Menschenliebe wird solche Macht gewonnen!"

So spricht, so trotzt der Prometheus der neuen Welt!

Ein beinahe göttlicher Trotz! — —

Darauf kam Caroline Downing mit ihrem Lieblingspoeten, dem Naturdichter Bryant. Aber auch Bryants Gesang ist durchglüht von Patriotismus, vom Glauben an Amerikas Zukunft und großen Beruf. So in dem schönen epischen Gesang: die Prärien, worin er, wie die Worte selten malen, die unendlichen Felder des Westens in ihrer sonnenbeglänzten einsamen Schönheit und Größe malt, die im Winde sich beugenden Wogen von Gras und Blumenmatten, über ihnen die dahin ziehenden Wolken und über diesen die Sonne, die auf den weiten Schauplatz herabblickt, paradiesisch leuchtend und reich, obschon schweigsam und öde wie die Wüste. Aber das Schweigen wird unterbrochen. Der Dichter hört ein leises Summen. Was ist das? — Es ist eine Biene, die über die Blumenfelder hinfliegt und den Honig der Blumen saugt; die emsige Biene wird für den Dichter ein Prophet, und in ihrem summenden Flug, ihrer stillen Wirksamkeit, hört er kommende betriebsame Geschlechter, die sich über die Prärien verbreiten, sie in ein neues Paradies verwandeln und neue Blumen edlerer Art, Blumen der Menschenwohlfahrt, des Menschenglückes aufsprießen machen werden.

Zuletzt kam ich mit Waldo Emersons Poesien, die zwar ihrem Umfang nach klein, aber durch ihren Geist und Zweck groß sind, und verlas eine kleine dithyrambische Poesie, welche für die Individualität des Dichters charakteristisch ist. Die andern amerikanischen Dichter sprechen zur Gesellschaft, Emerson allein blos zum Individuum; Alle lassen mich jedoch einen Hauch vom Leben der neuen Welt verspüren durch eine gewisse Unbegränztheit und Größe in Zweck, Ahnung, Verlangen, Glauben und Hoffnung; es ist da Etwas,

das mich in einer größern freieren Welt athmen läßt. So sagt Emersons Gedicht: Gib der Liebe Alles.

Gib der Liebe Alles,
Deinem Herzen gehorch,
Gib Freunde, Verwandtschaft,
Güter und guten Ruf,
Deinen Gesang, dein Leben,
Nichts verweigere!
— — — — —
Denn sie ist ein Gott,
Weiß ihren eigenen Weg
Und die Wege aus den Wolken.

Sie ist nicht für den Schwachen,
Sie begehrt großen Muth,
Seelen über dem Zweifel,
Kraft, die nicht weichet.
Diese will sie belohnen,
Sie sollen werden
Mehr als sie waren,
Und stets sich emporschwingen.

Aber noch ein Schritt, noch ein Pulsschlag ausdauernder Bemühung wird zur Vervollkommnung deines Herzens gefordert.

Halte Dich heute,
Morgen und allzeit,
Frei wie ein Araber,
Fern der Geliebten.

Halte dich zu ihr mit deinem ganzen Leben, aber wenn blos ein Schatten von Freude, fern von dir, in ihre junge Brust sich stiehlt;

Frei sei sie dann, gänzlich frei;
Halt nicht fest ihres Kleides Saum,
Nicht das mindeste Blatt, das fiel
Aus ihrem Sommerdiadem.

Obschon Du sie innig liebst,
Wie ein besseres, höheres Selbst,
Obschon getrennt sein von ihr
Dir des Lebens Sonne verdunkelt,
Alle Anmuth den Dingen raubt,
So wisse doch sicher,
Wenn Halbgötter gehen,
Kommen die Götter.

Dies ist edler Stocismus. Unter Emersons Poesien finden sich einige, die von einer minder edlen Art zeugen, von einem Selbstgefühl, das sich in seiner Weltverachtung erfreut, sich freut für sich genug zu haben, während die Welt hungert; Etwas, das an die höhnische Antwort erinnert, welche die Ameise in Lafontaines Fabel der Grille ertheilt. Aber dieser Schatten geht wie eine Wolke über den klaren Himmel des Dichters und hat nicht seine bleibende Heimath da. Ein stark hervortretender Zug bei ihm ist seine Liebe zu dem Starken, Großen und Naturnothwendigen, ich möchte sagen in Allem. So sagt er in seinem Gedicht: Die Weltseele:

Ich danke des Morgens Licht,
Ich danke dem schäumenden Meer,
Ich danke New-Hampshires Bergen
Und des Waldes grünhaarigem Baum;
Ich danke dem muthigen Manne
Und dem Weib von heiligem Gefühl,
Und dem Knaben, der dreist im Spiel
Niemals zurückschaute.

Aber höher als dies steht unsers Geijers Gesang:

Grünende Erde, meinen Geist empfang,
Blauendes Meer, Dich liebe ich.
Lebendiges Licht in Tiefe und Höhe,
Himmlische Sonn, du bist meine Freude.
Aber mehr als der Erde schönster Kranz,
Und mehr als der blauen Welle Tanz
Liebe ich:
Des himmlischen Lichtes keimenden Trost
In einer betenden Menschenbrust.

Von diesem Licht weiß Emerson nichts. Emerson hat im Uebrigen große Aehnlichkeit mit Byron, aber er steht ihm just gerade so weit nach, als das edelste Heidenthum dem Christenthum nachsteht.

Ich kann übrigens Emersons Poesien in meiner Uebersetzung keine Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich hatte niemals Talent zum Uebersetzen, und Emersons Poesie halte ich beinahe für unwiedergeblich, besonders in ihrer Versification. Diese ist von sehr eigenthümlicher Art und folgt, wie die Natur des Dichters, ihren eigenen ungewöhnlichen Gesetzen.

Henry Longfellow, Evangelinens Sänger, ist vielleicht der gelesenste und populärste von Amerikas Dichtern, aber er ist es durch Eigenschaften, die den edleren Dichternaturen aller Länder angehören, und nicht durch solche, die ihn als Dichter der neuen Welt auszeichnen würden. Die holden und kummervollen Gefühle, die sich in jeder bessern Menschenbrust bewegen, sind eigentlich sein Gebiet, und hier hat er seine Meisterschaft, besonders in Beobachtung der feineren Schattirungen. Nur in Evangeline hat er einen amerikanischen Stoff behandelt und eine amerikanische Scenerie geschildert.

Aber genug jetzt von dieser Poesie der Morgen-

stunde. Wir wollen nun zu Mittag essen. Die beiden Landsleute kommen dazu und noch ein dritter, nemlich der schwedische Consul aus Boston, Benzon.

Abends.

Der Tag ist vorüber mit seinen wechselnden Scenen und Eindrücken. Könnte ich diese doch etwas kälter nehmen! aber ich fühle Alles zu warm, werde zu leicht aufgeregt. Jeder Eindruck geht sogleich zum Herzen, und dieses schlägt leicht zu stark. Ich bin allein auf meinem Zimmer und sehe von meinem Fenster in der dunkeln, aber sternhellen Nacht Dampfboote, die auf dem Hudson gehen, schwefelblaue und gelbe Flammen aus ihren Schornsteinen senden; es sieht ganz prächtig aus. Morgen reise ich mit Downings zu einer Familie Hamilton, die zu ihrer engsten Freundschaft gehört, und am Hudson in der Nachbarschaft Washington Irwings wohnt. Und in der nächsten Woche reise ich nach New-York, um allda meine Campagne zu beginnen, zu welcher dieses Stück Land- und Gesellschaftsleben nur ein Vorspiel ausgemacht hat.

Unter den Menschen, die mir in dieser Zeit nahe gekommen, befinden sich besonders zwei Eheleute, Mr. und Mrs. Spring, die mit ihrem kleinen „baby" von New-York hieher kamen, um mir ihre Wohnung daselbst zu meiner gänzlichen Verfügung zu stellen. Sie bewiesen mir eine so schöne und ernste Freundlichkeit, und aus ihrem ganzen Wesen schien mir eine so reine und prunklose Humanität zu sprechen, daß ich ihr Anerbieten mit Vergnügen annahm und gerne einige Zeit bei ihnen verweilen will, bevor ich mich in andere Häuser begebe, wohin ich mich auch für einige Zeit versprochen habe. Unter ihnen ist auch die Wohnung der Miß Lynch. Es sieht aus, als soll ich für meinen Lebensunterhalt hier zu Lande nicht viel bezahlen, wenn ich

so fortfahre in den Häusern herum zu gastiren. Aber darauf ist nicht überall zu rechnen; überdies hat es seine Unannehmlichkeiten, wenn es auch seine Vortheile und sein großes Interesse hat.

Mr. und Mrs. Spring gelten für Socialisten und Abolitionisten, gehören der liberalen Bewegungspartei im Lande an, und sind allgemein als edle und achtungswerthe Menschen bekannt. „Von ihnen," sagte Mr. Downing, „werden Sie hören, was diese Partei auszeichnet; bei ihnen werden Sie wahrscheinlich Henry William Channing, einen unserer talentvollsten Stegreifredner, sehen, und durch ihn können Sie mit Emerson bekannt werden."

Ich kann Dir nicht sagen, wie glücklich ich mich schätze, daß ich gleich im Anfang meines Aufenthalts dahier mit dem denkenden und Alles auffassenden Downing in Berührung gekommen bin, der überdies so unbeschreiblich freundlich gegen mich ist, und es sich so angelegen sein läßt, daß ich alle möglichen Vortheile von meiner Reise habe, und alle Dinge, die bessern sowohl als die schlimmen, in ihrem wahren Lichte sehe. Er docirt niemals, unterweist mich niemals; aber so allmälig und gleichsam zufällig nennt er mir den Namen von Personen, die in der einen und andern Richtung für die Zukunft der neuen Welt thätig sind, und macht mich aufmerksam auf das, was im Lande jetzt in der Arbeit ist. Ich bemerke dabei, mit welcher Bestimmtheit die Vertheilung der geistigen Arbeit hier vor sich zu gehen scheint, und wie jede Fähigkeit, jedes Talent sich leicht Bahn bricht, seinen Platz und seine Wirksamkeit erhält, bekannt und anerkannt wird. Als einen der thätigsten Zukunftsmänner hat Downing mir Horace Mann bezeichnet, der durch seinen Enthusiasmus und seine Beharrlichkeit eine große Reform im Unterrichtswesen zu Stande gebracht, zur Erbauung großer, schöner Schulhäuser überall in den nördlichen Staaten bei-

getragen und dem Schulorganismus überall neues Leben eingegossen haben soll. Die Reformatoren und Professoren, welche das geistige, intellectuelle Leben in Amerika entwickeln und seine Ideale hervorrufen, scheinen aus den nördlichen Staaten, aus der Heimath Neuenglands, und hauptsächlich aus Massachussetts, der ältesten Wohnung der Pilger und Puritaner, zu kommen.

Von seiner eigenen Wirksamkeit spricht Downing mit der größten Bescheidenheit; aber ich hörte von Miß Sedgewick, daß wenige Männer in den Vereinigten Staaten so allgemein bekannt seien, und so segensreich wirken wie er. Seine Bücher über Baukunst, über Blumen und Früchte, die alle darauf ausgehen, den Geschmack zu veredeln, und die reinsten Ergebnisse der Wissenschaft und Kunst in diesen Zweigen für alle Welt zugänglich zu machen; diese Bücher sind überall zu finden, und Niemand, er sei reich oder gering, baut ein Haus und legt einen Garten an, ohne Downings Bücher zu befragen; jedes junge Paar, das sein eigenes Nest bauen will, kauft sie. „Das kommt daher," sagt Downing bescheiden, „daß ich zu einer Zeit auftrat, wo man allgemein anfing ein Bedürfniß nach Kenntnissen in der Anlegung von Häusern und Baumgärten zu empfinden." Er ist, was man hier zu Lande einen selfmade man, einen selbstgemachten Mann nennt, d. h. ein Mann, welcher der Erziehung durch Andere nur wenig zu verdanken hat, sondern meist durch eigene Erziehung geworden ist, was er ist. „Er ist einer unserer besten Leute," sagte Miß Sedgewick. Es wird mich schwer ankommen, ihn und sein herziges, freundliches Weibchen zu verlassen. Downing hat mir einen Reiseplan und eine Marschroute zu einer einjährigen Reise durch die Vereinigten Staaten entworfen und mich mit Briefen an seine Freunde an verschiedenen Orten versehen. Ich hätte Dir noch viel zu

sagen von meiner Freude, daß ich hier bin und mich ganz neu aufleben fühle, obschon ich das äußere Leben mitunter etwas beschwerlich finde und mich darauf gefaßt mache, in Zukunft eine ganze Menge arbeiten zu müssen. Aber ach, wie Wenige haben sich über ein solches Arbeiten zu beklagen, wobei sogar viel Interesse, sogar viel Wohlwollen einfließt! Meine Agatha, wenn Du in Deinen Gebeten mein gedenkst (und ich weiß, daß Du es thust), so danke Gott für mich, daß er meine heimlichen Gebete so reichlich erfüllt, daß er meinen Hunger und meinen Durst stillt, daß er mich mit seinem Reichthum und seiner Güte sättigt.

Morgens.

Noch einen Gruß von dem schönen Hudsonsstrande, von den Höhen Newburghs, bevor ich sie, vielleicht für immer, verlasse. Downings sagen zwar, ich solle aufs nächste Frühjahr zu ihnen zurückkommen, aber es ist lang bis dahin, und ich muß weit umherfahren und so Vieles sehen! . . . Wiederum ein schöner Morgen. Der Fluß liegt spiegelklar da; Hunderte von kleinen Segeln gleiten sachte gleich schwimmenden Fischmöven zwischen den hohen Bergen auf dem Wasser dahin. Ich begreife kaum, wie sie sich bewegen können. Der Wind scheint zu schlafen. Ueber dem Fluß und den Bergen, über den goldenen Wäldern, die immer mehr die Goldfarbe annehmen, über den weißen, glitzernden Dörfern mit ihren Kirchthurmspitzen im Schooße der waldigen Berge ruht der dünne Nebelschleier des indianischen Sommers. Es ist dies eine große und stille romantische Scenerie. Ich fühle und sehe es — nicht bloß außer mir. Den indianischen Sommer mit seinem mystischen Leben, seinem Schleier über goldenen Wäldern und Bergen — den fühle ich in meiner Seele leben. Ich sehe die Natur an und frage: Bin ichs, die in Dir lebt, oder bist Du es, die dieses Leben in mir erweckt?

Diese schönen wohlgebauten Häuslein mit ihren Obstgärten und Pärken, die gleich Perlen in die smaragdgrünen Rahmen der Ufer eingefaßt liegen, wie viel enthalten sie nicht vom Besten, was das Leben der neuen Welt besitzt! Wie schön und vollkommen scheint nicht hier das Privatleben in das allgemeine eingeschlossen zu sein, und wie froh bin ich nicht, daß ich mehrere dieser kleinen Wohnungen an dem großen herrlichen Strom kennen gelernt habe! Ganz nahe bei Downings Villa befindet sich ein schöner Landsitz, wo vier Schwestern wohnen, die sämmtlich unverheirathet sind. Ein guter Bruder, der durch Handel wohlhabend geworden, baute das Haus und kaufte den Platz umher für seine Schwestern. Einige Jahre später gerieth der Bruder ins Unglück. Er verlor Alles was er besaß. Jetzt erziehen die Schwestern seine Kinder und er hat seine Heimath bei ihnen. Sie sind einfache, gute, angenehme Frauenzimmer, mit denen man sowohl im Ernst als im Scherz sprechen kann. Weiter weg auf der andern Seite des Flusses hat ein Ziegelschläger sich eine schöne Villa erbaut. Der Ehrenmann — so sieht er aus und das soll er auch sein — war einige Mal hier, um mir Blumen zu schenken und mich in seine Villa einzuladen. Downing hat mich auf ein kleines, schönes Haus mit grüner Veranda und Baumgarten hier in der Nähe aufmerksam gemacht. „Es gehört," sagt er, „einem Mann, der den Tag hindurch auf seinem Karren Steine und Schutt zum Straßenbau führt." Dies ist der Vortheil, den der Arbeiter in der neuen Welt vor dem in der alten voraus hat. Er kann hier mit der groben Arbeit seiner Hände weit schneller zum feineren Glück des Lebens, zu einem schönen Haus und zu allen Vortheilen der Bildung in demselben kommen.

In diesem Augenblick donnern Schüsse von der andern Seite des Hudson, und ich sehe große Steinblöcke in die Luft fliegen und ins Wasser fallen, das

davon zischt und schäumt. Es ist ein Berg, den man sprengt, um für eine Eisenbahn Platz zu machen, die gegenwärtig dem Flusse entlang angelegt wird, und wo die Dampfkraft zu Land mit der Dampfkraft zu Wasser wetteifern soll. Berge werden aus dem Wege geworfen, Berge werden durchbohrt, um Tunnels oder bedeckte Gänge zu bohren, Berge werden ins Wasser versetzt, um den Grund zu einem Weg an einigen Stellen zu legen, wo er über das Wasser gehen muß. Diese Amerikaner bedenken sich vor Nichts und machen vor Nichts Complimente. Sie haben einen Glauben, der Berge versetzt.

Jetzt kommen Dampfschiffe mit dumpfem Gedonner in die Berge, zwei oder drei jagen einander wie zierliche Meteore; ein paar andere kommen schwer arbeitend, pustend, große Flotten größerer und kleinerer Schiffe nach sich ziehend. Jetzt bekommt New-York Butter, Käse, Gethier und viele andere gute Dinge vom Lande her, und das Land mit seinen Städten und Landsitzen bekommt Cafe, Thee, Wein, Kleider und gar mancherlei gute Dinge von New-York und durch New-York von Europa. Die kleine Stadt Newburgh allein unterhält mit ihrem Handel vom Lande hinter sich 2—3 Dampfboote. Wenn man die Menge und Kraft der Dampfboote auf dem Hudson sieht, so kann man kaum glauben, was gleichwohl der Fall ist, daß vor nicht mehr als 30 Jahren Fulton hier auf dem Fluß seine erste Probe mit der Dampfkraft anstellte, und zwar unter allgemeinem Mißtrauen gegen das Unternehmen. Er selbst hat die Sache folgendermaßen erzählt:

„Als ich mein erstes Dampfschiff bauen wollte, sah das Publikum von New-York theils mit Gleichgültigkeit, theils mit Verachtung zu und betrachtete es als ein durchaus thörichtes Unternehmen. Meine Freunde

waren höflich, aber schüchtern. Sie hörten meine Erklärungen mit Geduld, aber mit einem bestimmten Ausdruck tiefen Mißtrauens in ihren Gesichtern an. Da ich täglich auf dem Bauplatz, wo mein Boot in der Arbeit war, hin und her ging, so habe ich mich oft ungekannt bei müßigen Fremdlingen, die da zusammenstanden, aufgehalten und ihre Fragen in Betreff der neuen Locomotive angehört. Sie sprachen nie anders als mit Spott und Hohn davon. Man lachte laut und riß Witze auf meine Kosten, man berechnete die Ausgaben und Geldverluste für den Fulton-Wahnsinn, wie das Unternehmen beständig genannt wurde. Nie hörte ich eine einzige aufmunternde Bemerkung, eine belebende Hoffnung oder einen warmen Wunsch.

„Endlich kam der Tag, wo die Probe vorgenommen werden sollte. Für mich war dies ein Augenblick von höchster Bedeutung. Ich hatte mehrere Freunde ersucht an Bord zu gehen, und der ersten glücklichen Fahrt anzuwohnen. Viele von ihnen erwiesen mir die Freundlichkeit zu kommen, aber es war klar, daß sie es nicht sonderlich gern thaten und in dem Glauben Zeugen meiner Demüthigung, nicht meines Triumphes zu werden. Und auch ich wußte wohl, daß Gründe genug vorhanden waren, um meinen Erfolg zweifelhaft zu machen; die Maschine war neu und schlecht gearbeitet, viele Theile davon waren von Arbeitern gefertigt, die von dergleichen Dingen nichts verstanden, und auch aus andern Ursachen konnten leicht Schwierigkeiten erwachsen. Der Augenblick kam, wo das Schiff seine Bewegung beginnen sollte. Meine Freunde standen in Gruppen auf dem Verdeck. In ihren Blicken lag Furcht mit Unruhe vermischt. Sie waren still und niedergeschlagen. Das Signal wurde gegeben und das Boot bewegte sich ein Stück weit vor, dann aber hielt es an und blieb unbeweglich. Auf das erste Schweigen folgte jetzt ein Gemurre des Mißvergnügens und der Unruhe,

Geflüster und Achselzucken. Ich hörte wiederholen: „Ich sagte es ja; — das ist ein thörichtes Unternehmen; — ich wollte, wir wären mit heiler Haut weit davon." Ich stieg auf die Plattform und sagte meinen Freunden, daß ich nicht wisse, was an der Verzögerung Schuld sei, daß ich aber, wenn sie ruhig seyn und mir eine halbe Stunde Zeit gönnen wollten, entweder die Reise fortsetzen oder sie gänzlich aufgeben wolle. Ich ging in die Maschinerie hinab und entdeckte bald ein unbedeutendes Versehen in der Anordnung. Dem wurde abgeholfen. Das Boot bewegte sich wieder; wir verließen New-York; wir zogen durch die Hochlande; wir kamen nach Albany. Aber noch immer war die Kraft des Mißtrauens stärker als die des factischen Beweises. Man bezweifelte, ob die Sache sich ausführen ließe, und selbst im Falle der Ausführbarkeit, ob sie je großen Vortheil bringen könnte."

So stand es vor ungefähr 30 Jahren und jetzt fliegt die halbe Menschheit auf Fultons Schwingen über Land und Wasser! . . . Aber auch in der neuen Welt haben erste Entdecker Mühe und Kampf.

Der Morgenthau liegt auf den weichen Graswellen vor meinem Fenster und die schönen Blumengruppen und Bäume glänzen darin; unter ihnen ein Magnolienbäumchen mit schönen hellrothen Samenkapseln; Alles lieblich und friedlich und dazu die große prächtige Aussicht, das Leben auf dem Flusse unten! Ich möchte an einem solchen großen Flusse wohnen. Welche große Gedanken, welches Leben führt er nicht mit sich, von seinem Beginn an aus der Quelle der Wolke, aus der Wiege des Berges, und auf seiner Fahrt durch die Thäler der Erde, wo er immer gewaltiger anschwillt.

„Die reichen Städte laden ihn zu Gast,
Und Blumenau'n umfassen seine Knie".

Er ist ein Wohlthäter, wohin er kommt; er wird begrüßt und gefeiert, benützt und gesegnet, aber er achtet nicht darauf; er verweilt nicht und ruht nicht aus: „Er tauft Länder mit seinem Namen und zieht dahin!"

Ein Heldenleben! So eilt er voran zu seinem Ziele, dem Ocean. Dort darf er ruhen. Eines Heldengemüthes Ruhe und Frieden in dem Unendlichen, dem Großen, für Alle Genügenden.

Ich möchte am Hudson wohnen, wenn ich nicht einen Fluß wüßte, der mir noch lieber ist. Er heißt Götha-Elf. Unser Arsta ist gut mit seinen salzigen Wogen. Aber lieber möchte ich am Götha-Elf ein Häuschen haben. Und ich glaube, daß auch Du Dich an der westlichen Küste Schwedens besser befinden würdest, als an der östlichen und kälteren.

Ich muß Dich jetzt verlassen, um andere Briefe zu schreiben. Downing will Dir und Mama auch einige Worte schreiben. Ich brachte gestern eure Gesundheit aus, und wir tranken sie in Champagner.

Vierter Brief.

Brooklyn d. 5. Novbr. 1849.

Wieder in New-York, oder vielmehr in derjenigen Hälfte der großen Stadt, die Brooklyn heißt, von New-York durch den sogenannten East river getrennt ist und für sich selbst eine Stadt sein will, wozu sie auch durch ihre eigenthümliche Beschaffenheit berechtigt ist. Brooklyn ist ebenso still, wie New-York voll von geschäftigem Getöse ist; Brooklyn liegt auf den Höhen Long-Islands, hat herrliche Aussichten über den weiten Hafen und stille breite Straßen, auf beiden Seiten mit Ailantusbäumen bepflanzt, einer chinesischen Baumart, ich glaube aus der Akazienfamilie; ihr Laub gleicht

dem unserer Eschen, nur daß ihre Blätter weit breiter sind, und jetzt tragen sie lange Bohnen. Auch andere Baumarten mit höheren Stämmen als der Ailantus verleihen den Straßen Schatten und ein friedlich ländliches Aussehen. Man sagt, der Handel New-Yorks komme nach Brooklyn (wo er Haus und Hof hat) herüber, um zu schlafen. Der Freund, bei dem ich hier wohne, Marcus Sprinz, hat sein Handelshaus in New-York und seine eigentliche Wohnung hier in Brooklyn; ein allerliebstes ländliches Haus mit Namen Rosenhütte, das er selbst gebaut, und mit Bäumen, Weinlauben, Mais und andern Gartengewächsen umpflanzt hat, eine Anlage halb Park und halb Baumgarten. Von da fährt er jeden Morgen nach New-York, und hieher kommt er jeden Abend zurück, aber nicht blos um zu schlafen, sondern um auszuruhen und sich mit seiner Frau, seinen Kindern und seinen Freunden zu erfreuen. Rosenhütte liegt just an der Auszackung der Stadt, aber Du darfst nicht glauben, daß dies eine kleine Stadt sei, sondern eine Stadt, die 100,000 Einwohner, ein eigenes, recht stattliches Rathhaus und 100 Kirchen hat. — Und das Land mit waldigen Höhen und grünen Feldern sieht man von hier aus auf drei Seiten. Aber auf mehreren Seiten stehen auch neue Häuser und drohen bald dem Land Eintrag zu thun. Inzwischen wird das immer noch einige Jahre anstehen, bis Rosenhütte in die Stadt kommt. Ich werde jetzt eine kurze Zeit hier verweilen, bevor ich nach Boston und Massachussetts fahre.

Ich habe Dir viel, viel zu erzählen; aber ach, die Zeit will mir nicht Zeit und Ruhe dazu geben, und ich muß Dir hier mein Leben mehr im Zusammenhang schildern, als ich in Dänemark that. Meine Eindrücke vom Leben sind hier auch größer, massiver, blockartiger möchte ich sagen; ich kann sie noch nicht bemeistern und handhaben, ich habe keine Worte für sie. Ich

ahne die Gestalten im Block, aber es kostet Zeit und Arbeit, um sie hervorzurufen.

So viel indeß ist gewiß; die Wirkung meiner amerikanischen Reise auf mich selbst hat bereits die bestimmteste Wendung genommen, und diese ist von ganz anderer Natur, als ich erwartet hatte. Ich kam hieher, um eine neue und frischere Lebensluft einzuathmen, und das Volksleben, Institutionen und Verhältnisse in einem neuen Staat zu betrachten, um über gewisse Fragen in der Entwicklung der Staaten und Völker klarer zu werden, und besonders, um die Frauen und das Hauswesen in der neuen Welt ins Auge zu fassen und von der Schwelle des Hauses her eine Aussicht auf die Zukunft der Menschheit zu erhalten. Denn wie der Fluß aus den Quellen des Himmels geboren wird, so wird das Leben und Schicksal der Völker aus dem verborgenen Leben des Hauses geboren. Ich kam mit einem Wort, um mich mit allgemeinen Angelegenheiten zu beschäftigen, und nun sind es Privatdinge, nun sind es Individuen, die mein Interesse, meine Gefühle, meine Gedanken am meisten fesseln. Ich kam mit einer geheimen Absicht, mich vom Roman und seinen Stoffen loszumachen und mit meinen Gedanken für andere Gegenstände zu leben, und nun werde ich stärker als je in die ersteren hineingezogen, werde unwillkürlich durch Gedanken und Gefühle gezwungen, Gestalten, Auftritte und Verhältnisse, die sich schon vor zwanzig Jahren in dunkeln Schatten im Hintergrunde meiner Seele bewegt haben, zum Leben zu bringen. Und in diesem sogenannten realistischen Land, das indeß mehr poetisches Leben hat, als man in Europa ahnt, habe ich bereits in „petto" gelebt und mehr Romantik geschrieben, als ich seit vielen Jahren gethan. Und damit werde ich wohl während meines Aufenthalts hier fortfahren.

Als ich gewahr wurde, daß ich gleich bei meinem

ersten Erwachen am Morgen in meiner innersten Werkstatt mich nicht mit amerikanischen Angelegenheiten beschäftigten, sondern mit meinen eigenen idealen Schöpfungen unter dem Einfluß der Eindrücke, die meine neuen Umgebungen und Verhältnisse mir gaben, da entsagte ich dem Gedanken, etwas Anderes thun zu wollen, als was Gott mir zu thun gegeben hat. Ich muß auch hier mein Pfund verarbeiten, meinem Beruf folgen und Schicksale und Gegenstände darauf einwirken lassen, wie sie müssen und wollen. Ich werde also, wie vorher, die Welt des Privatlebens kultiviren, aber die Luft und das Leben der neuen Welt, des großen Weltlebens frei darauf einströmen und ihr größeren Inhalt geben lassen. So wollte ich es immer haben. Ich werde es nun auch besser vermögen. Den Roman des Lebens habe ich in seiner unendlichen Schönheit und Innigkeit schon lange geahnt. Wie sie zum erstenmal vor meinen Blick trat, diese erste Erscheinung einer verklärten Welt, diese himmlische Aurora, das vergesse ich nicht. Sie war, sie ist, sie bleibt ewig der Glanzpunkt in meinem Leben. Diesen verdanke ich Schweden. Aber Wolken gingen eine Weile darüber hin; ich sah nicht klar, oder vielmehr erkannte ich ihn nicht mehr in seiner ersten Schönheit. Jetzt sehe ich ihn wieder. Und ich ahne es, für den vollen Tag werde ich Amerika zu danken haben.

Auch mein Leben in und mit dieser neuen Welt nimmt eine romantische Gestaltung an. Es ist nicht blos ein neuer Continent, eine neue Weltbildung mit Jahrtausenden als Zukunft, was ich hier betrachten werde; es ist eine lebendige Seele, eine große Persönlichkeit, ein individueller Geist, den ich kennen lernen, mit dem ich leben, mit dem ich in meinem tiefinnersten Zusammenleben Zwiesprach halten werde Wie gelüstet es mich nicht seine charakteristischen Züge zu sehen, seinen Offenbarungen, seinen unbewußten Orakelsprüchen

über sein Leben und seine Zukunft zu lauschen! Und die große, allgemeine Gastfreiheit, womit diese neue Welt mir entgegenkommt, läßt mich erkennen, daß es ein Herz, ein lebendiger Geist ist, der mir in ihr entgegentritt.

Jetzt ein wenig von der Außenseite meines Lebens. Ich verließ Dich das letzte Mal, als ich mit Downings im Begriff stand, Mr. Hamilton und seine Familie zu besuchen. Als wir an die Brücke in Newburgh kamen, gingen da zwei Männer, ein dicker und ein magerer, die laut und eifrig sprachen, ja sogar über einander erzürnt zu sein schienen. Jeder, der mit diesem Dampfschiff fährt, wird bestohlen, rief der Eine; es wimmelt da von Taschendieben und Schelmen. Der Andere rief: wem um sein Leben bang ist, der mag sich hüten, mit diesem Dampfboot da zu fahren; es ist eine elende Barake und wird nächstens einmal in die Luft fliegen. Das ist nicht wahr, sondern der größte Betrug! versetzte der Erste, und sie warfen einander mit zusammengezogenen Brauen entsetzliche Blicke zu, während sie fortfuhren herumzugehen und Jeder sein Schiff zu preisen und das des Andern zu verunglimpfen. „Was bedeutet das?" sagte ich zu Downing, der ruhig lächelte und antwortete: „Hier ist Opposition, zwei Schiffe wetteifern um Passagiere und diese Bursche da sind gedungen, um jeder das seinige auszuposaunen. Sie spielen diese Rolle täglich, und das bedeutet ganz und gar nichts." Ich bemerkte auch, daß, während sie einander die feindlichsten Blicke zuwarfen, ihre Lippen sich oft zu einem Lächeln über die scharfsinnigen Grobheiten verzogen, die sie über ihre gegenseitigen Schiffe ausstießen, welche wahrscheinlich beide gleich unschuldig und gleich sicher waren; und die Leute um sie her lächelten ebenfalls, oder bekümmerten sie sich nicht das Mindeste um ihren Streit. Ich sah, daß das Ganze nur eine Comödie war, und wunderte mich blos, daß sie dieselbe

so oft spielen konnten. Downing hatte sein Schiff bereits gewählt.

Wir waren nicht lange an Bord, als der Kapitän herschickte und Miß B. und ihren Freunden freie Reise auf dem Dampfschiff, sowie auf der Eisenbahn am Hudson anbot. So reisten wir denn auf Kosten meines guten Namens und der amerikanischen Artigkeit den Hudson hinauf in der ruhigen, sommerwarmen Luft. Aber der Ziegelschläger Herr A, der sich schon vorher für meinen Freund erklärt, der mich mit schönen Blumen beschenkt, mir seine Villa am Hudson angeboten, und einige gute phrenologische Bezirke auf meiner Stirne entdeckt hatte, bemächtigte sich hier meiner und führte mich zu seiner Frau, die mich einem Poeten vorstellte, von dessen Versen sie behauptete, ich müsse sie gelesen haben, und der Poet führte mir drei Frauenzimmer vor, und die drei Frauenzimmer diverse andere Frauenzimmer und Herrn; ich wurde gleichsam eingemauert, bekam es heiß wie in einem Ofen und entfloh aus dem Salon zu meinem stillen Freund auf dem Verdeck, dem ich Vorwürfe machte, daß er mich so den Eingebornen des Landes als Raub preisgab. Meinen Freund Ziegelschläger gewann ich indessen recht lieb, eine breite, bastante, wohlwollende Natur mit offenem Herzen und Gesicht. Und so gefiel mir auch der Poet, der offenbar ein Mann von gesundem Kopf und gutem Herzen war, nur hatte ich seine Verse nicht gelesen, und der neuen Freunde waren es gar zu viele. Auf dem Verdecke konnte ich jetzt still sitzen mit dem stillen Downing, jedoch mit dem Gefühl, daß ich mich innig mit ihm bespreche, daß sein Blick auf denselben Gegenständen ruht, wie der meinige, und sie, wenn auch nicht ganz so wie ich, doch auf eine Art, die ich verstand, weil ich ihn verstand, auffasse und beurtheile. Das eine und andere Wort, die eine und andere Bemerkung

kam von Zeit zu Zeit erweckend und belebend. Wie eine solche Gesellschaft angenehm ist!

Aus dem Dampfboot begaben wir uns auf die Hudsons-Eisenbahn, dieselbe, an der Newburgh gegenüber noch gearbeitet wird, und nun flogen wir pfeilschnell nach Mr. Hamiltons Villa, die auf einem Hügel am Flusse liegt. Hier waren wir bald in einem schönen Haus und einem schönen Familienleben.

Der Familienvater Mr. Hamilton ist der Sohn des Generals gleichen Namens, des Zeitgenossen und Freundes Washingtons und eines der großen Männer der amerikanischen Freiheitskriege. Mistreß Hamilton, eine noch schöne, ältere Frau von stillem mütterlichem Wesen, ein Sohn und drei Töchter bilden die Familie. Mrs. Skeyler, die verheirathete Tochter, die ich von manchem Munde als ein durch Geistes- und Herzensgaben ausgezeichnetes Weib preisen hörte, lud mich ein mit ihr die Schulen und verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten in New-York zu besuchen, was ich dankbar annahm. Die zwei jüngeren, unverheiratheten Töchter, Marie und Angelica, erscheinen mir wie Typen der zwei Frauenzimmer-Charaktere, die in Coopers Romanen oft vorkommen. Marie ist lebhaft, feurig, voll Energie; sie hat braune, lebhafte Augen, sie ist munter und lustig im Gespräch; Angelica ist madonnenhaft mild und blond, ein schönes, edles, in meinen und noch vielen Augen höchst einnehmendes Wesen. Ganz besonders bemerkte ich die Anmuth ihrer Stimme und ihrer Bewegungen, und wie sie, ohne Fragen zu thun, auch mit Fremden ein Gespräch in Gang bringen und auf eine belebende Art unterhalten konnte.

Mr. Hamilton, Vater, besuchte mit mir mehrere kleinere Pflanzer in der Gegend, dort Farmers genannt, damit ich etwas von ihren Umständen sehen sollte. In ein paar Häuser kamen wir just zur Mittagszeit und ich sah da ihre Tische reichlich versehen mit Fleisch

und Maischkuchen, mit Gemüs, Früchten und dem schönsten Waizenbrod. Die Häuser waren größtentheils „frame houses“ d. h. eine Art zierlicher Bretterhäuser. Die Zimmer hatten große Fenster, waren hell und sauber. Es war mir lieb mit Mr. Hamilton zu sprechen, der vieles im Lande baut und ein warmer Freund seiner freien Institutionen ist, deren Güte er in einer langen Beamtenlaufbahn zu erproben Gelegenheit hatte. Der Tag war schön, aber etwas windkalt, keine wohlgemischte Luft, wie Du es zu nennen pflegst. Und die Luft hier hat etwas so Scharfes, so Durchdringendes, daß sie stärker auf mich einwirkt, als jemals die Luft in Schweden.

Zum Mittagessen hatten wir eine Masse Gäste. Unter ihnen befand sich Washington Irwing, ein Mann von ungefähr 60 Jahren, mit schönen Augen, großer, wohlgeformter Nase, einem noch schönen Gesichte, worin jugendliche Grübchen und ein freundliches Lächeln von etwas Gesundem, Humoristischem, Frischem an Seele und Gemüth zeugen. Er soll auch eine ungewöhnlich glückliche Gemüthsart und das allerbeste Herz haben; er umgibt sich mit einer Menge Schwesterkinder, lauter Mädchen, (W. Irwing sagt, er begreife nicht, wozu die Jungen da seien) die er glücklich macht und die hinwiederum ihn durch ihre Liebe beglücken. Er soll ein ganz eigenes Talent haben, an Allem was er besitzt, und an Allem was ihm zugefügt wird, Gefallen zu finden. Er ist ein Optimist, aber keiner von der eigenliebigen Sorte. Bei Tisch wurde er mein Nachbar und ich verdachte ihm nicht, daß er schläfrig wurde, ich schrieb es aber dießmal auch nicht auf meine Rechnung, da man mir gesagt hatte, er pflege bei großen Mittagessen schläfrig zu werden, und ich wundere mich wahrlich nicht darüber. Diese Mittagessen gehörten jedoch nicht zu den besonders langen und langweiligen; offenbar suchte er auch artig und freundlich das Ge-

spräch zu unterhalten und ich that ebenfalls mein Bestes, wie Du wohl begreifst, aber es wollte nicht gehen. Nachmittags bat ich ihn um Erlaubniß, sein Profil abzuzeichnen. Aber damit er während der Operation nicht geradezu einschlafen sollte, ersuchte ich Angelica Hamilton, sich ihm gegenüber zu setzen und mit ihm zu sprechen; und das gelang vortrefflich. Der schöne alte Herr wurde jetzt so wach, so gesprächig, so lebhaft, und in seinem Gesichte spielte ein so schalkhaftes und heiteres Lächeln unter den humoristischen Grübchen, daß es meine Schuld ist, wenn ich nicht eines der besten und ansprechendsten Portraits zu Stande brachte, die noch jemals von dem allgemein beliebten Schriftsteller gemacht worden sind.

Ich bin froh, seinen Bewunderern und Freunden in Schweden dieses zeigen zu können. Washington Irwing lud mich nnd meine Freunde auf den nächsten Abend zu sich in seine Wohnung ein; da wir aber noch diesen Abend nach Hause reisen mußten, so lehnten wir die Einladung ab, behielten uns jedoch einen Morgenbesuch bei ihm vor. Abends kam der junge, neuverheirathete Sohn des Hauses von einer Reise zurück. Es war lieblich, den schönen jungen Mann zwischen Vater und Mutter sitzen zu sehen, wie er sich heiter und herzlich zugleich zwischen beiden zu theilen suchte, und ihren Fragen und Liebkosungen entsprach.

Unter den interessanten Gegenständen, die ich hier, wie auch in einigen andern Häusern am Hudson sah, befanden sich Amerikas Vögel von Audebon, ein Werk von wahrem Genie und Verdienst, denn man bekommt nicht blos die Vogelarten Amerikas zu sehen, sondern auch ihren Charakter, ihr Leben und ihre Geschichte, wie sie bauen, sich ernähren, ihre Streitigkeiten, Gefahren und Freuden. Einige Gemälde scheinen mir eine gewisse Excentricität in der Auffassung anzudeuten. Aber wer kann excentrischer sein als die Natur

selbst in gewissen Stunden und Launen? Eine andere anziehende Bekanntschaft war für mich ein Mr. Steevens, der recht interessant von den alterthümlichen Ueberbleibseln in Centralamerika sprach. Welches reiche Feld ist nicht da für amerikanische Betriebsamkeit und Forschungslust! Und sie werden nicht ruhen, diese Wikinger der Jetztzeit, bis alles das ihnen gehört und sie dort freien Spielraum haben. Jetzt stehen ihrem Eindringen in diese Gegenden noch große Schwierigkeiten entgegen.

Am folgenden Tag hatten wir unter den guten Sachen beim Frühstück — man hat ihrer hier nur allzu viele und zu starke; der Cayenne-Pfeffer verderbt sowohl die Speisen als den Magen — auch Honig vom Berge Hymettus, der Familie geschenkt von einem neuerdings aus Griechenland zurückgekommenen reisenden Freunde. Dieser klassische Honig schien mir nicht besser, als der Jungfern-Honig unsrer nordischen Bienen. Die Blumen und die Bienen sind wohl überall auf Erden dieselben und nähren sich von demselben himmlischen Honigthau. Ich denke mir, wie unsere Bienen in Arsta im Herbst um die Resedenbeete surren, und wie Du ihnen jetzt zusiehst, indem Du wie eine kleine Königin unter Deinen Unterthanen in Deinem Blumenviertel unter Blumengruppen, die Du pflanzen ließest, einherwandelst. Ach, aber es ist wahr, jetzt liegen sie bereits in ihrem Winterschlaf und die Bienen haben sich in ihre Häuser verborgen. Hier vergesse ich, wie das Jahr herumgeht, denn der indianische Sommer ist eine Zauberzeit.

Vormittags ging ich mit Marie Hamilton zu Washington Irwing; sein Haus liegt nahe dem Ufer des Hudson und gleicht einer friedlichen Idylle. Dichte Epheuranken bekleiden einen Theil der weißen Mauern und bekränzen die Dachfirsten. Fette Kühe weideten auf der Wiese dicht vor dem Fenster. In den Zimmern

sah es sommerwarm und friedlich, dabei belebend aus. Man merkte, daß ein warmer seelenvoller Geist da wirkte und lebte. Washington Irwing hat, obschon er die Höflichkeit eines Weltmannes und in seinem ganzen Benehmen viel Gutmüthigkeit besitzt, doch etwas von der nervösen Schüchternheit, welche dem Schriftsteller von feinerem Schrot und Korn leicht anhaftet. Der poetische Geist muß für seinen Umgang mit göttlichen Sphären oft durch eine kleine Disharmonie mit der irdischen plumpen Wirklichkeit büßen, und dazu gehört wesentlich der Besuch von Fremden und solche Umgangsformen, wie wir sie in guter Gesellschaft brauchen, Schalen, welche geknackt werden müssen, wenn man zu des Kernes Saft oder Frucht kommen soll. Aber das ist eine Mühe, wozu wir oft nicht Zeit haben. Ein vor längerer Zeit gemaltes Portrait in Washington Irwings Salon stellt ihn als einen ausgezeichnet schönen Mann dar, mit dunkeln Haaren und dunkeln Augen — ein Kopf, der einem Spanier gehört haben konnte. Er soll auch in seiner Jugend ungewöhnlich schön gewesen sein. Er war mit einem jungen Mädchen von seltener Schönheit und Herzensgüte verlobt, und man hatte Mühe sich ein schöneres Paar zu denken. Aber sie starb und Washington Irwing suchte hernach keine andere Braut mehr. Er war weise genug, sich mit der schönen Erinnerung an eine vollkommene Liebe zu begnügen und für seine Wissenschaft, für die Freundschaft und die Natur zu leben. Er ist ein Weiser ohne Runzeln und graue Haare. Washington Irwing beschäftigte sich eben mit seiner Biographie Mohameds, die er binnen kurzem herausgeben will. Zwei Frauenzimmer, ein älteres und ein jüngeres, nicht schön, aber mit seelenvollen Gesichtern und nahe Verwandte von Washington Irwing, waren im Hanse.

Bei Hamilton empfing ich wieder eine Menge Gäste; lauter schönes, freundliches, offenherziges Volk.

Die Frauenzimmer haben im Allgemeinen feine Gestalten, aber es fehlt ihnen an Rundung. Später machten wir Musik. Marie Hamilton und ich waren just mit vollem Eifer in einer vierhändigen Ouvertüre begriffen, und spielten so, daß man uns Bravo zurief, als Mr. Downing mit seiner melodischen Stimme und seinem entschiedenen Wesen (das ihn mitunter zu einer Art von liebenswürdigem Despoten macht) uns mit dem Zuruf unterbrach: „Jetzt ist es Zeit!" nämlich die Zeit zum Abreisen; wir mußten also mitten im Stück abbrechen um Abschied zu nehmen und auf die Eisenbahn zu eilen, die so mit eiserner Hand in die Musik des Lebens eingriff. Sie folgte mir jedoch im Eindruck von dem schönen Familienleben, das ich hier wieder sehen durfte, und an die Eisenbahn folgte mir auch der stattliche alte Gentleman Mr. Hamilton, der mir die ganze Zeit die größte Güte bewiesen hatte, und mich jetzt schließlich bat, ihn als einen Vater anzusehen, sein Haus als das meinige zu betrachten und zu kommen und da zu bleiben, so oft ich mich anderswo in den Vereinigten Staaten minder wohl befinde. Und ich weiß, daß dieses Anerbieten ebenso ernstlich gemeint ist, wie Downings Aufforderung, ihn als einen Bruder anzusehen, und ihn mir dienen zu lassen, so oft ich eine Gelegenheit dazu fände. Erinnern Sie sich dessen wohl! so lauteten seine Abschiedsworte zu mir. So daß ich also jetzt sowohl einen Vater als einen Bruder in der neuen Welt habe! Das ist für den Anfang nicht übel. Auf der Eisenbahn saß ich sodann stille an der Seite meines stillen Freundes, dessen Seelenmusik ich aber immer höre, auch wenn er schweigt. Auf diese Art nahm also die Musik im Ganzen kein Ende.

Wir fuhren an einem finstern, aber schönen Abend den Hudson hinauf. Die Luft war ganz ruhig. Dann und wann kam ein Dampfboot donnernd mit flammenden Schornsteinen uns entgegen; aber der Fluß war

ungewöhnlich still. Aus den schwarzen Schatten, welche die hohen Berge über die Ufer warfen, glommen da und dort kleine rothe Lichter. „Das kommt aus den Hütten der Eisenbahnarbeiter," sagte Downing — „Ganz und gar nicht, erwiederte ich, sondern das sind kleine Zwerge, die aus den Felsen hervorgucken und die Fenster der Bergsäle da drinnen öffnen. Das wissen wir Scandinavier." Downing lächelte und ließ meine Erklärung gelten.

Was ich hier vermissen könnte, wenn es mir einfiele etwas zu vermissen, wo so viel neues, reiches Leben sich darbietet, das ist das Märchen- nnd Legendenleben, das wir in Schweden überall haben, und das unser Land zu einem poetischen Boden macht, voll von symbolischen Runen in Wäldern, Bergen und Feldern, an Strömen und Seen; gibt es doch jedem Stein Leben, jedem Rasen eine Bedeutung. In Schweden würden all diese prächtige Hügel und Berge am Hudson symbolische Namen und Sagen haben. Hier haben sie bloß einige historische Sagen, meist seit den Zeiten und Kämpfen der Indianer, und Namen von mehr humoristischem als poetischem Gehalt. So wird eine lange, in den Fluß hinausragende, nasenförmige Bergspitze St. Anton's Nase genannt, und ich mußte beim Vorbeifahren an ein lustiges Gedichtchen denken, das Downing mir vorgelesen hatte, und worin der h. Antonius dargestellt ist, wie er den Fischen predigt, die ganz erschrocken und entzückt über den Vortrag des bekehrungseifrigen Kirchenvaters aus der Tiefe herauskommen. Es endet mit den Worten:

„Sie dankten sehr für seinen Segen
Und blieben — auf den alten Wegen."

Und sie fahren in ihren natürlichen Untugenden fort und Mr. Antonius bekam — eine lange Nase.

Noch einige indianische Sommertage verlebte ich mit meinen Freunden am Hudson, Tage reich an vielem

Schönen im Umgang mit Menschen und mit der Natur, reich auch an Genuß paradiesisch schöner Früchte. Der Neumond zündete sein Licht an und gab dem Sommerschleier über Berg und Fluß einen höheren romantischen Charakter — wundersam schöne Tage und Scenen — und wundersam schön war derjenige, wo ich unter einem warmen Sturm mit meinen Freunden den Hudson hinab nach New-York reiste — der Herbst hatte in seinem Voranschreiten dem Farbenspiel des Laubwaldes Einheit gegeben. Er wechselte jetzt zwischen Kupfer und Gold und glänzte wie eine unendlich reiche goldene Stickerei auf dem indianischen Nebelschleier, der über den Höhen am Hudson entlang ruhte. — Der Wind war so heftig, daß das Schiff zuweilen auf die Seite gedrückt wurde. Und je weiter der Abend voranschritt, um so stiller wurde es unter den Gruppen in dem großen starkbewohnten Salon. Freund zog sich näher zum Freund, Gattin zum Gatten; Mütter drückten ihre Kinder näher an ihre Brust. Meine Augen fielen zufällig auf eine hohe Mannsgestalt von schönem energischen Aussehen; ein kleines Frauenzimmer stand ganz nahe vor ihm, er hielt ihre Hand an seine Brust gedrückt. Mich überkam einige Neugierde ihr Gesicht zu sehen, ich weiß nicht recht warum. Sie wandte ihren Kopf und ich sah unter ihrem Strohhut ein schwarzes Gesicht ohne Spuren von Schönheit. — Ein stummes, leidenschaftliches Leben waltete darin vor, waltete überall vor in der Atmosphäre an diesem stürmischen, warmen Abend. Dieser und einige andere Abende haben sich mit unauslöschlichen Zügen in meine Seele eingeschrieben; Du wirst sie einmal auf dem Papiere lesen, denn was ich tief und stark erlebe, das muß ich, wie Du weißt, früher oder später in Worten und Bildern wiedergeben.

In Sturm und Dunkelheit kamen wir in New-York an, in Sturm und Dunkelheit, aber im Uebrigen ganz comfortable kamen wir ins Astorhaus. Und bald saß ich mit meinen Freunden vertraulich in einem hellen, schönen Zimmer, trank Thee und die ausgesuchteste Milch, in Eis gekühlt. „Um Sie jetzt zu unterhalten, sagte Downing, als wir fertig waren, glaube ich, daß ich Sie um ein Autograph ansprechen muß." So neckt er mich oft freundlich, da er meinen Schrekken vor der amerikanischen Autographenwuth kennt. Wir verbrachten den Abend angenehm, indem wir abwechselnd aus unsern Lieblingsdichtern, Lowell, Bryant, Emerson, vorlasen. Es war 12, als wir uns trennten und ich auf mein Zimmer ging. Oben aber ging ich noch lange herum, durch die offenen Fenster dem leise plätschernden Regen lauschend, die balsamische Luft trinkend und den Hauch eines neuen Lebens mein Inneres durchströmen lassend.

Ich blieb mit Downings ein Paar Tage im Astorhaus. Während derselben besuchten wir die Ausstellung des amerikanischen Kunstvereins in New-York. Unter den Gemälden einheimischer Künstler sah ich Nichts, was ein eigenthümliches Genie andeutete, außer einem großen historischen Bild aus dem ersten mexikanischen Krieg zwischen den Spaniern und Indianern. Einige plastische Kunstwerke machten mir großes Vergnügen durch ihre Feinheit im Ausdruck und die Meisterschaft in der Ausführung. Unter ihnen war besonders eine Proserpina (Marmorbüste) und ein Hirtenjunge, der dem Ton in einer Muschel lauschte; beides Arbeiten eines amerikanischen Künstlers, Namens Hiram Powers. Man konnte etwas Größeres und Nationelleres in Bezug auf den Stoff, aber unmöglich mehr Schönheit, mehr Vollendung in den Formen wünschen. Gegenüber dem Saal des amerikanischen Kunstvereins hat man mit Wohlbedacht, wie mir

scheint, die sogenannte Düsseldorfer Gallerie verlegt, oder eine Gallerie, wo alte Gemälde, besonders der deutschen Schule, gesammelt und ausgestellt sind, zum vergleichenden Studium für des Landes Künstler und Kunstliebhaber. Aber ich hatte diesmal nicht Zeit die Gallerie zu besehen.

Unter den guten Dingen, die mir hier begegnet sind, befindet sich das Anerbieten eines sehr geachteten Buchhändlers in New-York, Mr. G. Putnam, des Verlegers von Miß Sedgewick, der eine neue und schöne Auflage meiner Schriften, die bisher blos in wohlfeilen Ausgaben gedruckt und verbreitet worden sind, veranstalten und mir dafür dieselben Vortheile wie einheimischen Schriftstellern gewähren will. Downing war erfreut über den Vorschlag, denn er kennt Mr. Putnam als einen durchaus ehrenhaften und zuverläßigen Mann (ich glaube ihm diese Eigenschaften schon an den Augen anzusehen).

Schwer wurde mir der Abschied von Downings, mit denen ich eine so schöne genußreiche Zeit verlebt (ich möchte sie die Tage meiner süßen Brode in der neuen Welt nennen), und an die ich mich so recht von Herzen angeschlossen habe. Aber — ich werde sie wiedersehen! . . . Ich schulde Downing großen Dank für die Klugheit, den Takt und den brüderlichen Ernst, womit er mich in Bezug auf mein Benehmen hier zu Lande, die Annahme von Einladungen und andern Freundschaftsbeweisen, berathen hat. Beim Abschied ermahnte er mich mit seinem feinen Lächeln, ich möchte bei allen Gelegenheiten von einem gewissen angeborenen Takt — NB. einer Sache, die mir durchaus nicht angeboren ist — Gebrauch machen, damit ich wisse, was ich thun und lassen solle. Ich meinte inzwischen seinen Rath gut zu benützen, indem ich unmittelbar darauf den Vorschlag eines jungen Herrn, auf einen hohen Kirchthurm mit ihm zu klettern, ablehnte. Nichts

frappirt mich mehr, als der jugendliche, ich möchte beinahe sagen kindliche Unternehmungsgeist dieser Leute; sie scheuen auch gar nichts und halten Nichts für unmöglich. Aber ich bin zu alt, um mit jungen Herren auf die Kirchthürme zu klettern.

Als Downings mich verließen, wurde ich von Mr. Putnam übernommen, der mich nach seiner Villa auf Staten-Island führen wollte. Wir arbeiteten uns mühsam mit unserm Wagen durch das Gedränge von Fuhrwerken aller Art auf den Straßen bis in den Hafen durch, um zur rechten Zeit ans Dampfboot zu kommen. Ich muß die Kutscher bewundern, wie sie auszuweichen, zu schwenken, sich einzukeilen und sich ohne Abenteuer aus dem wahrhaft gordischen Knoten von Karren und Wagen herauszuwickeln verstehen. Es ist merkwürdig, aber angenehm ist es nicht. Ich saß in beständiger Angst da, es möchten einige Pferdsköpfe durch die Wagenfenster hereinkommen und der Wagen könnte zusammengedrückt werden. Inzwischen ging Alles gut. Wir kamen rechtzeitig aufs Dampfboot und hatten eine schöne Fahrt auf dem ruhigen Wasser in dem weiten Hafen, wo große und kleine Dampfboote unaufhörlich zwischen den Segelschiffen fahren und sich herumschwingen; — das ist ein Leben!

In Mr. Putnams schöner Wohnung auf einer der Anhöhen Staten-Islands sah ich eine allerliebste, schöne und anmuthsvolle Wirthin, drei artige Kinder und Abends eine ganze Masse von Nachbarn. Ich spielte ihnen schwedische Melodien und Lieder vor. Das beste Stück des Abends war ein humoristisches Lied, das ein gemüthlicher älterer Herr sang. In meinem Schlafzimmer fror ich denn das Wetter war nun kalt, und die Schlafzimmer werden hier zu Land nicht geheizt. Es ist damit wie in England, aber nicht wie in unserem guten Schweden, und es wird mir schwer mich an diese kalten Schlafzimmer zu gewöhnen. Besonders

schwer wurde es mir in dem kalten Zimmer aufzustehen und mich mit steifen Fingern anzukleiden; aber als ich zum Frühstück hinabkam, da vergaß ich Frost und Steifheit über der hellen Sonne und der schönen freundlichen Wirthin in dem hübschen Zimmer, das eine Aussicht über den Hafen, die Stadt und die Inseln gewährt. Vormittags führte mich Mr. Putnam in der Kutsche spazieren, um die Insel zu besehen und einige Familien zu begrüßen. Die reichen goldenen Wälder glänzten in ihrer Herbstpracht, schön wechselnd in Gold und Braun, — ein Farbenspiel waren und tief, wie das v.n den reinsten Leidenschaften der Seele. Ich lebte neu auf in den Gefühlen, die es in mir erweckte. Ich fuhr duich den Wald, wie durch einen Tempel voll symbolischer Schrift, und was sie mir vorzeichnete, das konnte ich lesen und deuten. So gelangten wir bis zum höchsten Punkte der Insel, wo die Aussicht über Land und Wasser groß und herrlich war. An Höhen fehlt es. Das Auge schwebt und kreist wie der Adler in der Luft, aber es hat keinen Fels, keine Bergspitze, um daran auszuruhen.

Ich sah auch einige zierliche Häuser mit ihren Gärten und ein paar hübsche freundliche Frauen. Eine von ihnen war wirklich schön, aber in Trauer versunken. Der Tod hat ihr unlängst ihre Freude geraubt. In dem andern Haus war Freude und Glück daheim, das ließ sich nicht verkennen, und ich mußte versprechen aufs Frühjahr zurückzukommen und den Frühling hier anrücken zu sehen. Aber ich bin begierig, wie manche Wortbrüchigkeiten ich hier zu Lande begehen werde.

Mr. Putnam führte mich nach New-York und zu der freundlichen Mrs. Skeyler zurück, die jetzt Hand an mich legte, um verschiedene öffentliche Anstalten mit mir zu sehen, worunter ein paar große Schulen, wo ich Hunderte von lebhaften Kindern und jungen Menschen fand. Mir fielen besonders die hellen, wachen

schönen Augen der Kinder auf. Die Lehrmethode schien es hauptsächlich darauf abzusehen, die Kinder wach und aufmerksam zu erhalten. Ein Schulhaus enthält mehrere oder alle Klassen der Schule. In den untersten Zimmern sind die kleinsten Kinder, 4—6 Jahre alt (jedes Kind hat sein Stühlchen und seinen kleinen freistehenden Pult vor sich), und mit jedem Stock steigt das Alter der Schüler, wie auch die Masse der Lehrgegenstände. Im obersten Stock graduiren sie sowohl in den Mädchen- als in den Knabenschulen mit 19 bis 21 Jahren oder darüber, erhalten Diplome und gehen dann in die Welt hinaus, um zu leben und zu lehren nach dem was sie hier gelernt haben. Aber ich erfuhr da nicht viel. Ich wollte Fragen machen, allein man nahm sich nicht Zeit zu antworten, und ich sah bald, daß mein Besuch für mich nicht sowohl eine Unterweisung als vielmehr einen Verweis enthielt. Im Taubstummeninstitut zeichnete der junge Lehrer eine lange Erzählung über mich und meine Begleiterin seinen Schülern vor, welche sie auf die Schreibtafeln, die an den Wänden hingen, aufzeichneten. Sie machten das vortrefflich. Ich muß ihr Gedächtniß, sowie ihre Fertigkeit in Auffassung und Ausdruck bewundern.

Am folgenden Tag wurde eine Ausfahrt auf eine der Inseln in der Nähe der Stadt unternommen, wo wohldenkende Menschen eine große Anstalt zum Empfang und zur Unterstützung von Auswanderern gegründet haben, die krank oder entblöst aus Europa in New-York ankommen. Die Insel heißt Wards-Island, die Anstalt Auswandererasyl. Einer ihrer hauptsächlichen Gründer und Verwalter, Mr. Colden, früher einer der angesehensten Advokaten New-Yorks, jetzt ein reicher Mann, der sich ausschließlich mit wohlthätigen Anstalten beschäftigt, denen er seine Zeit und sein Vermögen widmet, führte mich und Mrs. Skeyler in seinem Wagen dahin. Ich habe auch Bergfalk verlockt mit uns

zu kommen. Er hat eine unglückliche Neigung sich unter Gesetzbüchern und Akten zu vergraben und mit den Todten zu leben; ich muß ihn also hinauslocken, um in dem lebendigen und belebenden Leben frische Luft zu schöpfen. Der Tag war herrlich und unsere Bootfahrt auf dem schönen wohlriechenden Wasser (ich habe nie ein Wasser gekannt, das so duftete wie hier) in der warmen Herbstsonne äußerst angenehm. Auf Wards-Island kann man ein wenig beurtheilen, welch eine schwere Aufgabe sich die Amerikaner beim Empfang der armen oft elendesten Bevölkerung Europas stellen, und wie sie dieselbe zu lösen suchen. Tausende, die zerlumpt und mit Krankheiten behaftet ankommen, werden hieher gebracht, verpflegt, gekleidet, gespeist und sodann westwärts nach den Mississippistaaten geschickt, im Fall sie nicht in näheren Gegenden Verwandte und Freunde haben, zu denen sie zu kommen wünschen. Besondere Häuser wurden für Typhuskranke, für Augenkranke, für kranke Kinder, für die Genesenden, für Wöchnerinnen erbaut; mehrere neue Häuser waren in der Arbeit. Auf den grünen freien Hügeln, umkost von den milden Seewinden, müssen die Kranken, wo immer möglich, wieder gesund, die Schwachen stärker werden. Wir besuchten die Kranken; mehrere Hunderte lagen am Typhus darnieder; — wir besuchten auch die Reconvalescenten an ihrem guten reichlichen Mittagstisch. „Aber wenn sie alle Tage eine solche Suppe und solches Fleisch bekommen, sagte ich zu Mr. Colden, wie können Sie dann die Leute wieder los werden, wenigstens diejenigen, welche blos leben, um zu essen?" — Mit ihnen machen wir es, wie der Quäcker mit seinem Gegner, antwortete Colden lächelnd. Er ergriff den Widerspenstigen mit starken Händen. Ei wie? sagte dieser, Sie werden mich doch nicht schlagen wollen? das ist ja gegen Ihre Religionslehre. — Nein, erwiederte der Quäcker, ich will Dich nicht schlagen,

aber ich will Dich ganz unangenehm halten. Bergfalk freute sich mit mir, diese großartige, immer mehr aufblühende Anstalt zu sehen, welche die Bevölkerung der neuen Welt hier für die verunglückten Kinder der alten errichtet; und ich erfreute mich nicht minder an Mr. Coldens eigener Persönlichkeit; er ist eine jener starken Naturen, die solche Anstalten ebenso leicht tragen, wie eine Mutter ihr Kind auf dem Arme trägt, — ein Mann, stark an Herz, Seele und Leib. Für solche Männer hege ich eine Bewunderung, die kindlicher Liebe gleicht. Sie haben den Magnetismus, den man der Gebirgsnatur zuschreibt.

Mit Mrs. Skeyler besuchte ich auch das Haus, das zur Wiederaufrichtung gefallener Weiber gestiftet ist. Es schien mir gut und wohl geordnet zu sein. Miß Sedgewick ist eine der Vorsteherinnen und soll unendlich viel Gutes wirken. Sie liest den Weibern Erzählungen vor, die ihre bessere Natur wecken, und sie spricht gut und klug mit ihnen. Sie soll eine der thätigsten Pflegerinnen dieser Besserungsanstalt sein.

Mrs. Skeyler, die eine ebenso sanfte Hausmutter, als eine gute Bürgerin außer dem Hause ist — und das sollte jedes edle Weib sein — war eine liebenswürdige Wirthin für mich, und ich bedaure blos, daß ich nicht mehr mit ihr sprechen konnte. Diese Schulen, Hilfsanstalten u. s. w. sind höchst vortrefflich und achtungswerth, aber ach, wie sie mich ermüden! — Mrs. Skeyler führte mich zu Miß Lynch, wo ich eine Masse Leute sah, und unter ihnen den Dichter Bryant, der einen schönen charakteristischen Kopf mit silbergesprenkelten Locken hat.

Von Miß Lynch hinweg führte mich ein freundlicher, ehrlicher Professor, — ich glaube Hacklitt heißt er — in die elyseeischen Felder, einer parkähnlichen Gegend auf einer Insel bei New-York und wegen ihrer idyllisch schönen Natur so genannt. Sie war auch

idyllisch schön und der Tag und die Luft — nein, nein, meine Liebe, da haben wir nichts Aehnliches in der alten Welt, wenigstens habe ich dort nie etwas solches kennen gelernt. Ich trinke diese Luft, wie ich Nektar trinken könnte, und ich empfinde sie beinahe wie einen lieblichen Rausch. Sie muß dieser Jahreszeit und dem magischen Leben des indianischen Sommers angehören. Ich wandelte in den elyseeischen Feldern mit wahrhaft elyseeischen Gefühlen; ich sah Schaaren weißer Segel gleich beschwingten Friedensboten den Hudson herabkommen, und ich ließ meine Gedanken den Fluß hinaufschwimmen, zu den Freunden dort, den neuen und doch so theuern, mir fern und doch so nahe. Es war ein entzückender Tag, dieser Tag auf den elyseeischen Feldern in der neuen Welt. Mein Professor war gut und weise, wie Mentor in den Abenteuern Telemachs, und ich glaube noch weiser, denn er hielt ganz und gar keine Reden, sondern folgte mir mit väterlicher Huld und schien sich an meinem Vergnügen zu erfreuen. Abends führte er mich über den East river und nach Rosenhütte in dem ruhigen Brooklyn. Und da will ich einige Tage ruhen und mich der Welt etwas fern halten.

Jetzt ein Wort über meine neuen Freunde Marcus und Rebecca Spring. Sie sind eine ganz besondere Art von Leutchen; sie haben etwas eigenthümlich Einfaches und Menschliches, Klares und Schönes, was ich engelgleich nennen möchte. Gleich beim ersten Mittagessen in ihrem Hause nannten sie mich bei meinem Namen und verlangten, daß ich sie auch so nennen solle, und jetzt lebe ich mit ihnen vertraulich, wie mit einem Bruder und einer Schwester. Sie waren und sind unbeschreiblich gut gegen mich. In den ersten Tagen war ich etwas verstimmt, ich litt von der Kälte, besonders in meinem Schlafzimmer, und ich konnte mich nicht recht in die neuen Verhältnisse finden, was mir über-

haupt immer Mühe macht. Aber sie ließen einen Ofen in mein Zimmer setzen, machten es mir warm und angenehm, und bald fühlte ich mich bei ihnen heimisch und glücklich. Marcus S. ist auch, was man einen selbstgemachten Mann nennt, aber ich glaube fest, daß der liebe Gott selbst bei der Erschaffung seines Herzens und Kopfes thätig war. Sein Gesicht erinnert mich an Sternes Ausdruck für ein Gesicht: es gleicht einem Segen. Seine Frau Rebecca ist aus einer Quäckerfamilie und hat etwas von dem innern stillen Licht und der Besonnenheit, die dieser Secte angehören soll; überdies ist sie wohlbegabt und verständig, und man kann ihr mit dem größten Vergnügen zuhören. Sie ist anmuthsvoll von Gefühl, ohne schön zu sein; der Mund besonders ist frisch und lebendig, ihre Gestalt ist classisch schön. Beide Gatten sind warme Patrioten und Menschenfreunde, lieben die Ideale des Lebens und leben für sie. Sie sind vermöglich und sollen viel Gutes thun. Sie interessiren sich für den Socialismus, aber mehr als Dilettanten, denn als eigentlich Eingeweihte. Doch hat Marcus sich in seinem Handelsgeschäft mit mehreren seiner Comptoiristen associrt. Aber er gehört zu jenen Leuten, die von ihren Handlungen nicht gerne sprechen, und auch nicht wünschen, daß Andere sich damit beschäftigen. Aber seine Frau und seine Freunde sprechen sehr gerne von ihm, und ich wundere mich nicht darüber. Sie haben drei Kinder. Eddy, der älteste Knabe von zwölf Jahren, könnte als Modell zu einem Amor sowohl, als zu einem Raphael'schen Engel dienen; er hat ein stilles, denkendes Wesen mit viel Feinheit im Ausdruck. Die kleine Jenny, des Hauses einzige Tochter, ist ein tüchtiges lebhaftes Mädchen, und dann kommt das Baby, ein goldgelockter kleiner Junge mit seines Vaters Stirne und klaren blauen Augen, ein kränkliches aber anmuthsvolles Kind.

Mit Marcus spreche ich über das, was im Lande fern und nah vorgeht und im Werk ist, mit Rebecca spreche ich von Geschichten des innern Lebens, und ich bekomme vieles zu hören, was mich anregt und interessirt. Ja ich sage Dir, hier ist weit mehr Poesie und romantisches Leben, als man sich bei uns vorstellt. Das Leben hier ist eine neue Jugend. Auch das Klima ist jugendlich, aber nicht immer auf die beste Art. Es ist sehr veränderlich. In den ersten Tagen, die ich hier in Brooklyn zubrachte, war es so empfindlich kalt, daß ich an Leib und Seele fror. Jetzt seit drei Tagen ist es so warm gewesen, daß ich mich Nachts bei offenen Fenstern ins Bett legte, durch die Jalousien die Sterne blinken sah und von der Morgenröthe mit den sanftesten Hauchen dieser duftigen Luft, die etwas Zauberisches hat, begrüßt wurde.

Den 7. November.

Ich habe einige Tage nicht schreiben können. Es thut mir leid, mein Kind, aber ich kann nicht helfen. Mündlich will ich einmal die Lücken ausfüllen, die im Briefe gelassen sind. Sehr schmeichelhafte und zugleich sehr beschwerliche Dinge, welche die Mühe des Niederschreibens nicht lohnen, kommen mir tagtäglich vor. Mein Leben ist ein täglicher Kampf mit Wohlwollen, Artigkeit und — Neugierde, ein Kampf, bei dem ich oft müde und verdrießlich werde, oft aber auch einen wundersamen Hauch von Jugendfrische und Erneuung meine Seele durchströmen fühle. Einen solchen empfand ich dieser Tage bei der Berührung mit dem edeln Enthusiasten H. W. Channing, einer ebenso glühenden als reinen Natur, mit strahlendem Auge und einem Gesicht so rein und regelmäßig, wie ich mirs nur bei einem Seraph denken könnte. Seine edle und elegante Gestalt paßt vortrefflich für einen öffentlichen Redner. Für sein Land ist er mehr ein kritischer Liebhaber als ein Enthusiast.

Enthusiastisch liebt er blos das Ideale und Vollkommene, und er findet die Wirklichkeit noch weit unter diesem. Wir sind sehr jung, sehr jung! sagt er vom Volk der Vereinigten Staaten. Von Emerson sprach er mit Bewunderung — aber wie von einem ihm ferne stehenden höheren Geiste. „Er ist der Beste von uns Allen," sagte er. — „Ist er Ihr Freund? fragte ich. — „Nein," antwortete er, „ich kann mir mit diesem Verhältniß zwischen uns nicht schmeicheln. Er ist dafür zu abstoßend, zu . . . Aber Sie müssen ihn sehen, um ihn zu begreifen." Ich machte einige Bemerkungen gegen Emersons Anschauungsweise. Channing antwortete nicht viel darauf, blieb aber dabei, daß er zu Emerson wie zu einem Stern erster Größe aufschaue. Dieser Mann muß ein Zaubertalent besitzen.

Am Donnerstag werde ich mit Channing und Springs nach dem amerikanischen Phalanstère in New-Jersey reisen, dieses wunderliche Ding in der Nähe besehen und mehr von christlichem Socialismus lernen. Bergfalk kommt mit uns. Dann kehre ich hieher zurück und bleibe bis zum Ende der Woche hier. Die nächste Woche werde ich bei Miß Lynch in New-York zubringen und mich dem Gesellschaftsleben dort widmen. Hierauf komme ich wieder und begleite meine Freunde nach Massachusetts, um allda bei ihren Verwandten das große Dankfest, genannt Thankgivings, zu feiern. Es ist auf den 26. November festgesetzt und soll besonders in den Staaten Neuenglands, wo es zuerst entstand, feierlich begangen werden. Dann wollen wir zusammen Lowells, Emersons und mehrere Andere besuchen, zu denen wir eingeladen sind. Hierauf landen wir in Boston, wo ich über die Wintermonate zu bleiben gedenke, und meine Freunde kehren in ihre Heimath zurück.

Abends.

Bei Sonnenuntergang machte ich einen einsamen Spaziergang auf der Straße, halb Stadt und halb Land; ich ging unter den grünen Bäumen und an meiner Seite der schöne Eddy S. ganz schweigsam. Der Abendhimmel glühte und breitete seinen warmen Schein über Wiesen und waldige Höhen. Und als ich meinen Blick von ihm ab auf den schönen Jungen wandte, da begegnete mir sein Auge so mild und eindringend wie eines Engels Blick. Er schien zu sehen und zu begreifen, was in mir lebte. So gingen wir lange. Aber es begann zu dämmern; da kam ein Reiter auf uns zu mit einer großen Schachtel oder einem Kästchen auf dem Arm. Es war der gute Markus auf seinem Dolly, und das Kästchen, das er trug, war für mich und voll der allerschönsten Blumen von Mr. Downing. Und mit ihnen folgten einige Worte für mich, die noch schöner waren als die Blumen. Rebekka und ich ordneten die Blumen in einer schönen, lilienförmig aus ihrem Bassin aufsteigenden Alabastervase. Markus und Channing halfen uns mit ihren Augen.

Ich befinde mich trotz körperlicher und geistiger Strapatzen wohl und bin unendlich dankbar für das, was ich hier erlebe und lerne, und für diese guten herzlichen Freunde. Es fehlt mir gar nichts als die Freude, gute Nachrichten von Dir und Mama zu erhalten. Ich hoffe auf die heutige Post, ich hoffe und sehne mich. Jetzt muß ich diesen Brief absenden und an einer Menge Anderer arbeiten. Küsse Mama für mich und grüße alle, die gegrüßt zu werden wünschen von

Deiner

Fr.

Fünfter Brief.

Rosenhütte, d. 12. Nov. 1849.

Endlich, endlich erhielt ich Briefe von Haus, Briefe von Mama und Dir, meine gute Agatha! Ich küßte den Brief aus Freude, als er in meine Hand kam. Aber ach, wie betrübte es mich Dich wieder krank zu wissen, und zwar ohne allen Sinn und Verstand, so bald nach dem Marstrandbad, wo ich Dich so munter sah! Ich kann mich jetzt nur mit dem Gedanken zu trösten suchen, daß Du mit dieser Krankheit alle Kränklichkeit für das Jahr abgethan habest und im Winter desto gesünder sein werdest. Sollte dies nicht geschehen, ja dann müßten wir mit Dir im nächsten Winter nach irgend einem wärmeren Lande ziehen, nach Deinem schönen Italien, nach Rom oder Palermo, nachdem Du im nächsten Sommer in Marstrand tüchtige Salzbäder genommen hättest. Und ich werde bei Dir sein, mein Herzchen, und werde Dir schöne Sachen erzählen und schreiben, denn hier werde ich reich an solchen, und wir wollen dann zusammen ein neues schönes Leben einathmen. Deinen Brief nach London habe ich nicht erhalten, aber ich werde ihn noch erhalten, oder aber verdient Ed. L— — den Kopf zu verlieren, wenn er ihn nicht bereits verloren hat; denn er wurde beauftragt, den Brief in Empfang zu nehmen und mir ihn hieher zu schicken. Noch einmal Dank für die lieben Briefe!

Jetzt muß ich Dir von unserem Besuche im Phalanstère erzählen. Es war ein lieblicher Morgen, als wir uns fortbegaben. Die Luft empfand sich ganz jung — kaum 15 Jahre alt. Sie war kein Knabe, sie war ein Mädchen, lebhaft, aber schüchtern; — eine verschleierte Schönheit. Die Sonne war hinter leichten Wolken; der Wind schwieg stille. Als Markus, Rebekka und ich einen

Augenblick am Landungsplatz bei Brooklyn warteten, um nach New-York hinüber zu fahren, stand da auch eine Quäckerin mit römischer Nase und ehrlichem, ernstem Gesichte. Ich sah sie an und sie sah mich an. Auf einmal erheiterte sich ihr Gesicht, wie von einem Sonnenschein beglänzt. „Du bist Miß B." sagte sie. — „Ja," sagte ich, „und Du?" Sie nannte ihren Namen und wir drückten einander herzlich die Hände. Das innere Licht hatte sie auf mehr als eine Art erleuchtet, und an solchen Morgen fühle ich mich mit der ganzen Welt Du und Du.

Wir fuhren über den Strom, Markus, Rebekka und ich. Der Morgenwind begann zu wehen und die Wolken sich zu bewegen; Segel- und Dampfschiffe kreuzten sich im Hafen, und in kleinen Böten saßen junge Knaben, welche Stöcke und Breter auffischten, die der Strom mit sich ins Meer hinausführte. Die Ufer glänzten in grünem Gold. Eine Weile nachher waren wir am Bord des Dampfschiffes, das uns nach New-Jersey bringen sollte. Bergfalk kam voll von Leben und guter Laune, Channing kam mit einem diamantklaren Strahl in seinem reinen Blick, und mit ihm ein Mr. H., ein Freund von Blumen und von Channing. Wir fuhren bei Sonnenschein und unter Gesprächen über interessante Gegenstände, eigentlich mehr einem Dialog zwischen Channing und mir, wobei die Andern nur mit einstimmten, Alle ein wenig gegen mich, ich ein wenig gegen Alle, außer Markus S., dessen Verstand ganz besonders mit dem meinigen zusammenläuft. Später begannen Wolken sich über uns zusammenzuziehen und bald begann es zu regnen. Im Regen kamen wir nach New-Jersey und in das Städtchen New-Ark. Dort traf uns ein Fuhrwerk aus dem Phalanstère, für Menschen sowohl als für Kartoffeln bestimmt, und da hinein preßten wir uns unter einem gewölbten Dach von ölgelber Leinwand, das uns vor dem Regen schützte. Ein schöner junger

Mann aus dem Phalanstère kutschirte uns mit ein paar angenehm fetten Pferden, und nachdem wir einige Stunden lang den Sand durchfurcht, kamen wir beim Phalanstère an, ein paar großen Häusern mit mehreren kleineren umher, ohne etwas besonders Auszeichnendes in der Architectur. Die Landschaft rundum sah parkartig, schön und freundlich aus, Boden und Bäume waren noch ganz grün. New-Jersey ist bekannt durch sein mildes Klima und seine guten Früchte. Wir wurden in einen Saal geführt und mit einem Mittagessen bewirthet, das in Arkadien nicht hätte besser sein können; unmöglich hätte man dort bessere Milch, Brod und Käse haben können. Hier hatte man auch Fleisch.

Hier fand ich die Familie aus dem Phalanstère wieder, die mich zuerst dorthin eingeladen hatte, und lernte in ihr Schwester und Schwager von Markus S. kennen, zwei ernste innige Menschen mit festem Glauben und tiefer Liebe zur Idee der Association; sie waren schon von Anfang an bei der Begründung der Anstalt da gewesen. Mr. A., der augenscheinlich außer Enthusiasmus auch einen guten und klaren Geschäftskopf mit organisatorischer Kraft besitzt, ist Geistlicher gewesen und hat lange Zeit wohlthätig als Missionär unter den armen Predigern in der Fremde, ministers at large, wie man sie hier zu Lande nennt, gewirkt; hernach hat er 10 Jahre lang als Farmer in einem der westlichen Staaten des Missisippithales gelebt, Mais und Früchte gepflanzt und sich in der reichen Natureinsamkeit wohl befunden; aber jetzt, nachdem seine Kinder herangewachsen, wurde dies zu einsam für sie, das Häuschen wurde zu eng, und um ihrer Entwicklung und Erziehung willen zog er wieder näher zu der großen Welt. Aber während er sich ihr näher anschmiegte, beschloß er zu gleicher Zeit für denjenigen Theil ihres Lebens zu leben, der ihm dem Ideal einer christlichen Gesellschaft am nächsten zu kommen schien. Er und seine Frau, sowie einige andere Ehepaare,

sämmtlich Enthusiasten für diese Idee, schlossen sich zusammen und bildeten hier vor 8 Jahren den Verein, der sich jetzt neuamerikanisches Phalanstère nennt. Jedes Mitglied setzte 1000 Dollars ein, und nun kaufte man Land und begann nach den von der Gesellschaft entworfenen Gesetzen zu arbeiten. Im Anfang stießen sie auf große Mühseligkeiten, besonders weil es an den Mitteln fehlte Häuser zu bauen, Geräthschaften einzukaufen 2c. 2c. Es war schön und rührend zu hören, welchen Beschwerden und Arbeiten sich die Frauenzimmer unterworfen haben, die an dergleichen wenig gewöhnt waren, wie beharrlich und mit welch gutem Muth sie ausharrten und wie sie brüderlich von den Männern unterstützt wurden, die gleich den Weibern in jeder Art der Arbeit nur die Ehre und die Nothwendigkeit der Arbeit sahen und nicht danach fragten, ob es ein Männer- oder Weiber-Geschäft sei. Sie hatten viel Böses ausgestanden, waren aber dabei stark und geduldig geworden. Jetzt haben sie das Schlimmste überwunden, die Anstalt war in bedeutender Zunahme begriffen; man war darauf bedacht, neue Häuser zu bauen, besonders einen großen Speise- und Gesellschaftssaal, wie auch in Küche und Waschhaus Maschinerien einzuführen, wodurch man vom schwersten Theil der Handarbeit erlöst werden sollte. Die Zahl der Mitglieder war bis auf etliche 70 gestiegen. Die Anstalt hat ihr eigentliches Einkommen von Mühlen, sowie vom Acker- und Obstbau; man pflanzt Pfirsiche, Melonen, Tomatos (eine sehr hübsche rothe Obstart, die man als Salat benützt und sehr liebt). In den Mühlen wird Homouny gemahlen, eine Art Maiskorn oder indianisches Korn, das man als Grütze kocht und allgemein ißt, besonders zum Frühstück.

Abends versammelte sich eine großer Theil des Phalanstère-Staates in einem Gesellschaftszimmer; verschiedene Personen wurden mir vorgestellt und ich sah

eine ganze Menge recht hübscher Jugend, besonders waren Markus Springs älteste Nichte Abbie und ihr Bruder idealisch schön. Unter den Männern waren mehrere in groben Kleidern, aber alle waren sauber und hatten im Umgange etwas sehr Ernstes und Gutes.

Die Arbeit wurde hereingebracht und auf einen Tisch gelegt. Es sollten kleine Leinwandsäcke zu Homouny genäht werden, den man darin nach New-York auf den Markt schickte; den Säcken wurde der Namensstempel des Phalanstère aufgedrückt. Ich nähte einen Sack, Channing auch einen, und er behauptete, daß er flinker nähe als ich; aber ich meinte, daß ich besser nähe. Ich spielte sodann der Jugend schwedische Tänze und Melodien auf, die sie ungemein electrisirten, besonders der Nixentanz, und nun erzählte ich ihnen die Legende von dem Wassernix, von dem Pfarrer und dem grünen Bock, welche beweist, daß auch der Naturgott selig werden könne. Das Mährchen fand großen Anklang und in mehrere Augen kamen Thränen.

Ueber Nacht erhielt ich für mich allein ein Stübchen, das eines der jungen Mädchen meinetwegen räumte. Es war klein wie eine Gefängnißzelle, hatte vier kahle weiße Wände, war aber sauber, hatte ein großes Fenster mit freier schöner Aussicht, und ich befand mich wohl in der kleinen Zelle auf einem guten Sopha, und schlief gut bei dem Getöne des plätschernden Regens und bei der milden Luft, die durch das halboffene Fenster hereinkam. Die Schwestern der Bettmachungsgruppe, 2 schöne junge Mädchen, waren die Letzten, die ich in meinem Zimmer sah.

Am Morgen erwachte ich beim Getöse des Arbeitslebens rund umher im Hause; man kam, gieng und beschäftigte sich; Alles hatte ein eifriges und arbeitssames Aussehen. Aber ich dachte: „Die Essener und Pythagoräer begannen den Tag mit einem Gesang, einer Einweihung des Arbeitstages in den Dienst der heiligen

Mächte.“ Und ich seufzte bei dem Gedanken, wie tief die Vereine des Westlandes unter denen des Morgenlandes stehen.

Ich kleidete mich an und ging hinab. Da es in meinem Charakter liegt, mit Seele und Herz auf das gegenwärtige Leben einzugehen, so wollte ich hier wie ein wahres Mitglied des Phalanstère leben und als Arbeiterin in eine seiner Gruppen eintreten. Ich wählte selbst die Küchengruppe, weil ich mir in dieser Beziehung am meisten Talent zutraute, und bald stand ich am Heerd neben der gemüthlichen Mrs. A. und buck eine ganze Menge Buchweizenkuchen (just wie wir sie in Schweden backen, aber auf einer größern Eisenplatte) zum Frühstück, und hatte das Vergnügen Markus S., Channing und einigen Gesellschaftsgliedern mit ganz warmen Exemplaren am Frühstückstisch aufzuwarten. Ich fand selbst, daß meine Kuchen ausgezeichnet gelungen waren. Ich steckte auch in meinem Bürgereifer Hände und Arme bis an den Ellenbogen in einen großen Backtrog, wäre aber beinahe im Teig stecken geblieben. Er war zu schwer für mich; ich wollte es nicht gestehen, aber man war klug genug, mich auf die artigste Weise von dem Geschäft abzulösen und es bessern Händen zu übergeben.

Der Regen hatte aufgehört und die Sonne begann sich durch die Wolken Bahn zu brechen. Jetzt sollte ich hinaus, herumgehen und mich umsehen, begleitet von Mrs. A. und der Frau des Präsidenten, die einen kurzen Rock und Hosen trug, was ihrer hohen, schlanken Gestalt wohl anstand und überdieß für Gänge in dem nassen Wiesenland und im Walde vollkommen paßte. Zuerst besuchten wir die Mühlen; 2 schöne junge Mädchen, ebenfalls mit kurzen Röcken und Blousen, mit Ledergürteln und artigen Häubchen auf dem Kopf, giengen oder hüpften vielmehr leicht und fröhlich wie Vögel auf dem Fußsteig um uns her über Hügel und Thäler. Sie

giengen, um in den Mühlen zu helfen; die Müller waren bereits dort an ihrer Arbeit. Von da gingen wir über das Feld und nach dem Kartoffelland, wo ich dem Präsidenten die Hand schüttelte, der Kartoffeln herausgrub und in weißen Hemdermeln mitten unter seinen Rathsherrn arbeitete. Sowohl der Präsident als die übrigen Bürger sahen wie tüchtige brave Leute aus, und die Kartoffelerndte versprach in diesem Jahr besonders ergiebig zu werden. Der Boden in New-Jersey soll sehr gut und fruchtbar sein. Die Sonne schien freundlich über das Kartoffelfeld, den Präsidenten und die Arbeiter, unter denen sich mehrere Männer von Bildung und Kenntnissen befanden.

Im Gespräch mit den 2 angenehmen Frauenzimmern, die mich begleiteten, erfuhr ich allerlei von den Gesetzen und dem Leben des Phalanstère. Jedes Mitglied kann bei der Gesellschaft so viel einlegen als es will und von seinem Vermögen so viel behalten als es will. Für seine Einlage wird ihm ein Zins berechnet. Die Arbeitszeit ist 10 Stunden des Tages; was man darüber arbeitet, wird in Berechnung gebracht und besonders bezahlt. Die Frauenzimmer haben gleiche Rechte wie die Männer, sie stimmen und betheiligen sich bei der Gesetzgebung und den Urtheilssprüchen. „Aber," sagte Mrs. A., wir haben mit den häuslichen Geschäften so viel zu thun gehabt, daß wir uns bisher wenig darum bekümmerten, an diesen Angelegenheiten Theil zu nehmen. Wir haben sie den Männern überlassen."

Jeder wer sich als Mitglied anmeldet, kann nach einjähriger Prüfungszeit im Phalanstère, wo er sich als beharrlich in der Arbeit, als fest in brüderlicher Liebe und Herzensgüte bewähren muß, angenommen werden. Nach seiner Religion, seinem Stand oder seinem früheren Leben wird nicht gefragt. Der Verein macht eine neue Probe mit dem socialen und ökonomischen Leben; er nimmt die werkthätige Menschenliebe als leitendes Prin-

cip an, und will alles Uebrige durch sie bestimmen lassen; er will so zu sagen das Leben aufs Neue beginnen und seine Gesetze auf experimentalem Wege erforschen. Gleich den Pflanzen, die man „exogens“ nennt, wächst es von Außen nach Innen, ist aber, wie mir scheint, in seinem Princip weit unbestimmter, als diese Pflanzen.

Abends wurde ich aufgefordert mich über diese Gesellschaftsbildung auszusprechen, und da sagte ich aufrichtig meine Ansicht über ihre Mängel, besonders darüber, daß ein Religionsbekenntniß, sowie ein öffentlicher Gottesdienst fehle, und daß sie blos auf einem moralischen Princip beruhe, dessen Gültigkeit leicht in Frage gestellt werden könne, da es keinen Zusammenhang mit einem ewig über der Erde und der Zeit bestehenden Leben, einem ewig geltenden Gesetze, und vor allen Dingen seiner Garantie bei einem persönlichen göttlichen Gesetzgeber nachzuweisen vermöge. Die Schlange wird einmal in euer Paradies eindringen, und dann — — womit wollt ihr sie bannen? Ich sagte auch, wie es mir diesen Morgen zu Muth gewesen, wie arm und öde mir ein Arbeitsleben erscheine, das nicht zugleich höheren Mächten diene, das nicht einen Raum für das Heilige und Schöne habe. Ein älterer Herr, der in meiner Nähe saß und ein gutes ehrliches Gesicht hatte, aber schrecklich spuckte, machte sichs besonders zur Aufgabe, meine Einwürfe zu beantworten. Aber sowohl seine Antworten, als auch die von einigen Andern bestärkten mich nur in meinem Eindruck über den nebelhaften Standpunkt, worauf ihre Intelligenz sich befand. Ich schwieg daher, nachdem ich meine Ansicht gesagt hatte. Aber ich und Mehrere andere hofften, daß Channing etwas sagen würde. Er that es jedoch nicht, sondern saß lauschend da, seinen schönen sprechenden Kopf, seinen denkenden Blick den Redenden zugewandt.

Bergfalk und ich wurden hierauf ersucht, mit einander schwedisch zu sprechen, damit man die wunderliche fremde Sprache hören könnte; wir setzten uns also mitten in

der Versammlung einander gegenüber und plauderten schwedisch zur großen Erbauung unserer sehr aufmerksamen Zuhörer.

Hierauf mußte ich der Jugend wieder etwas vorspielen.

Tags darauf sollten wir um die Mittagszeit abreisen. Schon am Morgen nahmen ein halb Dutzend schöne junge Mädchen mich in ihre Mitte und führten mich aus einer Wohnung in die andere, um allen Großmüttern im Phalanstère und auf allen Klavieren, die sich da 6 oder 7 an der Zahl vorfanden, etwas vorzuspielen, bei welcher Gelegenheit die jungen Kinder von den Märschen, Polonaisen und Liedern, die ich ihnen zum Besten gab, so angeregt und ergriffen wurden, daß sie bald weinten, bald lachten. Notabene, die Musik ist im Phalanstère noch ein bloßes Wickelkind, und daraus kannst Du Dir die Wirkung meines Spieles erklären. Auch das ist wahr, daß die Kinder da ungewöhnlich lebhaft waren. Besonders die ganz kleinen waren allerliebst. Ein prächtiger Nachwuchs unter dieser Vereinsjugend und nicht die mindeste Blödigkeit vor Fremden! Man bemerkte den keimenden Bürgergeist. Aber ich wurde meiner Rolle als Bürgerin entsetzlich müde, und dankte dem Himmel, als ich aufhören durfte für das Phalanstère aufzuspielen, als ich alle Mädchen — es waren prächtige, warmherzige Dirnen — geküßt, Bürgern und Bürgerinnen die Hände geschüttelt hatte und nun das Phalanstère verlassen, mit meinen Freunden wieder ruhig auf das Dampfboot sitzen, und nach New-York zurückfahren durfte.

„Sie dankten sehr für seinen Segen
Und — blieben auf den alten Wegen.“

Es ging mir wie den Fischen des heiligen Antonius. Um kein Haar besser bekehrt. Denn obschon ich alles Interesse für mich selbst aufgeben müßte, wenn ich mich

nicht in den größten, wie in den kleinsten Dingen meines Lebens in meinem Gebet, wie in meiner Arbeit innig mit den Interessen der Menschheit verknüpft glaubte, und mich nicht unter den Arbeitern im großen Phalanstère des Menschengeschlechts wüßte, so ist doch meine Natur einer solchen näheren Association im äußeren Leben gänzlich entgegen. Und lieber möchte ich in einem Kathen auf Schwedens kahlstem Grausteinberg ganz allein, bei Wasser und Brod (und Kartoffeln, die ich selbst kochen müßte), wohnen, als in einem Phalanstère im fettsten Erdreich und mitten unter Bürgern und Bürgerinnen, selbst wenn sie so hübsch und artig sind, wie diese da. Aber dieß gehört zu meiner Individualität. Ich kann nicht vollkommen leben, außer in der Einsamkeit. Indeß dürfte für die größere Menge von Menschen das Vereinsleben wohl das glücklichste und beste sein.

Der Verein in derjenigen Form, die er in diesem Phalanstère angenommen hat, ist offenbar auch ein Mittel Gerechtigkeit zu finden für manche Individuen, denen in dem großen gewöhnlichen Staat keine Gerechtigkeit wiederfahren würde. So zum Beispiel war jetzt da ein Mann, der gute Kenntnisse und feinere Bildung besaß, aber in Folge seiner schwachen Augen außer Stand gesetzt war, sich durch eine solche Arbeit zu ernähren, bei welcher das Gesicht sehr angestrengt werden muß. Er war arm und hatte keine nahe Angehörige. In der gewöhnlichen gesellschaftlichen Ordnung wäre er in Folge dessen entweder Versorgungsanstalten, und in ihnen einem Leben geistiger und leiblicher Dürftigkeit anheimgefallen, oder auch den gröbern Arbeitsklassen zugewiesen worden, die nur noch für ihren Körper leben. Als Mitglied des Phalanstère gab dieser Mann seine körperliche Arbeit 10 Stunden des Tags, und war dafür zu allen edleren Genüssen des feinern Lebens berechtigt, zum Umgang mit guten und gebildeten Menschen, zu einem guten Tisch in fröhlicher Gesellschaft, zu einer liebevollen Behandlung

von allen Seiten und jeden Abend nach der Arbeit, wenn er will, zur Ruhe und Erfrischung in der Gesellschaft, in einem hellen, großen Zimmer bei angenehmen Damen, schönen Kindern, Musik, Büchern, Gelegenheit zum Gespräch über die höchsten Interessen des Lebens, die in so nahem Verhältniß zu den Interessen der Gesellschaft stehen. Im Grunde glaube ich, daß ich diese Anstalt zu lieben anfange, während ich von ihr schreibe, und wenn ich an ihr freundliches Benehmen gegen diesen Mann und gegen viele seines Gleichen denke. Ist es nicht etwas Schönes und Großes, wenn das höchste bürgerliche Leben der Gesellschaft auch den geringsten Menschen, der sich dessen nicht unwürdig macht, so aufnimmt, daß es ihn seines Lichtlebens theilhaftig macht, wenn er an seinem Arbeitsleben Theil nimmt? Aber dieß ist es just, was der christliche Socialismus beabsichtigt. Und wohl kann er im Bewußtsein dessen muthig den Spott und Hohn ertragen, welchen die große Gesellschaft noch oft auf ihn wirft, und sein Angesicht dem ewigen Lichte zugewandt, getrost sagen, wie Mr. A. (der Geistliche und Farmer) bei unserem Abschied zu mir sagte: Wir fühlen, daß wir hier auf keinen Menschen treten.

Aber meine Bedenklichkeiten gegen das Lose in dieser besondern Formation bleiben noch immer. Auf dem Dampfboot im stillen Gespräch mit meinen Freunden entwickelten wir die Fragen noch weiter. Ich wiederholte meine Einwürfe gegen dieses Gebäude ohne festen Grund. Channing hatte guten Glauben daran, denn er ist der Ansicht, daß die tieferen Gesetze des Denkens und Lebens sich nothwendig aus der Menschennatur entwickeln, wenn man es ihr überläßt, sich selbst zu prüfen und zu versuchen. Was ich verlange, sagte er, das wurde im Phalanstère noch kommen, und zwar auf einem neuen Wege und mit stärkerer Ueberzeugung kommen. Ich glaube wie Channing, daß es kommen muß, weil die Menschennatur diese Keime ewiger Ideen in sich trägt,

und sie in allen Zeiten entwickelt hat. Alle geschichtliche Religionen und Philosophien, religiöse Vereine u. s. w. zeugen hiervon. Aber ich bleibe dabei, daß ich die Socialisten frage: warum nicht die bereits gethane Arbeit aufnehmen und fortsetzen? Warum nicht das Bewußtsein des Menschengeschlechtes, das allgemeine Bewußtsein von sich, von seinem Leben und seiner Bestimmung aufnehmen? warum sich bemühen eine bereits vollendete Arbeit noch einmal zu machen? Das heißt Zeit und Kräfte vergeuden, die besser angewandt werden könnten. Aber vielleicht ist hier etwas Neues, was ich noch nicht klar sehe, ein neues Anfangsprincip. Soviel ist mir indeß klar, daß die Andern es auch nicht recht klar sehen. Sie gehen tappend ihres Wegs. Möglicherweise werden sie von einem Instinkt geleitet, der hellsehend ist. Ich werde auf diese Anstalt und auf diese Zwecke zurückkommen.

Dieses Phalanstère ist für den Augenblick das einzige, das in den Vereinigten Staaten besteht. Es hat noch viele andere gegeben, aber sie sind alle gescheitert und untergegangen durch die Schwierigkeit, das Interesse der verschiedenen Mitglieder und ihr stetes Zusammenwirken für die Idee des allgemeinen Lebens der Anstalt rege zu halten. Die Enthusiasten haben arbeiten müssen, die dumpfen Geister haben von ihnen gelebt: die Ersteren haben Alles thun müssen, die letzteren thaten Nichts. Fouriers Theorie von der Anziehungskraft der Arbeit ist durch eine Menge fauler Naturen faktisch widerlegt worden. Die Freunde der Theorie behaupten zwar, sie sei nicht auf die volle Probe gesetzt worden, weil die Menschen noch nicht zu der Arbeit erzogen worden, die sie anziehe. Aber wir werden schon sehen.

Daheim in Rosenhütte, in dem stillliebenden Familienkreis ruht es sich lieblich nach der Expedition in's Phalanstère. Auch hier bestehen meine schönsten Augenblicke im stillen Umgang mit den beiden Gatten, wenn

wir miteinander sprechen und Amerikas Dichter zusam=
men lesen. Auch hier ist Lowell ein Günstling, und es
ist ein Vergnügen Rebekka seine Gedichte lesen zu hören
oder auch andere Gedichte, denn sie liest ausgezeichnet
gut. Markus verläßt das Haus gewöhnlich unmittelbar
nach dem Frühstück, aber während desselben nimmt er sich
oft einen Augenblick, um uns etwas Bedeutungsvolles
aus Zeitungen oder Büchern vorzulesen, meistens etwas,
das gesellschaftliche Fragen und Verbesserungen betrifft.
Er ist ungemein beschäftigt mit dem Unternehmen, ein
Bad und Waschhaus im großen Styl zum Vortheil des
armen Volks in New=York zu bauen, und eine Sub=
scription dafür zu Stande zu bringen.

Jetzt muß ich Dir Einiges von H. W. Channing
erzählen, denn er ist einer der besten Freunde des Hau=
ses und hängt mit Springs sowie mit dem geistigen
Leben des Landes auf eine eigenthümliche Weise zusam=
men. Er war vor einigen Jahren Prediger in einer
unitarischen Gemeinde in Cincinnati; aber die Stube (die
unitarische) wurde ihm zu eng, er konnte darin nicht
frei an Seele und Herz athmen, und deßhalb entsagte
er seinem Amt, das er nicht mehr mit gutem Gewissen
verwalten zu können glaubte, obschon seine Gemeinde,
die ihm sehr ergeben war, alles that, um ihn zum Blei=
ben zu bestimmen, und obschon er nicht wußte, wie er
künftig sich, seine Frau und zwei Kinder versorgen sollte.
Aber er dachte wohl wie der glaubenskräftige alte Pa=
triarch, als er dem Ruf des Höchsten gehorchte: der Herr
sorgt wohl für das Opfer. — Der liebe Gott that es
durch seine Ausgesandten.

Markus S. und einige seiner Freunde versammelten
sich und schrieben einen Brief an Channing, dessen Haupt=
inhalt war: Kommen Sie zu uns; seien Sie unser gei=
stiger Lehrer und Leiter, aber in vollkommener Freiheit;
folgen Sie Ihren Eingebungen; predigen, sprechen Sie,
wann und wo es Ihnen gefällt; streuen Sie den Samen

des ewigen Lebens aus, wie und wann Sie es für gut finden. Wir werden zusammen Ihr irdisches Auskommen zu sichern suchen. Leben Sie kummerlos und glücklich, wie und wo Sie wollen; lehren Sie uns bloß, wie wir leben und wirken sollen; unsere Häuser und unsere Herzen stehen Ihnen offen. — Channings Antwort auf dieses Anerbieten zeugt von dem edeln Sinn und Ernst seines Herzens. Er kam. Und seitdem hat er der an ihn ergangenen Einladung gemäß gelebt, indem er bald in den Gefängnissen, bald bei religiösen und socialen Festen nnd Vereinen, oder auch als Redner über sociale Fragen in New-York, Boston und andern Städten auftrat, wobei er seinen Eingebungen folgte, und durch seine geniale, schön begabte Natur Seelen erweckte und Herzen erwärmte, überall wo er auftrat, ein höheres Leben hervorrief, den Samen des ewigen Lebens ausstreute und allenthalben matte Flämmchen wieder anblies. Zu seinen Freunden kommt er wann er will, oft unerwartet, aber immer ersehnt und warm bewillkommt. Für H. W. Channing steht in ihrem Hause immer ein Zimmer bereit. Der gute Markus hegt eine solche Verehrung für ideelle Gaben und Thätigkeit, und besonders eine solche Anhänglichkeit an Channing, daß es ihm Freude macht, ihm selbst wie ein Diener zu dienen, seinen Mantelsack zu tragen, irgend eine gröbere Arbeit für ihn zu verrichten, und Rebekka und er gehen mit dem Gedanken um, in der Nähe der Palanstère ein Haus für ihn zu bauen. Der Gedanke daran und an Channings Zufriedenheit machte Rebekka ganz glückselig. Ach, Agathe! unter solchen Menschen zu leben! — Es lohnt sich der Mühe über das Weltmeer zu kommen, bloß um sie kennen zu lernen.

Nächsten Sonntag wird Channing einen Vortrag in New-York halten und ich werde mit Springs hinfahren, um ihn zu hören. Ich befinde mich so wohl hier in Brooklyn, in diesem Hause, bei diesen Ehegatten und den

schönen Kindern. Hier ist es auch ruhig und schön. Ich kann allein und still umherwandeln, allein lange Ausflüge in die Gegend machen. Unter den Bäumen hier bemerke ich prächtige Hängeweiden, wahrhaft kolossale Bäume. Sie sind noch ganz grün. Die Trauben sind reif im Garten. Markus braucht blos die Hand über den Erker in den Garten hinauszustrecken, wo Weinreben eine Laube bilden, um die ganze Hand voll schöner Trauben zu bekommen, womit er uns dann bewirthet. Und ich spaziere oft in einem langen gewölbten Rebengang und pflücke und esse. Die Trauben sind hell, violett, klein, recht süß und angenehm, haben aber immer zu innerst einen kleinen, dicken Klumpen, der säuerlich und unreif ist. Das soll den Trauben hier zu Lande eigen sein. Die Veranda, die das Haus auf der Vorderseite schmückt, prangt jetzt mit den schönsten Chrysanthemen. Im Sommer sollen eine Menge Kolibri die Rosen- und die Gaisblatthecken umflattern.

New-York. Ninth-Street.

Donnerstag, den 15. November.

Wieder eine Unterbrechung von mehreren Tagen! Mein liebes Kind, das Leben ist für mich wie ein rascher Strom und ich muß mit ihm fahren und zusehen, daß ich das Leben behalte. Nähere Beschreibung der Fahrt und ihrer Abentheuer muß ich aufschieben, bis wir uns wieder treffen. Jetzt kann ich Dir blos das Wesentlichste aufzeichnen. Letzten Sonntag Vormittag war ich mit meinen Freunden in der Kirche, einer schönen Kirche mit farbigen Glasfenstern, die ihr eine etwas düstere Beleuchtung geben. Man ist hier so bang vor dem Sonnenschein. Die Kirche war gut, aber der Prediger, ein

Unitarier, von der dürftigsten Sorte. Abends fuhren wir nach New-York, um Channing zu hören. Es ist immer ein solches Gedränge und eine solche Rührigkeit auf der New-Yorker Seite des „East River,“ daß es mir zu Muthe ist, als müßte man für Leib und Leben kämpfen. Gleichwohl soll höchst selten ein Unglück vorkommen. Ich freute mich ungemein Canning hören zu dürfen, dessen ungewöhnliches Talent als Stegreifredner ich so sehr preisen hörte. Der Saal, wo der Vortrag gehalten werden sollte, mochte ungefähr 500 Personen fassen und war ganz voll. Er war wie ein Amphitheater gebaut in schmalem Halbkreis. Channing kam herein und begann damit, daß er sich in einem Gebet sammelte, obwohl stehend und gegen die Gemeinde gewandt. Sodann sprach er zu ihr, aber mit gesenkten Blicken und in einer abgerissenen, beinahe leblosen Art. Das Thema, das er die Versammlung mit ihm zu überlegen bat, war die Gemeinschaft der Heiligen; einige schöne Andeutungen kamen vor, aber das Ganze war so ohne tieferen Zusammenhang, ohne Entwicklung, und wurde so ohne Leben und Wärme vorgetragen, daß ich mich höchlich verwunderte. Ist das, dachte ich, amerikanische Beredsamkeit? Ist das der geniale Redner, den ich so oft preisen hörte? Und diese gesenkten Blicke, diese Unbeweglichkeit, woher kommt das? Aber jetzt hörte ich Rebekka ihrem Manne zuflüstern: „Was ist doch an Channing? Sollte er unwohl sein? Er gleicht sich gar nicht.“ Das tröstete mich, denn ich vernahm, daß dieser Zustand bei Channing etwas Ungewöhnliches war. Er war sich wirklich nicht gleich. Der begeisterte Ausdruck, den ich so oft bei ihm gesehen hatte, war verschwunden. Ein paarmal hielt er an, und schien sich sammeln zu wollen, aber die Rede wollte dennoch keinen Fortgang nehmen. Es war peinlich dieß anzusehen. Endlich schloß Channing seinen Vortrag. Und jetzt trat er mit einer feinen, beinahe hektischen Röthe auf seinen Wangen ein paar Schritte vor und

sagte: Ich fühle das Bedürfniß mich vor der Gemeinde zu entschuldigen wegen der gänzlich unbefriedigenden Art, wie ich mein Thema ausgeführt habe, und die davon herrührt, daß ich diesen Abend einen gänzlichen Mangel an geistlichem Leben in mir selbst verspüre, dessen ich mir nicht bewußt war, als ich in den Saal trat."

Die einfache und edle Aufrichtigkeit, mit welcher diese Erklärung abgegeben wurde, erfrischte mich gänzlich, und auch die Art, wie seine Freunde den verunglückten Abend aufnahmen. Man sah, daß sie dachten: Dieß ist etwas Unbedeutendes und Channing kann es ein andermal gut machen. No matter (macht nichts). Ein kleiner Kreis von Freunden schloß sich um Channing, während der größere Theil der Gemeinde still den Saal verließ. Später sagte er zu Markus und Rebekka, er könne sich die zauberähnliche Schwere nicht erklären, die diesen Abend seine Redefähigkeit gehemmt habe. Er sei ganz munter, vergnügt über den schönen, sternhellen Abend und voll Redelust aus seiner Wohnung am Hudson nach New-York gekommen. Aber als er in den Saal getreten, sei er wie gelähmt gewesen und habe die schwere, hemmende Kette, die er der magischen Einwirkung eines feindseligen Geistes zuzuschreiben geneigt sei, nicht abzuschütteln vermocht. Wenn ich indeß manchmal den Glanz in Channings Augen, die feine scharfe Röthe auf seinen Wangen sehe, so möchte ich fragen, ob nicht sein an exaltirten Augenblicken reifes Leben die feindselige Macht ist, die zu gleicher Zeit das Leben steigert und den Tod näher rückt. Der Prometheusgeist, welcher das Feuer vom Himmel raubt, muß noch mit Tagen der Gebundenheit und der Qual dafür büßen. Aber wer kann und wer will wohl den Vogel hindern, die Höhe zu suchen, wenn er sich auch dabei dem Schuß des Jägers aussetzt, oder dem Seidenwurm zu spinnen, wenn er auch sein eignes Grab spinnt? Aus den Fäden, die er gesponnen hat, webt dennoch das Menschengeschlecht seine Festkleider.

Am Montag führten mich meine guten Wirthsleute zu Miß Lynch, die in einem der stillen und fashionablen Quartiere New-Yorks wohnt, und ich nahm für kurze Zeit Abschied von diesen Gatten, die so reinen Herzens, so glücklich mit einander, so unendlich gut gegen mich sind. Aber zu ihnen werde ich zurückkommen, bei ihnen werde ich meine Hauptstation und meine Wohnung nehmen, so oft ich in diese Gegend zurückkehre; so lautete unsere Uebereinkunft, als sie mich verließen.

Am Dienstag war ich über Mittag bei Mrs. Kirkland, Verfasserin des guten und kurzweiligen Buches: „Eine neue Heimath im Westen," und Abends sah ich 60 bis 70 Personen aus ihrer Freundschaft. Unter ihnen befand sich ein sehr angenehmer Mann aus Wisconsin, der mich in sein Haus einlud und sich erbot, in diesem Theil des großen Westens meinen Cicerone zu machen. Mrs. Kirkland gehört zu den starken Weibern; sie besitzt viel Geistesgegenwart, aber auch viel Weiblichkeit, und Seele und Herz, warm als Mutter, Freundin und Bürgerin, von dem Schlag Menschen, der mir gefällt, eine Natur, zu der ich mich angezogen fühle. Ihr hübsches Lächeln und der Blitz in ihren braunen Augen, wenn sie ins Feuer kommt, verräth den Geist, der in dem Buch: „Eine neue Heimath" lebt; aber Unglücksfälle und Widerwärtigkeiten scheinen später einen Schleier über dieses Leben geworfen zu haben. Am Donnerstag wurde ich in eine Frauenzimmer-Akademie, nach dem Namen des Gründers „Rutger-Institut" genannt, eingeführt und sah da 450 junge Mädchen nebst vortrefflichen Anstalten zu ihrer Belehrung und Bildung. Ich hörte und las auch verschiedene prosaische sowohl als poetische Compositionen der jungen Mädchen, und ich mußte die Klarheit der Gedanken, die Vollendung der Sprache, überhaupt den wachen, schönen Sinn fürs Leben bewundern, den diese Erzeugnisse verriethen. Eigentliches Genie sah ich nicht darin, und ich verspreche mir auch nicht viel Gutes

von der Oeffentlichkeit, die man solchen Jugendprodukten hier gibt. Ich fürchte, sie könnte Ehrgeiz erwecken und eine Neigung, großes Gewicht auf eine literarische Wirksamkeit zu legen, die viele jugendliche Gemüther bethört, während gleichwohl nur sehr Wenige von der Göttergabe des Genies emporgetragen werden, denn sie ist das Einzige, was sowohl die Literatur als ihre Pfleger zu etwas Tüchtigem emporhebt. Ich fürchte, daß man sie über einem Scheinleben die Schönheit des Lebens vergessen läßt, von welchem Byron in dem herrlichen Verse spricht:

„Viel sind der Dichter, doch ohne den Namen."

Ich habe mir auch die Freiheit genommen, dieß in einem kleinen Vorwort auszusprechen, das man mich zu einigen dieser für die Oeffentlichkeit bestimmten Compositionen zu schreiben bat.

Und in allen Fällen gelten für alle Schriftsteller die göthischen Worte im Faust:

„Erst müßt Ihr leben und dann könnt Ihr schreiben."

Diese jungen Mädchen können noch kaum genug gelebt, gefühlt und gedacht haben, um aus eigener Erfahrung, eigenem Glauben und eigener Ueberzeugung zu schreiben. Sie schreiben wie man singt, nach dem Gehör. Gut, vortrefflich ist es, seine Gedanken sich bald klar machen, sich gut und klar aussprechen zu lernen. Und dazu sind diese schriftstellerischen Proben gut. Aber die Oeffentlichkeit, der Druck, das Ausposaunen, das Belohnen u. s. w. ist das auch gut für solche Kinder, für irgend Jemand oder irgend Etwas?

Da wo wirklich wahres Genie sich findet, da bricht es sich seiner Zeit sicherlich Bahn zu Lorbeeren.

„Denn es ist ein Gott,
Weiß seinen eigenen Weg
Und die Wege aus den Wolken."

Nach dem Besuche im Institut und einem Frühstück bei der Familie, deren Namen es führt und welche den reichen und fashionablen in der Stadt anzugehören scheint, war ich zu Mittag bei Norries, die einmal, wie Du Dich wohl erinnerst, in Arsta bei uns waren und die mir jetzt auch freundlich ihre Wohnung anboten. Sie wollten mich auch auf den Abend in die Oper führen, aber Miß Lynch hatte große Gesellschaft, der ich und die mir vorgestellt werden sollte, und so fuhr ich zu ihr nach Hause, um bis gegen Mitternacht unter einer großen Menge von Leuten den Papagei zu spielen. Diese Vorstellungen sind gar zu ermüdend, denn wohl hundertmal mußte ich dieselben Fragen beantworten, die größtentheils bedeutungslos und trivial sind, wie man sie etwa an einen Papagei stellen kann, über dessen Antwort man zum Voraus gewiß ist. Z. B. Haven Sie eine gute Reise gehabt von England her? — Wie gefällt es Ihnen in New-York? — Wie gefällt es Ihnen in Amerika? — Wie lange sind Sie schon hier? — Wie lange gedenken Sie zu bleiben? — Wohin reisen Sie von hier aus? u. s. w. Allerdings kam mir auch viele wirkliche Herzlichkeit und Seelengüte entgegen, und ich kann mich über das Gefühl, das Viele leitet, nicht täuschen; — aber der Menschen sind gar zu Viele. Es ist ein wahrer Wirbel von Präsentationen und Gesprächs-Brocken, die zu nichts anderem dienen, als die Seele leer und den Körper müde zu machen. Ein gutes ernstes Gespräch mit einem ernsten Menschen wäre eine Erfrischung. Aber kaum konnte ein solches begonnen werden, so mußte ich den Kopf wenden und wieder antworten auf: Hatten Sie eine gute Fahrt, oder — wie finden Sie New-York? oder — wie gefällt Ihnen Amerika?

„Solche Feste sind unser Ruin." Und dazwischenhinein werde ich von Besuchen, Briefen und Billeten, Einladungen und Autographen in Anspruch genommen, so

daß ich keine Zeit für mich selbst habe. Diesen Morgen hatte ich einen köstlichen Besuch von einer artigen Doctorin, d. h. einer Dame, welche die Medicin ausübt, einer Miß H. Hunt „female physician" (Aerztin), wie sie sich nennt, aus Boston, die mich in ihr Haus einlud, fest behauptete, ich müsse kommen, mich nicht loslassen wollte, bevor ich es verspräche, und dabei so voll von überfließendem Leben und so unwiderstehlich lustig war, daß wir, sie, ich und die ganze Gesellschaft einmal ums andre in lautes Lachen ausbrachen. Dabei lag in ihren Aeußerungen so viel Gutes und wahrhaft Kluges, und ich fand bei der eifrigen kleinen Person so viel Herz, daß ich sie liebgewinnen und ihr das verlangte Versprechen geben mußte. Bei ihr war ein Frauenzimmer, das ebenso still war, als sie beweglich, ein weiblicher Professor der Phrenologie, den ich stark im Verdacht hatte, daß er es auf meinen Kopf absehe. Aber mein armer Kopf hat jetzt genug zu thun, um sich in den Wirbeln des Gesellschaftslebens aufrecht zu erhalten. Den Vormittag habe ich mit Mrs. Kirkland auf Besuchen zugebracht und um 6 Uhr werde ich bei dem Consul Habicht zu Mittag essen, unserem schwedischen Consul in New-York, der sehr gefällig und sehr artig ist, aber — entsetzlich spät zu Mittag ißt. Morgen werde ich von einer furchtbar lebhaften Mrs. Laurence nach ihrem Landsitz, den Hudson hinauf entführt und dann am Samstag wieder nach Hause gebracht, um bei Miß Lynch eine Menge Leute zu sehen. Und so sind die ganze Zeit über meine Tage in Anspruch genommen.

Sonntag, den 18. November.

Ich habe jetzt vor dem Gottesdienst ein Stündchen, um mit Dir zu plaudern. Du mußt wissen, es ist wirklich merkwürdig, wie ich mich den ganzen Tag mit Leuten und Sachen abmühen kann. Ich beginne Achtung

vor mir selbst zu bekommen. Aber man muß wirklich stark sein als Fremdling und Gast hier zu Lande.

Vorgestern holte Mrs. L. (eine gute Vertreterin des überwallenden Jugendlebens bei den Bewohnern der neuen Welt) mich und Miß Lynch nach ihrer Villa am Hudson ab. Aber zuerst zu einem Morgenbesuch bei einer reichen Frau, die Morgen-reception hatte, sodann zu einer 80jährigen Quäckerin, der schönsten Matrone, die ich je gesehen habe, einer Dame, die mir in den feinen weißen Quäckerkleidern und ihrem Flor wie ein leibhaftiger Festtag erschien. Ich zeichnete ihren Kopf in mein Album zum großen Vergnügen der Mrs. L., welche die Leute bat, zu kommen und mein Kunstwerk anzusehen, bald auch wieder mich anzusehen, während ich selbst es betrachtete. Hierauf fuhren wir in ein großes Irrenhaus, genannt Bloomingdale, und hier war ich entzückt über die in allen Stücken sich kundgebende liebevolle Sorgfalt um die Narren; eine Sorgfalt, in Folge deren diese unglücklichsten Geschöpfe der Erde wie die besten Kinder des Hauses behandelt werden. Man hörte aus mehreren Zimmern Musik, denn es gibt eine Menge Klaviere in der Anstalt und die Geisteskranken scheinen an der Musik ganz besondere Freude zu haben; außer dem Haus pflegten sie Blumen und beschäftigten sich mit Pflanzungen in den Gärten, im Haus machten die Frauenzimmer künstliche Blumen. Es war auch ein Museum mit Mineralien, Schnecken, ausgestopften Vögeln und andern Thieren da, überdieß eine Bibliothek und andere Dinge, sämmtlich berechnet, das Interesse der Geisteskranken zu wecken, und sie von ihrer kranken Selbstanschauung zur Anschauung schöner Gegenstände und Beschäftigung mit ihnen zu lenken. Der Park um das Haus war groß und schön, und in den vielen Gängen konnten die Patienten ungestört umherwandeln, die Schönheit des Landes genießen und unter den Bäumen ausruhen. An Blumen war ein wahrer Luxus vorhan-

den, und überall stieß man auf angenehme Gegenstände, außer natürlich in den armen Narren selbst. Und gleichwohl auch in ihnen, denn man sieht in ihnen Gegenstände großer Barmherzigkeit, welche die schönsten Früchte trägt. Denn diese überall in den Vereinigten Staaten eingeführte Behandlungsmethode der Geisteskranken wirkt so wohlthätig, daß ihre Heilung zur Regel, ihre Unheilbarkeit zur Ausnahme gehört, wenn sie nämlich gleich zu Anfang der Krankheit in diese vortrefflichen Anstalten gebracht werden. Vom Irrenhause weg setzten wir unsere Fahrt auf das Land fort.

Auf dem Weg sprang unsere Wirthin häufig ganz lestement aus dem Wagen, bald um einen Korb mit Kuchen, bald um etwas anderes für ihre Haushaltung zu holen, bald um für mich und für Miß Lynch Blumensträuße zu kaufen. Endlich kamen wir bei der schönin Villa Forest Hill am Hudson an, wo wir einen großen Familienkreis versammelt fanden, und wo Mr. L., ein würdiger alter Gentleman und Quäcker, eben so still als seine Frau an Leib und Seele beweglich ist, uns zum Mittagessen erwartete, einem tüchtigen und delikaten Mahle, wie noch alle, denen ich hier zu Lande angewohnt habe. Abends hatten wir eine Gesellschaft von ungefähr 60 Personen. Sie war angenehmer als ich glaubte, und ermüdete mich weniger. Aber ach, was diese Amerikaner und besonders diese Amerikanerinnen fragen und fragen können! Meine heitere Wirthin (sie gleicht Amalie A., hat aber noch mehr Lebensgeister) erfrischte und belustigte mich wahrhaftig. Sie war so voll von ungekünsteltem, frischem Leben, so z. B. sang sie und zwar recht hübsch, aber in dem Lied kam eine Stelle vor, die ihr offenbar zu hoch war; als diese Stelle das nächstemal wieder kam, hielt sie plötzlich ein, just als wollten die Töne in ihrem Hals stecken bleiben, stand auf und verließ das Klavier so unbekümmert, als hätte sie für sich allein gesungen, und begann mit eini-

gen Personen in der Gesellschaft zu schwatzen und zu lachen. So etwas ist artig und muntert alle Welt auf. Mr. L. ist ein schöner, alter Herr, der mir sehr gefiel. Er ist der zweite Gatte seiner Frau und diesem Familienleben liegt eine romantische Liebesgeschichte zu Grund, so schön und edel, wie man sie in Romanen nicht oft findet.

Ich schlief gut und erwachte daran, daß ich einen starken, hellrothen Schein durch die Jalousien eindringen sah. Ich dachte an Feuersgefahr und stand auf. Aber es war die Morgenröthe, die mit hellrothen Flammen den Himmel, die grünen Höhen, den spiegelglatten Fluß und die Segel, welche ruhig schliefen und sich gleichsam von ihr wecken ließen, beleuchtete. Es war bezaubernd schön. Ich wurde bei dem herrlichen Schauspiel wach an Seeele und Gemüth. Diese Aurora, die alle Dinge, lebendige und todte, küßt und verklärt! . . . Für solche Erscheinungen und Scenen taugen bloß König Davids Lobgesänge: „Singet dem Herrn ein neues Lied, singet dem Herrn alle Welt."

Die schöne Morgenstunde verging und ich ging zum Frühstück hinab. So begann des Tages Plage mit Gesellschaft in und außer dem Hause und mit den ewigen Fragen, die mir keinen ruhigen Augenblick ließen und jedes aufkeimende Gefühl des Vergnügens über die schöne Landschaft zerstörten. Einige hübsche junge Mädchen brachten mich ganz besonders zur Verzweiflung durch ihr: Miß B., haben Sie den Telegraphen da gesehen, da über dem Fluß? — Miß B., sehen Sie die Eisenbahnwagen da unten? und: Miß B., sehen Sie das hübsche Laubwerk an den Ufern? und Miß B., haben Sie so etwas auch in Schweden? — Solche Fragen zwei oder dreimal anzuhören und zu beantworten ist schon viel; aber wenn sie 6—7mal wiederholt werden und man kein Ende absieht! . . . Ganz unglücklich sagte ich zuletzt zu Mrs. L.: ich könnte Morgens nicht in Gesellschaften

geben, sondern müsse in dieser Zeit ein wenig allein sein; und sie nahm dieß gut und freundlich auf und sagte es den jungen Mädchen, die es auch artig hinnahmen und mich in Ruhe ließen. Aber ich fürchte, daß die jungen Leutchen hier mit der Natur auf eine Art leben, wie man nicht sollte, und daß sie über Eisenbahnwagen und glitzernden äußern Dingen vergessen, eine Lehrerin und Freundin in ihr zu sehen. Sie würden sonst weniger schwatzen und mehr hören, oder auch etwas mehr Ueberlegung haben. Aber es ist nicht ihre Schuld.

Vormittags wurde ich nebst dem Geschichtschreiber Bancroft und Anna Lynch von meiner Wirthin im Wagen umhergeführt, um bei verschiedenen Nachbarn Besuche zu machen. Ich sah in ihren schönen Villen eine Menge ausgesuchten Comfort und schönen Luxus, auch an Gemälden und Statuen. An einem Ort aber stieß ich auf eine schreckliche Löwenjägerin, die uns mit Geschwatze, Albums, Bitten um Autographen, Subscriptionen u. s. w. plagte, und uns bis in den Wagen, wohin wir uns flüchteten, verfolgte, indem sie Mr. Bancroft nachrief, er solle ihr doch sagen, wo er wohne. Fahr' zu, fahr' zu! riefen wir lachend', und fuhren in aller Hast an die sogenannte „high bridge," einer gigantisch hohe Brücke über den Harlem, wo wir ein herrliches Naturschauspiel sahen. Ja, reich und schön erscheint mir die Natur hier. Wer sie nur mit einiger Ruhe und Ueberlegung betrachten dürfte! Aber hier in der Umgegend von New-York wird man jeden Augenblick gezwungen, den Kopf oder die Aufmerksamkeit dem Acquadukt zuzuwenden, der das Wasser von dem Crotonfluß nach New-York leitet, einer großartigen, vortrefflichen Einrichtung, unschätzbar für die große Stadt, für mich aber oft sehr lästig. Doch jetzt weiter auf unsern Weg! Auf der ganzen Fahrt schwatzte, lachte und scherzte unsere Wirthin mit unversiegbarer Lustigkeit. Der Wagen hüpfte auf schlechten Wegen wie ein springendes Kalb über

Stock und Stein. Ich saß vor lauter Müdigkeit still und geduldig da. So fuhren wir am Land und Ufer herum; so endlich zurück, um zu Mittag zu essen, Gesellschaft zu sehen, Autographen zu schreiben u. s. w. So im Galopp nach New-York, wohin Downings kommen sollten, um mich zu begrüßen, und wo wir in großer Abendgesellschaft bei Miß Lynch zusammensein sollten. Downings waren bereits im Salon der jungen Dichterin, als ich kam. Und ich war so froh, sie zu treffen und mich in voller Freiheit ein wenig vor ihnen ausgießen zu dürfen, daß ich mich aufeinmal ganz ausgeruht fühlte. Und wenn Du mich ein Paar Secunden später in einer Gesellschaft von 100 Personen gesehen hättest, so hättest Du nicht ahnen können, daß ich ein Paar Stunden vorher müde und erschöpft gewesen war. Das Vergnügen, Downings zu sehen, belebte mich nebst verschiedenen schönen, ansprechenden Freundschaftsbeweisen. Mr. Downing war diesen Abend so hübsch, daß er durch sein ungewöhnlich „distinguirtes" Aussehen allgemeine Aufmerksamkeit erregte, als er unter der Menge umherwandelte mit seinem verschlossenen Wesen, seinem tiefen, sprechenden Auge, seinem halb schüchternen, halb stolzen Ausdruck.

Die Gesellschaft bei Miß L. war an diesem Abend ausgezeichnet schön. Ich sah einige prächtige Toiletten und prächtige Gestalten unter den Frauenzimmern. Die Männer sind im Allgemeinen nicht schön, aber sie sehen mannhaft ans, haben gute Stirnen, klare Augen, ein rasches und bestimmtes Wesen. Die Wirthin selbst war in ihrer eleganten, aber bescheidenen weißen Toilette, die für ihre schlanke, wohlgeformte Figur vortrefflich paßte, und mit einer weißen Blume in ihrem Haar, die den ungekünstelt zierlichen kranzlosen Kopf schmückte, eine der anmuthigsten Gestalten der Gesellschaft, unter der sie leicht wie ein Sommervogel hin und herschwebte die Leute einander vorstellte und sich ins Gespräch mischte auf eine Art, die immer Vergnügen erweckte, mit jenen

glücklichen Worten und Ausdrücken, welche man nie findet, wenn man sie noch so sehr sucht, die aber gewissen Menschen ganz ungesucht zu Gebote stehen, und zu diesen gehört Anna Lynch.

Ich zeichnete mich eigentlich als Blumenmädchen aus. Ich hatte nämlich an diesem Tag eine solche Menge Blumen erhalten, daß ich jedem der Frauenzimmer in der Gesellschaft einen kleinen Strauß schenken konnte. Diese Blumenaustheilnng machte mir viel Freude, denn sie verschaffte mir Gelegenheit, vielen eine kleine Freundlichkeit zu erzeigen. Und ein solches kleines Geschenk oder ein freundlicher Blick ist beinahe das Einzige, was ich für all die Freundlichkeit, die ich empfange, geben kann.

Unter den Gästen des Abends bleibt mir besonders eine anmuthsvolle Mrs. Osgood (eine der besten Dichterinnen in den nördlichen Staaten) in Erinnerung wegen ihrer schönen, sprechenden Augen, ihrer seelenvollen Art zu reden und zu sein, und weil sie mir ihren Fächer gab, damit, wie sie sagte, ihr Fan (Fächer) mich an Fanny erinnern sollte. Alle Frauenzimmer hier tragen Fächer und fächeln und manövriren gewaltig damit; aber ich hatte mir noch keinen angeschafft. Weiter erinnere ich mich besonders noch eines Mannes mit prächtigen Augen und offenem herzlichem Wesen, mit dem ich gerne noch mehr gesprochen hätte, denn es war offenbar Genie und Herz bei ihm zu finden. Er ist einer der berühmtesten Prediger der bischöflichen Kirche von New-York und heißt Hawk. Dieß war mein angenehmster Gesellschafts-Abend in New-York.

Später.

Jetzt bin ich mit Mrs. Kirkland in der Kirche gewesen und habe einige der besten Predigten gehört, die mir in meinem Leben vorgekommen sind; keine schwer-

müthige, sektirerische Anschauung von der Religion und dem Leben, sondern eine solche, in welcher die Kirche — eine wahre Domkirche — sich über dem Leben wölbt wie des Himmels Dom sich über der Erde und allen ihren Wesen wölbt, eine großsinnige Predigt, so recht passend für die neue Welt, diese große und neue Heimath für alle Geschlechter der Welt. Bergfalk befand sich ebenfalls unter den Zuhörern und war wie ich ergriffen von der Predigt und dem Prediger Mr. Bellows. Jetzt werde ich mit meinen Freunden Downings im Astorhaus zu Mittag essen und sodann den Abend bei einer Familie Sedgewick zubringen.

Morgen bin ich bei einem großen Mittagessen, dann Abends in der Oper u. s. w.

Donnerstag.

Gibt es in der Welt etwas mühseligeres, langweiligeres, betrübteres, unerträglicheres, abscheulicheres, vermesseneres, leckerhafteres, unausstehlicheres, etwas das mehr geeignet wäre Seele und Leib zu tödten, als ein großes Diner in New-York? Ich meinestheils glaube es nicht. Man setzt sich um halb 6 oder 6 zu Tisch, sitzt bis 9 Uhr am Tisch, sitzt da und läßt sich eine Platte um die andere, einen Leckerbissen um den andern serviren, ißt und — schweigt. Ich habe nie eine solche Schweigsamkeit gehört, wie bei diesen Mittagsschmäusen. Um nicht geradezu einzuschlafen, mußte ich essen, essen ohne hungrig zu sein, und Gerichte, die mir nicht taugen. Und dabei empfinde ich Regungen von Ungeduld und Zorn über diese Art, die Zeit und die guten Gottesgaben zu vergeuden und sich dabei so unmenschlich zu langweilen, so daß ich mich hätte entschließen können, Schüsseln und Teller zu Boden zu werfen und die Gastfreundschaft mit einer Strafpredigt zu bezahlen, wenn ich Kraft genug dazu gehabt hätte. Aber ich schweige und leide,

bin verdrießlich und schimpfe in der Stille. Dieß ist freilich just nicht ganz schön, aber ich kann nicht helfen. Gestern war ich bei einem solchen Mittagessen — einem entsetzlichen Schmause. Zwei ältere Herren, Advokaten, die mir gegenübersaßen, schlummerten ein wenig, wenn sie nicht gerade den Mund öffneten, um die Leckerbissen einzuheimsen, welche ihnen geboten wurden. Bei unsern Bauernhochzeiten, wo man auch 3 Stunden am Tische sitzt, hat man doch Toaste, Geschenke für Braut und Bräutigam und einen Musikanten, der bei jedem neuen Gericht aufspielt; aber hier hat man gar nichts als die Speisen. Und die lebhaften Mahlzeiten in Dänemark! Ich müßte an sie denken mit ihren wenigen aber guten Gerichten und lebhaften, frohen Gästen, die nur mitunter gar zu laut wurden in ihrem Eifer zu sprechen und sich Gehör zu schaffen, mit den muntern Einfällen, Scherzen, Geschichtchen, Toasten, Reden, dem fröhlichen, freien, frischen Sichgehenlassen, welches das dänische Gesellschaftsleben auszeichnen; bei den Gastmählern dort, da gab es ächten Champagner, Champagner für Seele und Leib; es waren die letzten, denen ich in Europa anwohnte, ehe ich hieher kam. Aber diese Schmausereien hier gehören ganz entschieden der Hölle an, wie Heiberg in „einer Seele nach dem Tode" spricht, und sie fallen in die Rubrik des Leidigen. Dieser Tage indeß war mir einmal bei einem großen Mittagessen das Glück hold und setzte mir den interessanten Doctor Hawk an die Seite, der mir mit seiner schönen Stimme und seiner klaren, gemüthlichen Weise seine Ansichten über die Antiquitäten im Centralamerika und seine Hypothesen über Amerikas frühere Verbindung mit Asien entwickelte. Es war sehr interessant ihn anzuhören und es wäre mir sehr angenehm, diesen Mann, dessen Natur und ganzes Wesen mich gewaltig anmuthet, noch mehr zu sehen und zu sprechen. Er gehört auch zu Denjenigen, die mir hier Haus und Wohnung angeboten haben, deren

Anerbieten ich aber ablehnen mußte, und hier fühle ich, daß es eine Entsagung und ein Verlust ist. Als er mich vom Tisch wegführte, machte ich ihm den Vorschlag, gegen dergleichen Schmausereien zu predigen. Aber er schüttelte den Kopf und sagte lächelnd: „Nicht gegen Schmausereien, Miß B.!" Die Herren, auch die besten, haben ganz entschieden eine zu große Freude am Essen.

Als ich bei Nacht mit Anna Lynch nach Hause ging, war die Luft ganz lieblich und der Spaziergang in dieser Nachtluft und auf den stillen Straßen (die Trottoirs hier sind breit und eben wie der Golf) war mir höchst angenehm. Der Sternhimmel — Gottes Stadt — stand mit seinen Straßen und Gruppen von leuchtenden Wohnungen in stiller Größe und Schweigsamkeit über uns. Und hier in der stillen sternenhellen Nacht öffnete Anna Lynch ihre Seele vor mir und ich sah einen tiefen, ernsten Grund mit klaren Sternen darauf, wie ich es kaum erwartet hatte bei diesem fröhlichen Wesen, das schmetterlingartig im Gesellschaftsleben wie in seinem rechten Element herumschwebt. Ich hatte sie immer äußerst angenehm gefunden, ich hatte sie darum bewundert, wie sie ohne Vermögen lediglich durch ihr Talent und ihre persönliche Wirksamkeit sich und einer alten ehrwürdigen Mutter eine unabhängige Existenz verschaffen und dabei der Mittelpunkt der ästhetischen und gebildetsten Gesellschaft New-Yorks werden konnte, die jede Woche ihren Salon besucht; ich hatte sie auch um ihren harmlosen Witz, um ihre kindliche Fröhlichkeit und gute Laune bewundert und in ihren Augen hatte ich einen gewissen Ausdruck gefunden, gleich als suchte sie mitten unter ihrem zerstreuten Weltleben etwas „weit, weit weg im Walde;" mit einem Wort, ich hatte sie lieb gewonnen und ein höheres Interesse geahnt — jetzt ist sie mir wahrhaft theuer. Sie gehört zu den Paradiesvögeln, die über die Erde hinfliegen, ohne ihre Schwingen im Staub derselben zu beschmutzen. Anna Lynch

mit ihrer Individualität und ihrer Stellung in der Gesellschaft ist eine der eigenthümlichen Gestalten der neuen Welt.

Abend- und Nachtgesellschaften, die ich hier gesehen habe, sind mit den schönsten dieser Art, wie ich sie in Schweden und Dänemark sah, nicht zu vergleichen. Es ist hier nicht Raum, nicht Licht genug, es sind nicht Blumen genug da. Vor allen Dingen vermisse ich ein Costüm, einen Charakter in der Tracht. Die Frauenzimmer sind schön, sie kleiden sich gut und geschmackvoll, aber einander zu gleich. Die Herren sind alle gleich in der Tracht. Dieß kann hier nicht anders sein. Es ist im Grunde recht und gut, aber es macht keinen pittoresken Effect. Auch scheinen mir die geistigen Individualitäten nicht stark genug ausgeprägt, um das äußere Gepräge zu ersetzen. Aber dazu muß es wohl einmal kommen.

In der Oper sah ich eines Abends einen großen, schönen Saal, zierliche Toiletten in den Logen und auf der Bühne als Desdemona eine Prima-Donna, gegen die ich just nichts hatte, außer daß sie einen so garstigen Othello lieben konnte. Musik, Aufführung, Gesang und Scenerie, alles ziemlich gut außer Othello, nichts sehr gut. Man hätte sagen mögen: ce n'est pas ça. Nichts, was denken ließ: c'est ça! wie ein Ton, ein Blick, eine Geberde von Jenny Lind.

Letzten Sonntag Abend wurde in demselben Saal, wo ich das letztemal Channing hörte, ein Vortrag über christlichen Socialismus gehalten von einem Mr. Henry James, einem reichen und wie man sagt braven Manne. Seine Lehre war diejenige, welche kein Recht anerkennt, außer das der unwillkürlichen Anziehung, keine Größe, als die Größe der Kraft, keine Verpflichtung, als den Schönheitscultus des Künstlers, keinen Gott, als das Ueberall und Nirgends des Pantheismus, — eine Lehre, über die es uns auch in Schweden nicht an Predi-

gern gefehlt hat. Nach der Rede, die mit hinreißender Lebendigkeit und blitzendem Witz aus dem Stegreif vorgetragen wurde, erhob sich Channing und sagte: wenn die soeben ausgesprochene Lehre christlicher Socialismus sei, so wolle er sie nicht anerkennen; der Gegenstand müsse von Grund aus untersucht werden; nach seiner Ansicht befinde sich der Redner im Irrthum und nächsten Sonntag wolle er die Frage hier aufnehmen, um die Irrigkeit der aufgestellten Grundsätze darzuthun.

Die Sache hat Aufsehen erweckt, denn beide Redner sind Mitarbeiter eines Journals, das der Geist des Jahrhunderts heißt, und beide sind Männer von ausgezeichneten Talenten. Ich bin froh darüber, denn ich bekomme auf diese Art noch einmal Gelegenheit Channing zu hören, bevor ich New-York verlasse, und zwar in einem der interessanteren Gegenstände des Tags.

Den nächsten Brief wirst Du aus Neuengland von mir erhalten. Kommenden Montag reise ich mit Springs dahin ab, um das Dankfest zu feiern. Das Haus des geistreichen edeln Dichters Lowell wird eines der ersten sein, wo ich nach dieser Reise und den Festen ausruhen werde. Ich erhielt von ihm und seiner Frau eine Einladung, als ich noch bei Downings war. Aber dann kann ich kaum noch etwas Andres thun, als von Haus zu Haus fahren. Interessant aber mühsam. Denn man muß immer vollgeladen sein, wenn auch nicht just mit Geist, doch wenigstens mit guter Laune und Kraft, sich in der Gesellschaft angenehm zu zeigen, während man oft so müde und widerwärtig ist, daß man zu nichts anderem taugt, als in einer Ecke zu sitzen und zu schweigen oder zu schlafen. Aber Gott sei Dank gesagt für alles Gute und Erfreuliche! Und um wie viel fröhlicher würde ich nicht dieses Festleben und diese anregenden Eindrücke finden, wenn ich nur wüßte, daß Du, meine gute Agathe, auch fröhlich und ein Bischen munter wärest. Viel können wir in dieser Jahreszeit just nicht

verlangen. Ich küsse Mama die Hand, danke für den lieben Brief und umarme Dich über das Weltmeer hinüber.

Siebenter Brief.

Westborough, den 2. Decbr. 1849.

Meine liebe gute Agatha!

Ich schreibe Dir jetzt aus einem Städtchen in der Nähe von Boston, während mich die Eisenbahnwaggons erwarten, die uns heute Mittag um 5 dahin führen sollen, nämlich mich, Mr. und Mrs. Spring, ihr Söhnchen Eddy und Professor Bergfalk, den ich auch jetzt verlockt habe mit uns zu kommen. Er darf nicht anfangen, sich auch hier in Büchern zu vergraben, wie in Schweden; er muß hinaus, muß zuerst ein wenig von dem Leben und den Menschen sehen und das Dankfest, eines der wahren Nationalfeste der Amerikaner, im Herzen der Staaten sehen, wo es entstanden ist und noch jetzt herzlich lebt. Wenn der Winter kommt, kann er sich in seine lieben Bücher hineinlesen. Es ist wahr, es kostete wenig Mühe, Bergfalk zu überreden, sondern er kam gern und vergnügt mit.

Ich schrieb Dir das letztemal aus New-York, während ich mich dort mit Besuchen abquälte. Auch in Brooklyn wurde es mir nicht besser. Gäste vom Morgen bis zum Abend, und obschon ich unter ihnen mehrere liebenswürdige Menschen traf, so sehnte ich mich doch oft nach nichts anderem, als mich niederlegen und schlafen zu dürfen. Ich muß Dir indeß von solchen Augenblicken erzählen, wo das Interesse der Stunde alle Schläfrigkeit und Müdigkeit verscheuchte und mich wacher machte als je. Unter diesen steht der letzte Sonntag

Abend, wo Channing seinen improvisirten Vortrag hielt, oben an. Es war für mich ein wahres geistiges Fest. Er stellte die Idee von einem persönlichen Gott, dem Gott des Christenthums, auf, im Gegensatz zu dem Ueberall und Nirgends des Pantheismus; er entwickelte die aus der göttlichen Persönlichkeit hervorgehende Pflichtenlehre, Gesellschaftslehre, Schönheitslehre, Unsterblichkeitslehre als für jeden Menschen und jede menschliche Gesellschaft geltend, und wies nach, wie blos auf diesem Grund christlicher Socialismus oder christliche Gesellschaftlichkeit Bestand haben und die Menschheit zu ihrem höchsten Ziel führen könne. Channing unterbrach sich nicht ein einzigesmal, wiederholte nicht ein einziges Wort bei diesem Vortrag, der von einer gleichmäßigen Eingebung getragen mit hinreißender Wärme ohne Uebertreibung, ohne Leidenschaft ausgeführt wurde, niemals gegen das Schönheitsgesetz verstieß und in seiner Polemik auch niemals das Gesetz der Gutherzigkeit verletzte. Nur einmal sagte er mit etwas schärferer Betonung: „Die Person, welche den Dualismus der Menschennatur nicht in sich gewahr geworden ist, die nicht mit einem niedrigeren Selbst gekämpft hat, steht entweder außer der Menschheit, oder ist sie tief zu beklagen."

Der Saal war ganz voll von Leuten und die tiefste Aufmerksamkeit waltete vor. Nach dem Schluß der Rede schloß sich ein Kreis glückwünschender Freunde um Channing. Ich sah auch den Redner des früheren Abends M. H. James zu Channing gehen und freundlich die Hand auf seine Schulter legen, indem er sagte: „Sie haben mir Unrecht gethan, Sie haben mich mißverstanden." Er war blaß und schien aufgeregt zu sein, aber vollkommen gut. Ich war an diesem Abend mit Channing allein in einem kleinen Wagen von Brooklyn nach New-York gefahren, und hatte bemerkt, wie er dabei seine Gedanken zerstreuen und sie mit Gegenständen beschäftigen zu wollen schien, die dem Vortrag ganz fremd waren.

Jetzt als er mich zum Wagen zurückführte, (er sollte in New-York bleiben, ich aber mit Springs nach Brooklyn zurückkehren) konnte ich beim Abschied nicht umhin zu ihm zu sagen: „Wie glücklich müssen Sie sich nicht heute Abend gefühlt haben!“ — „Ja, o ja,“ antwortete er mit einem halben Seufzer, „aber ich habe ja James wehe gethan!“ Sodann reichte er mir mit seinem freundlich strahlenden Lächeln die Hand und sagte: „Leben Sie wohl, wir werden uns am Morgen wieder treffen.“ Aber wann kommt dieser Morgen? Wir trennen uns jetzt auf lange Zeit. Aber soviel ist wahr, wenn man einen Geist wie Channing trifft, so muß sich das immer wie eine Morgenbegegnung empfinden lassen.

Einer Abendgesellschaft bei Springs erinnere ich mich mit ganz besonderem Vergnügen. Da fehlte es nicht an Raum, Luft, Blumen; auch waren sehr angenehme Menschen da. Eine edelschöne junge Miß Sedgewick deklamirte ein Gedicht mit großem Pathos in ihrer Stimme, aber im Uebrigen ganz leise. Sie und ihre Schwester trugen lebendige Chrysantheme in den Haaren. Ein allerliebstes Mädchen spielte eigene Compositionen, die von Zierlichkeit und Lebendigkeit sprühten, auf dem Klavier. Der junge Cranch sang, man tanzte auch. Es war ein fröhliches, angenehmes Gesellschaftsleben, wo alle das Ihrige beitrugen, und alle das Leben und einander zu genießen schienen.

Am Montag Morgen reisten wir ab, und nahmen den Weg durch Connecticut. Ich verließ New-York und Brooklyn, mit dem Gefühl, als ob eine Menge unbeantworteter Briefe und Einladungen, unbesuchter Schulen und Institute mir nachsprängen und mich festhalten wollten. Ich hatte ein böses Gewissen. Ich entfloh wirklich vom Schlachtfelde. Ich konnte nicht anders. Hätte ich mich verzehnfachen können, so hätte ich nicht ausgereicht, all die Aufforderungen, Einladungen u. s. w. zu beantworten, und ich bin bloß eine einzige Person. Aber ich

werde nach New-York zurückkommen. Ich will noch einiges mehr von seinem Besten und seinem Schlimmsten sehen; zu dem letzteren gehört derjenige Theil der Stadt, der „five points“ (fünf Punkte) genannt wird, von 5 zusammenlaufenden Straßen, wo die schlimmste und auch gefährlichste Bevölkerung der Stadt sich aufhalten soll. Ich fragte Mr. D. im Scherz, ob er mit mir durch die „five points“ gehen wolle. Er antwortete mit Bestimmtheit: Nein. — Ach, il bello et il buono findet sich nicht da, aber mehr als das Schöne und Gute suche ich die Wahrheit, die Wirklichkeit in allem und überall. Ich muß auch etwas mehr von den „five points“ im vornehmen Leben New-Yorks sehen, denn ich weiß es, hier wie in allen großen Städten gibt es auch im Leben der höchsten Schichten der Gesellschaft die fünf garstigen oder gefährlichen Punkte. Zum ersten Punkt rechne ich die langen leidigen Schmausereien.

New-York kam mir im Aeußern als eine allzulärmende Geschäftsstadt vor, ohne Schönheit und Interesse. Es sind schöne und stille Quartiere mit schönen Straßen und Wohnungen da, aber dort ist das Leben auf den Straßen todt; in Broadway hinwiederum ist es ein endloses Getöse und Getümmel, ein Drunter und Drüber, und in der eigentlichen City drängt man sich wegen des theuren Lebens, auch herrscht da eine ganz verpestete Luft. New-York ist die letzte Stadt in der Welt, wo ich wohnen möchte. Aber sie ist auch blos als ein großes Hotel, als ein Karavanserai für Amerika und Europa zu betrachten. Auch das ist wahr, daß ich hier immer so beschäftigt und athemlos war, daß ich keine Zeit hatte mich nach etwas Schönem umzusehen. Dagegen lobe ich mein Brooklyn! Dort kann man sowohl leben als schlafen.

Und jetzt weiter auf der Fahrt durch die Thäler von Connecticut zu den kleinen Häusern in Neuengland, dem Heimathland der ältesten Pilger. Nachmittags kamen wir

nach Hartford. Auf den Abend waren wir zu Mrs. Sigourney, der Verfasserin „angenehmer Memoiren von angenehmen Ländern," eingeladen, und hier schüttelte ich, glaube ich, der ganzen Stadt die Hände, vom Bischof an, einem schönen alten Prälaten, bis zum Schulmädchen, und spielte meine gewöhnliche Gesellschaftsrolle. Mrs. S., eine sehr freundliche, etwas empfindsame, aber recht angenehme Frau in grünem Aufzug, ungefähr 50 Jahre alt, mit einem guten mütterlichen Wesen, wollte mich durchaus über Nacht behalten, und ich durfte schlechterdings nicht nach meinem angenehmen Zimmer im Hotel zurückkehren, das ich doch so gern behalten hätte, um auszuruhen und schweigen zu können. Am Morgen vergaß ich jedoch die kleine Unannehmlichkeit über dem Frühstück und dem Gespräch mit meiner freundlichen Wirthin und ihrer anmuthsvollen einzigen Tochter. Die Sonne strahlte herein und das Haus hatte den Charakter einer guten liebewarmen Heimath. In solchen ist mir immer wohl zu Muthe und ich hätte mögen länger verweilen können. Mrs. S. schenkte mir ihre gesammelten poetischen Schriften und ich las daraus ein Gedicht, betitelt: Mein Land, wofür ich ihr die Hand küssen mußte, so schön war es und so edel und ächt weiblich der Geist, der darin wehte. Wie gut und schön klingt nicht von einer Mutter die Aufforderung an die Erde der neuen Welt:

„Mutter zu sein allen bedrückten Völkern der Erde, eine neue Heimath und Hoffnung zu geben allen Söhnen und Töchtern der Erde, die zu ihrem Schooße fliehen, ihnen ihren Reichthum, ihre Freiheit, ihr Glück, alle die Segnungen, deren sie entbehren, mitzutheilen."

Nach der angenehmen Morgenstunde mußte ich wieder fremde Leute sehen und wurde also von meiner freundlichen Wirthin im Wagen ausgeführt, um die Stadt zu besehen, die mir wohl gebaut und wohl gelegen schien. Die öffentlichen Gebäude sind die größten und hübschesten von allen in der Stadt. Aber alle sowohl in als außer

der Stadt zeugen von Wohlhabenheit und Behagen. Zur Mittagszeit verabschiedete ich mich von meinen neuen Freunden in Hartford und versprach — wiederzukommen.

Von der Eisenbahn aus begrüßte ich Marcus Springs väterliches Haus, eine ländliche Wohnung, wo er mit mehreren seiner Geschwister auferzogen worden, und die seine Blicke mit Liebe aufsuchten. Der Mond ging auf und glänzte in den Wogen des Connecticutflusses, welchem entlang die Eisenbahn ging. Aus den Fabriken auf der andern Seite des Flusses glänzten Lichter. Ich sah dieses Schauspiel wie im Traum eine Stunde um die andere, und ich sah seine Schönheit mehr als ich sie empfand, denn die Bewegung und das Gerassel der Eisenbahn wirkte betäubend und ermüdend auf mich. Ziemlich spät kamen wir nach Worcester, wo wir zum Maire eingeladen waren, der uns zu Ehren an diesem Abend offenes Haus hielt. Und kaum waren wir angekommen, so mußten wir Toilette machen und in große Gesellschaft gehen. Da in der Stadt gerade eine große Zusammenkunft von Lehrern und Lehrerinnen des Bezirks stattfand, so füllte sich das Haus dermaßen, daß man sich in den Zimmern kaum bewegen konnte, und mein Wirth kannte selbst von Vielen, die er vorstellte, den Namen nicht. Aber dieß ist mir ganz gleich, denn die fremden Namen verstehe und behalte ich jedenfalls nur höchst selten, und die freundlichen Menschen sind mir alle höchst willkommen zu einem freundlichen Händedruck. Wir hatten auch schöne und herzliche Bewillkommnungsgesänge und Blumengeschenke von schönen jungen Mädchen und Männern. Ich spielte ihnen das Lied vom Wassernix vor und Rebekka S. erzählte statt meiner die Legende von dem Nix und dem Pfarrer, deren tiefe Bedeutung immer die Gemüther ergreift und die überdieß eine gute Vertreterin der scandinavischen Naturpoesie ist.

Unter den Gästen in der Gesellschaft befand sich der bekannte Schmid und Sprachkenner Elihu Burritt, ein

sehr großer und starkgliedriger Mann mit ungewöhnlich hoher Stirne, großen schönen Augen und überhaupt schönen kräftigen Zügen; ein Mann, der in jeder Gesellschaft Aufmerksamkeit erregen würde, sowohl wegen seiner Gestalt, als auch wegen der ungewöhnlichen Milde und Menschenliebe im Ausdruck seines Gesichtes. Er kam just neuerdings von dem Friedenscongreß in Paris, glaube ich, zurück, und sprach für die Friedensprincipien, von welchen in diesen Ländern der ältesten Pilger Viele sprechen und lehren. Ich erklärte mich als Freundin des Kriegs, eines guten rechtmäßigen Kriegs, so lange wenigstens, als der Friede nicht ein großes und gutes Leben auf der Erde hat. Aber wie ist es noch jetzt während des langen Friedens in den Ländern der Erde? Strecken nicht tausend Zwerglein ihre Köpfe empor und fechten mit Stecknadeln oder Federspitzen nach rechts und links, stechend und scharrend, Kleinlichkeitssinn, Selbstsucht, Bitterkeit, kleine Aergernisse und armselige Vergnügungen, Verläumdung und Verdruß in jeder Ecke hervorrufend? Wird nicht der Staat durch tausend kleine Zwistigkeiten und lumpige Händel zersplittert? Da kommt ein ernster, ehrlicher Krieg just gleich dem Riesen, der die Zwerge zermalmt. Die Menschen vergessen ihre kleinlichen Streitigkeiten über gemeinsamen großen Interessen. In diesen werden sie wieder Brüder. Und nach dem Riesen kommen die Götter und mit ihnen die Erneuung des Lebens. Die Menschen müssen noch bedeutend zunehmen an Herz und Verstand, und der Staat in seiner Arbeit, bevor sie einen allgemeinen Frieden ertragen. Dieser muß von innen heraus erarbeitet werden. Unter den Fragen, die man diesen Abend an mich stellte, war auch die: „Was denken Sie davon, daß so viele Leute kommen, um Sie anzusehen?“ — „Ich wünschte nur, daß ich schöner wäre,“ antwortete ich der Wahrheit gemäß.

Unser Wirth war ein Mann von angenehmer Persönlichkeit, offen und freundlich wie ein ächter Ameri-

kaner; seine Frau war eine feine und anmuthige kleine Quäckerin mit dem Gepräge von etwas Friedvollem und Fertigem, was die Frauen dieser Religionssekte auszeichnet und sie für mich besonders anziehend macht; mir gefällt ihr stilles Wesen und das trauliche Du, womit sie Jedermann anreden. Sie hatte ein einziges Kind gehabt und verloren, und jetzt hatte sie einen kleinen Jungen an Kindesstatt angenommen, der sie wie eine Mutter liebte und sich nur in ihrer Nähe recht eigentlich wohl befand.

Der nächste Vormittag wurde mit Besuchen in verschiedenen kleinen Häusern zugebracht, worunter auch mehrere Quäckerwohnungen, die sich alle durch Ordnung und Sauberkeit auszeichneten, aber auch, wie mir schien, etwas Steifes und Leeres hatten, das mich bedrücken würde. Hierauf setzten wir unsere Fahrt nach Oxbridge fort, wo wir das Dankfest feiern sollten. Wir wohnten bei einem neuvermählten Pärchen, einem Doktor und seinem Weibchen, einer Schwestertochter Springs. Sie hatten ihr Haus nach einer von Downings Zeichnungen gebaut, auch ihren Baumgarten nach seiner Anweisung angelegt, und lebten hier allein ohne Bedienung, denn die Frau besorgte alle häuslichen Geschäfte selbst. Und dies soll in kleinen Haushaltungen in den Staaten Neuenglands sehr gebräuchlich sein, theils der Ersparniß wegen, theils weil es ungemein schwer hält, gutes Gesinde zu bekommen. Ich lag bei Nacht in einem kleinen Schlafstübchen, das der Landessitte gemäß keine Feuerstatt hatte. Aber die Nacht war sehr kalt und ich fror dermaßen, daß ich kein Auge zuthun konnte. Dazu überkamen mich während der langen Nacht einige minder angenehme Zweifel, ob ich wohl in die Länge das Leben hier und so Manches, woran ich nicht gewöhnt bin, aushalten könnte. Aber als die Sonne aufging, beglänzte sie ein weißes Kirchlein, das mit seinem spitzen Thurm auf einer Höhe gerade vor meinem Fenster aus dem Fichtenwald

hervorragte, und die ganze Landschaft glänzte in der Morgensonne so frisch, so nordisch, so schwedisch, daß es mir ganz warm im Herzen wurde und ich mit recht dankbaren Gefühlen das Dankfest begrüßte. Die ganze Gegend, welche die Morgensonne beglänzte, hatte mit ihren Berghöhen und Thälern wirklich große Aehnlichkeit mit dem Land um uns her, und ich dachte an die Weihnachtfrühstunde in unserer Kirche, mit den Lichtern, dem Tannenwald, den beleuchteten Häuschen, dem Bauernvolk, den Schlitten und Glöckchen und diesem ganzen muntern und festlichen Leben. Aber unsere roth bemalten Hüttchen waren hier in weiße Häuschen verwandelt, die um ein Gutes wohlhabender aussahen.

Meine Hände waren so steif vor Kälte, daß ich Mühe hatte mich anzukleiden, und ich zitterte am ganzen Leib, als ich zum Frühstück in den kleinen Salon hinabkam, wo hinwiederum der eiserne Ofen eine wahre Siedhitze verbreitete. Das Frühstück war, wie gewöhnlich im Lande, reichlich und gut. Aber ich kann nicht glauben, daß diese üppigen, erhitzenden Frühstücke gesund sind.

Nach dem Frühstück gingen wir in die Kirche, denn dieser Tag wird im ganzen Land als ein Festtag betrachtet. Der Prediger führte alle Gründe zur Dankbarkeit auf, welche der Staat in seinen allgemeinen sowohl als in seinen besondern Angelegenheiten gehabt, alles Gute was er seit dem Dankfest des vorigen Jahres erlebt habe, und obschon der Mann offenbar keine poetische Natur war und die Geschichte des Jahrs on this solemn and interesting occasion (bei dieser feierlichen und interessanten Gelegenheit) so ziemlich im Chronikenstyl hielt, so wurde sie dennoch durch ihren Inhalt und ihren Zweck lehrreich und erhaben. Warum haben wir nicht, warum haben nicht alle Völker einen solchen Festtag im Jahre? Er ist ein Verlangen des edleren Volksherzens und trägt dazu bei, das edelste Verhältniß der Erde zum himm-

lischen Geber zu entwickeln. Jetzt haben wir mehrere öffentliche Tage zum Bitten, aber keinen besondern zum Danken. Dies ist nicht recht und edel.

Ich habe mehrere Personen hier über die Entstehung dieses Festes in Amerika gefragt. Aber es ist merkwürdig, wie wenig man sich über seinen geschichtlichen Anfang klar ist. Man weiß blos, daß es während der ersten Zeiten der Einwanderer in Amerika aufgekommen ist und sich dann als Theil und Ausdruck des höheren Volksbewußtseins in der Kirche festgesetzt hat. Ich habe jedoch erzählen hören — und das kommt mir wahrscheinlich vor — daß es im Beginn der Kolonie aufgekommen sei, als nach einer Zeit großen Mangels in derselben und beim Herannahen einer wirklichen Hungersnoth auf einmal fünf Kornschiffe aus England erschienen, weßhalb man in Massachussets lange bei diesem Feste jedem Gast beim Mittagessen fünf Fruchtkörner auf den Teller legte, und diese Sitte soll in gewissen Theilen des Staates noch beibehalten werden. Trotz des Sonnenscheines war es kalt, als wir nach der Kirche durch die ländliche Stadt mit ihren kleinen Höfen und Baumgärten wanderten und die wohlgekleideten Einwohner sich heimbegeben sahen. Alle Dinge und alle Personen verriethen Ordnung und Wohlstand, ohne Prunk und Luxus.

Wir nahmen unser Mittagessen in großer Gesellschaft an einem zugleich reichen und einfachen Tische, bei einem von Springs Verwandten ein. Auf den Abend waren wir bei seiner Schwester und seinem Schwager, die eine große Farm in der Nähe von Oxbridge besitzen und verwalten, den Eltern unserer kleinen Doktorin, bei denen die ganze Familie sich versammelte. Die Hausfrau, eine stille, angenehme, mütterliche Frau, lady-like in ihrem Benehmen, gleich ihrer Schwester im Phalanstère mit innerem Seelenadel und feiner Geistesbildung begabt, gefiel mir ungemein, wie überhaupt die einfachen, herzlichen Leute dieser Gegend im Allgemeinen; sie waren

weit inniger und weniger zudringlich mit Fragen, als die Leute, die ich in den großen Gesellschaften getroffen hatte. Wir hatten ein großes Abendessen mit den zwei nothwendigen Dankfestspeisen: einem Truthahn und Kürbispudding. Und es wird behauptet, daß die Truthähne in den Staaten Neuenglands melancholisch aussehen, wenn die Zeit des Dankfestes herannahe, denn da wird eine große Verwüstung unter ihnen angerichtet. Der Pfarrer — der Prediger vom Morgen — sprach einen Tischsegen, der lang geschienen hätte, wenn nicht auch er inhaltsreich gewesen wäre, und so nahmen wir ihn als gut hin, obschon seine Wiederholung der Phrase on this solemn and interesting occasion einige von uns zu einem lächelnden Austausch von Blicken veranlaßte. Nach dem Essen tanzte die Jugend. Ich lehrte das junge Volk „Wallmarweben" und spielte ihnen auf dem Klavier diesen Tanz vor, der großen Beifall erhielt.

Gegen Mitternacht waren wir wieder in unserm kleinen Hause, wo jetzt Marcus und Rebekka sich mein früheres kaltes Zimmer aneigneten, und man ein Bett für mich in dem hübschen kleinen Salon aufschlug, wo ich ein glimmendes Kohlenfeuer hatte und einen Brief von Downings, der mich noch mehr erwärmte, als das Feuer; — es war beinahe des Guten zu viel. Marcus und Rebekka sagten, sie lieben das kalte Schlafzimmer und seien daran gewöhnt. Und das mag wohl so sein, aber — sie sind auch so gut! . . . Am Morgen brachte mir meine liebe Wirthin Cafee herein, den sie selbst gekocht hatte, und bediente mich mit ungemeiner Artigkeit. Ich bin dankbar, schäme mich aber ein wenig, und würde es nicht annehmen, wenn ich noch jünger und munterer wäre, als ich bin. Bergfalk hatte ebenfalls tüchtig gefroren, obschon er bei Springs Schwester und Schwager gut beherbergt und verpflegt worden war.

Am Freitag Vormittag fuhren wir zur Hopedale

Community (Gemeinde des Hoffnungsthales), einer kleinen Sozialistengesellschaft, etliche Meilen von Oxbridge, bei welcher Springs ebenfalls Verwandte und Freunde haben. Der Tag war mild, die Luft weich und die Fahrt über die noch ganz grünen Felder angenehm. Einer von Springs jungen Neffen kutschirte uns. Hopedale Community ist ein kleiner Staat, der gänzlich auf christlichem Grunde ruht und eine patriarchalische Verfassung hat. Der Patriarch und Vorsteher, Adin Balou, ein schöner älterer Herr, empfing uns, umgeben von seiner Familie. Jede Familie hatte hier ihr besonderes Haus nebst Baumgarten. Die Meisten waren Handwerker und Ackerbauer. Auch hier wurden wir mit Bewillkommnungsgesängen und Blumen empfangen. Auch hier bemerkte ich bei der Jugend ein ungemein heiteres, frisches Leben, und es war angenehm, diese lebensfrohen Gruppen im Sonnenschein zwischen den kleinen, gemüthlichen Wohnungen hinwandeln zu sehen. Die Kirche des kleinen Staates, die zugleich das Schulhaus ist, erschien mir indessen höchst unkirchlich. Einige moralische Gedenksprüche, wie z. B.: „hofft, hofft immer!" und „versucht es immer wieder" u. dergl. standen an den kahlen Wänden zu lesen. Das poetische Element war hier etwas lebendiger, als in dem Phalanstère von New-Jersey. Das moralische bildete indeß auch hier den Kern, und die Poesie war bloß der Zusatz, der Zucker auf den Moralkuchen. Wir aßen in einem angenehmen Häuschen zu Mittag. Man stellte keine Fragen an die Gäste, sondern man begnügte sich, sie gut und freundlich zu bewirthen. Ein Neger und seine Frau kamen hieher, die Mitglieder der Gesellschaft zu werden wünschten. Ich würde mich in Hopedale Community besser befinden, als im North-American Phalanxtery, theils wegen der abgesonderten Wohnungen, theils um des christlichen Glaubensbekenntnisses, nnd endlich um des Patriarchen willen, der wie ein Mann aussah, welcher alles Ver-

trauen verdient. Der kleine Staat besteht seit ungefähr sieben Jahren und zählt etliche und dreißig Familien, wie auch einige unverheirathete Personen, im Ganzen etwa 170 Seelen. Jedes Mitglied verpflichtet sich zum christlichen Glaubensbekenntniß, zum Nichtwiderstand und zur Mäßigkeit. Adin Balou hat zum richtigen Verständniß in diesen Angelegenheiten einige Schriften herausgegeben, die er mir schenkte.

Ueberhaupt scheint mir das häusliche sowohl als das gemeinschaftliche Leben in der neuen Staatsgesellschaft, die ich jetzt besucht habe, nicht sehr heiter zu sein; es bietet wenig Genüsse für die Intelligenz und den Schönheitssinn, ist aber von Grund aus achtungswerth, ernst, gottesfürchtig, arbeitsam, und bildet somit im Ganzen ein gutes Fundament für ein kräftiges Volksleben. Aus diesen kleinen Häusern müssen ernste Männer und Weiber hervorgehen, Menschen, die das Leben ernst nehmen und frühzeitig arbeiten und beten gelernt haben. Die Gemeinde von Hoffnungsthal formulirt ihre Zwecke folgendermaßen: „ein kleiner Anfang zu sein für die industriellen Armeen, die ausziehen sollen, um die unfruchtbaren Marken der Erde zu unterjochen, fruchtbar zu machen, zu verschönen und in würdige Wohnplätze für praktisch christliche Gemeinden umzuschaffen, sowie überhaupt allgemeine Verbesserungen zum Wohl der Menschen einzuführen." Praktisches Christenthum ist das Feldgeschrei dieser friedlichen Eroberer.

„Selig sind die Friedsamen, denn sie werden die Erde besitzen."

Jetzt genug von dieser Expedition. Obschon ich mich oft gut unterhalte und mein Interesse vielfach angeregt wird, so sinne ich doch beständig darauf, wie ich mich mit guter Art davon machen und irgendwo zu einiger Ruhe gelangen könnte. Aber damit sieht es schlecht aus. Jetzt ist auch die Kälte hieher gekommen, die für mich ein harter Tirann ist, und heute ist ein wahrer Sturm.

Ich möchte nur wissen, wie es Dir geht, mein holdes Kind, und ob Du es warm und angenehm hast in unsrer stillen Wohnung zu Stockholm. Möge es so sein, meine Agatha, und möge der Winter nicht zu streng für Dich sein!

Boston. Massachusetts. Den 2. Dez.

Hier bin ich jetzt, mein Herzchen, in einer tüchtigen Kälte, aber in einem warmen, schönen Zimmer in dem großen Hotel Revere House, mit einem glimmenden Kohlenfeuer als Gesellschaft, und hier eingeführt von Marcus und Rebekka, die mich beständig ermahnen: „Machen Sie sich's komfortabel! Lassen Sie sich Nichts abgehen!" Heute Vormittag bin ich mit ihnen in der Kirche gewesen und habe eine merkwürdige Art von Predigt angehört von einem Mr. Parker, einer gewaltigen Natur mit großem Rednertalent, einem Geistlichen, der die Moral des Christenthums mit starkem, furchtlosem Geist auf die politischen und gesellschaftlichen Fragen des Tages und des Landes anwendet. Er hat einen Sokrateskopf, große und wohlgebildete Hände, und sein ganzes Wesen, sein Ausdruck und seine Geberden erscheinen mir ächt originell — der Ausdruck einer bestimmten und mächtigen Natur.

Heute Abend werde ich zu einem sozialistischen Meeting gehen, im Fall ich nicht so glücklich bin, auf meinem Zimmer bleiben und einen einzigen Abend ausruhen zu dürfen. Wenn ich meine Freunde darüber hörte, so könnte das freilich wohl geschehen. Aber ich lasse mich von dem Strom fortführen, so lange ich ihm zu folgen vermag. Morgen fahren wir alle zu Emersons, die in einem Städtchen Namens Concord, ungefähr eine Stunde Wegs (d. h. mit der Eisenbahn) von Boston wohnen; und morgen oder übermorgen fahre ich zu Lowells in der Universität Cambridge (ungefähr eine

halbe schwedische Meile von hier), wo ich einige Tage bleiben und dann das Nähere über meinen Aufenthalt in Boston bestimmen werde. Verschiedene Wohnungsanerbietungen, die mir hier gemacht worden sind, verlocken mich noch nicht. Ich will mich auch an kein Haus binden, wenn ich nicht ganz gewiß sein kann, daß ich mich da recht heimisch fühlen werde. Der Abschied von Springs, diesen guten Menschen, wird mir hart ankommen. Sie gehören zu der allerbesten Sorte von Menschen, und es ist unendlich angenehm, mit ihnen zu leben.

Meine liebe Agatha! Ich schreibe Dir höchst unvollkommen von den Dingen und Menschen hier, aber Dinge und Menschen lassen mir keine Ruhe, um von ihnen zu schreiben. Um so mehr werden wir einmal reden, und um so mehr werde ich einmal schreiben, denn Personen und Verhältnisse leben hier mächtig in mir und auf eine Art, die mich überrascht und neu belebt. Ich fühle es jeden Tag, wie durchaus nothwendig für mein ganzes Leben und meine Entwicklung diese amerikanische Reise ist.

Dienstag den 4. Dez.

So eben komme ich von meiner kleinen Reise mit Springs und Bergfalk nach Concord, der ältesten Stadt in Massachusetts und Waldo Emersons Residenz zurück. Wir fuhren und kamen in einem wahren Schneegestöber an. Aber die Eisenbahnwagen waren schön, warm und man sitzt da vollkommen behaglich, nur daß man mitunter tüchtig herumgeschüttelt wird, denn die Eisenbahnen dahier sind bedeutend rauher und unebener als diejenigen, auf denen ich in Europa gefahren bin. Emerson kam uns die kleinen Tannenallee vor seinem Hause hinab, trotz des fallenden Schnees baarhäuptig, entgegen; er ist eine stille, edel ernste Gestalt, blaß, mit stark

markirten Zügen und Linien, und dunklem Haar. Er schien mir jünger, als ich ihn mir gedacht hatte, sein Aeußeres weniger bezaubernd, aber bedeutungsvoller. Er beschäftigte sich mit uns und namentlich mit mir in meiner Eigenschaft als Frauenzimmer und Ausländerin recht freundlich und angenehm.

Emerson ist eine ganz eigenthümliche Individualität, aber zu kalt und überkritisch, um mich sehr anzusprechen. Ein starkes, klares Auge, immer nach einem Ideal spähend, das er auf Erden nicht verwirklicht findet; in Allem Mängel, Halbheiten und Unvollkommenheiten entdeckend, und selbst zu kräftig, zu metallen, um die Schwachheiten und Leiden Anderer zu verstehen. Denn auch das Leiden verachtet er als eine Schwachheit, die höherer Naturen unwürdig sei. Diese merkwürdige Menschennatur soll niemals krank gewesen sein. Aber Bekümmernisse soll er gehabt und sie tief empfunden haben, wofür auch einige seiner schönsten Gedichte zeugen; doch soll er sich nur kurze Zeit von diesen Bekümmernissen, nämlich dem Tod zweier schöner, geliebter Brüder und seines ältesten Sohnes, eines schönen kleinen Jungen, haben niederbeugen lassen. Auch seine erste Frau hat er nach blos einjähriger Ehe verloren. Emerson ist jetzt zum zweiten Male verheirathet und hat drei Kinder. Sein hübscher kleiner Junge, das jüngste von den Kindern, scheint ihm ganz besonders lieb zu sein. Mrs. Emerson hat schöne, seelenvolle Augen, ist aber kränklich und hat eine Individualität, die der seinigen sehr ungleich ist. Er interessirte mich, ohne mich zu erwärmen. Diese kritische, kristallreine und kalte Natur kann vollkommen achtungswerth, sehr heilsam und in ihrer Art wohlthätig sein sowohl für ihren Besitzer, als auch für Andere, die sich von ihr gradiren und kritisiren lassen wollen. Aber für mich Davids Herz mit Davids Gesängen!

Aber ich werde in Folge der höchst freundlichen

Einladung von Emerson und seiner Frau in dieses Haus zurückkommen, und dann bekomme ich von dieser sphinxartigen Persönlichkeit mehr zu sehen.

Von dem Naturverehrer Emerson, der keiner Kirche angehört und nicht einmal seine Kinder taufen lassen will (weil er die Natur der Kinder für reiner ansieht, als die der gewöhnlichen, herangewachsenen sündigen Menschen) gingen wir ins Nachtquartier zu einem alten, strengen Puritaner, wo wir langen Gebeten anwohnten, die man an der Wand knieend verrichtete. Die einzige Tochter des Hauses, Elisabeth H., ein schönes, edles und angenehmes Mädchen, das mit dem geliebtesten Bruder Emersons verlobt gewesen war und nach seinem Tod keine andere Bande hatte anknüpfen wollen, interessirte mich. Sie ist offenbar ein edles und gehaltvolles Wesen, und ihre Freundschaft für W. Emerson scheint mir etwas sehr Reines und Vollkommenes zu sein. Auch sie hoffe ich im Verlauf des Winters wiederzusehen.

Heute früh sah es in dem idylisch zierlichen Städtchen Concord überall aus wie ein ächter, schwedischer Winter. Miß H. ging mit mir aus und wir besuchten das Denkmal der ersten Opfer, die im amerikanischen Befreiungskrieg starben, denn sie fielen hier, wo der erste blutige Kampf stattfand. Es war jetzt beinahe eingeschneit; Eis und Schnee bedeckten auch den kleinen Fluß, welcher die Stadt verschönt, und den die Indianer Musketaquid oder den grasigen Fluß nannten. Emerson hat einem seiner frischesten und lieblichsten kleinen Gedichte diesen Namen gegeben. Der Spaziergang in der reinen Winterluft, unter den mit glitzerndem Schnee bedeckten Bäumen und an der Seite von Elisabeth H., deren Atmossphäre für mich belebend ist, wie die reine, sonnige Luft, machte mich leicht an Seele und Leib; und so begegneten wir Bergfalk, der ganz warm und vergnügt aus der Frauenzimmerschule in der Stadt kam, wo er junge Mädchen mathematische Pro-

bleme lösen gehört, die er ihnen auf erfolgte Einladung dazu aufgegeben hatte, und zwar gut und leicht lösen. Er war ganz entzückt über die jungen Mädchen und über die Lehrerin, die er als eine höchst gebildete Dame beschrieb. Er hatte eine kleine Rede gehalten, um sein Vergnügen zu bezeugen, und der ehrliche, gefällige Geistliche, der ihn begleitete, war nicht minder warm gegen ihn; auch soll die ganze Mädchenschule höchst entzückt gewesen sein über den Professor, wie er dort und auch sonst auf unserer Reise genannt wurde, denn man versucht es kaum seinen Namen auszusprechen, was man für geradezu unmöglich hält. Ich besuchte auch einige dieser kleinen Häuser, wo Alles ganz komfortabel ist, obschon die Herrschaften sich selbst bedienen und alle häuslichen Geschäfte verrichten. Diesem Gebrauch schenke ich meine Achtung, aber nicht meine Liebe. Und ich befinde mich nicht recht wohl dabei. Man muß sich so entsetzlich für jeden Dienst bedanken und meint dennoch oft, eine simple Magd würde es besser gemacht haben. Wir reisten am Vormittag zurück, ohne Emerson noch einmal gesehen zu haben.

Der schwedische Konsul in Boston, Benzon, der bei uns war, ließ mir durch Rebekka S. sein Haus als Wohnung für den Winter anbieten, was mir sehr angenehm war, obschon ich nicht weiß, ob ich es annehmen soll und kann. Es sind mir viele schöne und freundliche Anerbietungen gemacht worden. Und jetzt, mein Herzchen, bin ich ganz ungeduldig über das unaufhörliche Geklopfe an meiner Thüre mit Visitenkarten und Briefen, und ich bin verdrießlich darüber, daß ich beständig „Herein!“ rufen muß, während ich „Geh fort!“ rufen möchte. Ach! ach! ich bin dieses Willkomms hier, der mir gar keine Ruhe vergönnt, sehr überdrüssig. Ich habe inzwischen hier noch Niemand empfangen, aber gesagt, daß ich auf den Abend zu Hause sei. Morgen werde ich nach Cambridge hinausfahren. Ein abscheulicher Mord

ist neuerdings von einem Professor an einem andern Professor begangen worden, und die ganze Universität und Stadt ist davon aufgeregt. Es ist ein unerhörtes Ereigniß; da aber der Angeklagte viele Bekannte und Freunde hat, wie auch als guter Gatte und besonders als guter Vater bekannt war, so kämpfen Viele für seine Unschuld. Inzwischen ist er ins Gefängniß abgeführt worden. Man spricht jetzt kaum von etwas Anderem.

Ich muß Dir noch sagen, daß ich mich trotz aller meiner Strapatzen vollkommen wohl befinde und es während meines Aufenthalts in Boston so einzurichten suchen will, daß ich etwas mehr Ruhe habe. Ich werde einen oder einige Empfangtage in der Woche festsetzen und dafür sorgen, daß ich einige Zeit für mich selbst leben darf. Ich fühle, daß ich dessen bedarf. Bergfalk ist artig und munter und gefällt überall. Er läßt Mama und Dich herzlich grüßen. Grüße herzlich Hagberg, Marie und Christine, unsere Dienstleute und unsere Freunde.

N. S.

Von Emerson muß ich Dir noch sagen, daß ich nicht sicher bin, ob ich ihn richtig beurtheilt habe. Ich gestehe, daß ich mich durch die geringschätzige Art — die sich mehr so im Wesen als mit Worten kundgab — wie er sich über Sachen und Personen äußerte, die ich bewunderte, etwas verletzt fühlte. Ich bin nicht sicher, ob nicht eine gewisse Bestimmtheit, eine Art von Größe, die mir selbst so wenig eigen ist, mich versucht hat die Geschichte vom Fuchs und von der Vogelbeere zu spielen. So viel steht fest, daß Emersons Wesen und Art einen ganz andern Eindruck auf mich gemacht hat als sonst hochmüthige Naturen, bei denen es mir leicht gewesen ist, sie als solche zu beurtheilen und gering zu schätzen. Nicht so mit Emerson. Mit ihm dürfte man nicht so leicht fertig werden. Er kann ungerecht und unbillig sein, aber

er ist es sicherlich nicht aus Selbstsucht. In diesem Mann wohnt ein höherer Geist. Und ich muß ihn mehr sehen, ihn besser verstehen lernen.

Es mag im Uebrigen mit dieser Bekanntschaft gehen, wie es will, so werde ich ruhig bleiben. „Wenn wir Verwandte sind, so werden wir uns treffen." — Und wenn nicht — — die Zeit ist schon längst vorbei, wo ich sehr wünschte den Menschen zu gefallen. Ich bin durch die Wüste des Lebens gewandert; ich habe mich mit eigener Anstrengung und vielen Mühen auf diesen Horeb hinauf gekämpft, von dessen Spitze aus ich ein gelobtes Land erblickte. Und dieser lange Schmerz und diese große Freude haben die Prachtgestalten, Kronen, Lorbeern und Rosen dieser Welt für immer vor meinen Augen erblassen gemacht. Ich kann von ihnen noch auf Augenblicke bezaubert oder geblendet werden; aber das ist bald vorüber. Was sie geben, macht mich nicht reicher; was sie nehmen, nicht ärmer. Ich könnte in gewissen Stunden zu ihnen sagen, wie Diogenes zu Alexander sagte: „Geh mir aus der Sonne!" Ich möchte nicht einmal zu diesem stolzen Sterndeuter Waldo Emerson gehen, wenn ich nicht meinen eigenen Himmel mit Sternen und Sonnen hätte, deren Herrlichkeit er kaum ahnen dürfte.

Siebenter Brief.

Harward College (Cambridge.)

Massachusetts, den 15. Dezember.

Jetzt, mein geliebtes Kind, darf ich im Frieden ein wenig mit Dir plaudern. Jetzt mußt Du und Mama von meiner Ankunft in diesem Land und von meinem

ersten Schicksal, und wie gut es mir gegangen ist und noch geht, wissen. Aber ich bin wieder so hungrig nach Briefen von daheim und gräme mich darüber, daß ich seit meiner Ankunft erst einen einzigen erhalten habe, und daß ich nicht weiß, wie Du Dich von Deiner Krankheit erholst, und wie Mama und Alles zusammen sich befindet. Ich muß jedoch bald darüber Etwas erfahren, und Gott gebe, daß es gut stehen möge! Das letzte Mal schrieb ich Dir von Boston. Ich lebte da einige Tage mit meinen Freunden Springs, in einem unaufhörlichen Douchebad von Zerstreuungen, die mir manchmal angenehm waren, manchmal aber mich halb zur Verzweiflung brachten und kaum zu Athem kommen ließen. An einige Tage und Stunden werde ich immer mit Vergnügen zurückdenken. Darunter steht in vorderster Reihe ein Vormittag, wo ich einige von Massachusetts edelsten Männern um mich erblickte: Alcott, den platonisirenden Idealisten, mit einem ausgezeichnet schönen, blassen, silberhaarigen Kopf, die Gebrüder Clarke, den Philantropen Barnard, den Dichter Longfellow, den jungen ächt amerikanischen Dichter Lowell, einen wahren Apollo von Ansehen u. s. w. W. Emerson kam auch, mit einem lichten Strahl in seinem starken Gesichte, und schönere Leute, vollkommenere Gestalten — beinahe alle hoch und wohlproportionirt — kann man nicht leicht zu sehen bekommen. An einem andern Vormittag sah ich die ausgezeichneten Juristen W e n d e l P h i l i p s und C h a r l e s S u m n e r, einen jungen Riesen von Gestalt, ferner G a r r i s o n, einen der ausgezeichnetsten Kämpen in den Reihen der Abolitionisten, der deßhalb auch bei einem Auflauf vom Pöbel in — Boston, glaube ich, mit Ketten um den Hals, wie ein Missethäter in den Straßen herumgeschleppt wurde. In seiuem schönen Gesicht und seinen klaren, adlerkräftigen Augen erkannte man den muthigen Sinn, der Märtyrer macht. Ich sagte

ihm aufrichtig meine Ansicht, daß die Uebertriebenheit im Verfahren der Abolitionisten, ihr Mangel an Billigkeit und der gewaltsame Ton in ihren Angriffen ihrer Sache nicht nützen könne, sondern eher schaden müsse. Er antwortete gutmüthig: „Man muß das ganze Brod verlangen, wenn man hoffen will, das halbe zu gewinnen.“ Er äußerte sich mild über die Sklavenbesitzer im Süden, sagte, er schätze viele von ihnen persönlich, aber die Sklaverei hasse er und werde sie beharrlich als den größten Feind Amerikas bekämpfen. Und ein Mann, der Mißhandlungen durch den Pöbel erlitten, Halseisen und Hohn ertragen hat, aber dennoch wie vorher feststeht, wie vorher fortkämpft, ein Mann von solchem Willen und Charakter verdient alle Achtung.

Diese Herren führten zwei neuerdings entflohene Sklaven, William und Helena Kraft, zu uns. Sie war beinahe weiß, etwas blaßgelb, hatte die Züge des weißen Volksstamms und ein nicht schönes, aber sehr intelligentes Gesicht; er war ein vollkommener Neger, aber von ungewöhnlicher Schönheit. Sie waren auf die Art entkommen, daß sie sich als Mann verkleidet und er ihren Bedienten vorgestellt hatte. Um ihren Namen nicht in die Fremdenbücher schreiben zu müssen (denn sie konnte nicht schreiben), hatte sie den rechten Arm in der Binde getragen und ein Leiden an demselben vorgeschützt. So waren sie glücklich auf die Eisenbahn aus dem Süden und in die nördlichen freien Staaten gekommen. Sie schienen sich ungemein glücklich zu fühlen. Ich fragte die Frau: „Warum entflohen Sie von Ihrem Herrn? War er hart gegen Sie?“ — „Nein,“ antwortete sie, „man hat mich immer gut behandelt. Aber ich floh, weil man mir meine Menschenrechte nicht einräumen wollte. Ich durfte nie Etwas lernen, weder lesen noch schreiben.“ — Man bemerkte bei ihr die Wißbegierde der weißen Race. „Wie ist's,“ sagte Jemand in der Gesellschaft zu dem Neger, „man behaup-

tet, es sei nicht wahr, was die Abolitionisten von der Behandlung der Sklaven sagen, daß sie oft gepeitscht und übel zugerichtet werden. Reisende, die aus dem Norden kamen und sich lange in den südlichen Pflanzungen aufhielten, haben nie so Etwas gesehen.“ William lächelte und sagte mit feinem Ausdruck: „Man gibt auch den Kindern in Gegenwart der Gäste die Ruthe nicht, sondern nur, wenn diese es nicht sehen.“ Diese ehemaligen Sklaven beklagten sich beide nicht über ihre Herren. Und ich, obschon ich, wie jeder denkende Christ, die Sklaverei als System und Einrichtung verdammen muß, ich warte mit einem Urtheil über amerikanische Sklavenbesitzer und die Sklaverei in Amerika, bis ich die Sache in der Nähe gesehen habe. Ich bin aus Erfahrung mißtrauisch gegen den Parteigeist und seine Blindheit, und wo ich diese wirksam sehe, kann ich nicht mit einstimmen, sondern fühle mich zum Widerspruch geneigt. Ich will wenigstens das Für und Wider in der Frage sehen und hören. Gerechtigkeit und Billigkeit vor Allem!

Zwei Abende war ich im Theater und sah Miß Charlotte Cushman, die angesehenste Schauspielerin der Vereinigten Staaten, in zwei Rollen, worin sie hier und in England großes Aufsehen gemacht hat, nämlich als Meg Merrilies und als Lady Macbeth. Miß Cushman hatte gleich bei meiner Ankunft in New-York an mich geschrieben und sich freundltch erboten, mir in Allem, was sie könnte, nützlich zu sein. Hier in Boston stellte sie mir eine Theaterloge zur Verfügung, was mir recht angenehm war, da ich auch meine Freunde dahin einladen konnte. Miß Cushman ist eine tüchtige Schauspielerin, die viel Energie, aber zu wenig weibliche Anmuth und zu wenig Farbe in ihrem Spiel, besonders zu wenig Milde besitzt. Dies gilt hauptsächlich von ihrer Meg Merrilies, die eine entsetzliche Schöpfung ist. Miß Cushman hat in ihr blos die Hexe, blos das

Schreckliche in der Natur dargestellt. Aber auch die schrecklichste Natur hat Augenblicke und Züge der Schönheit; es gibt da Sonne, Ruhe, Thau, Vogelsang. Ihre Meg Merrilies ist eine wilde Klippe im Meer, beständig von Stürmen umbraust und mit Wolken und Wellen kämpfend. Als Lady Macbeth war sie auch zu hart und männlich. Blos in der Nachtscene erschien sie mir schön, und den ängstlichen klagenden Ton, den sie ausstößt, als sie das Blut nicht von ihren Händen abwaschen kann, den werde ich nie vergessen. Er ging mir durch Mark und Bein, nnd ich höre ihn noch, ich höre ihn immer in trüben Stunden und Erscheinungen. Persönlich gefiel mir Miß Cushman sehr gut. Man sieht in ihr deutlich eine ehrliche, kräftige Seele, die das Leben und ihren Beruf ernst auffaßt. Sie hat sich durch große Schwierigkeiten ihren Weg zu dem Platze gebahnt, den sie jetzt in der allgemeinen Anerkennung und Achtung einnimmt. Sie gehört einer alten puritanischen Familie an und hat, nachdem ihr Vater in unglückliche Umstände gerathen war, durch ihr Talent ihre Mutter und ihre jüngeren Geschwister unterhalten. Sie sieht im Zimmer beinahe besser aus als auf der Bühne; die ehrlichen blauen Augen, die verständige Stirne und der offene, redliche Ausdruck in ihrem ganzen Wesen und Gespräch, alles das macht, daß man sehr gerne um sie ist.

Viel erwärmendes Wohlwollen wurde mir in Boston zu Theil, so viel daß ich gar nicht Alles erzählen kann. Ach an Wärme fehlt es hier nicht, mein gutes Agathchen, und das jugendliche Gemüth der Bevölkerung macht, daß man dieß sehr deutlich empfindet. Aber das Unglück ist, daß man blos eine einzige Person gegen viele ist, und daß die Kräfte und die Launen nicht ausreichen, um mit all diesem Wohlwollen zu kämpfen, das sich doch so schön empfindet. Meine einzigen ruhigen Stunden in Boston waren die, wo ich zu Wagen in

den Straßen umherrollte, um Anstalten zu besehen oder Besuche zu machen. Gleichwohl waren diese Tage durch allerlei Dinge angenehm, besonders durch den Umgang mit meinen liebenswürdigen Freunden Springs. Auch sie erfreuten sich ihrer und waren vergnügt. Angenehme Dinge und angenehme Menschen kamen täglich und stündlich; neue Pläne zu neuen Vergnügungen, und von Tag zu Tag verschoben Springs ihre Rückreise nach New-York und ich meinen Abschied von ihnen. Meine kleine Aerztin Miß Hunt machte alle Tage Jagd auf mich, um mich in ihre Wohnung zu bekommen. Lowells kamen, um mich nach Cambridge abzuholen; aber wir, ich und meine Freunde, waren unverbesserlich, wir trotzten allen Grundsätzen persönlichen Worthaltens und üblicher Ordentlichkeit, und hatten just in Munterkeit und unschuldigem Uebermuth beschlossen in unserer Grundsatzlosigkeit fertzufahren und noch ein Paar Tage in lustigem Sichgehenlassen in Boston zusammenzubleiben, als zwei telegraphische Depeschen hintereinander, die erste an Markus, die zweite an Rebekka ankamen mit den Worten: Euer kleines Kind ist sehr krank. Jetzt war es mit allem Vergnügen aus. Rebekka schwamm in Thränen der Angst; Markus traf mit Kummer in seinem guten Gesichte sogleich alle Anstalten zur Abreise, und zum guten Glück konnten sie schon ein Paar Stunden später mit der Eisenbahn abziehen und am nächsten Morgen früh in ihrer Wohnung Rosenhütte anlangen, wo Rebekka ihren kleinen Jungen todt zu finden fürchtete. In derselben Stunde, wo sie abreisten, wurde ich von dem schwedischen Consul Benzon in sein Haus abgeholt. Er und Markus und Rebekka hatten dieß meinetwegen so veranstaltet. Ich konnte nicht ohne Thränen von ihnen scheiden. Ich hatte mich mit ihnen glücklich gefühlt; sie sind so vortreffliche Menschen und ich hegte jetzt so inniges Bedauern mit ihnen, obschon es unmöglich ist, einen

Kummer schöner zu nehmen, als sie thaten. Und dann sind sie so unbeschreiblich gut gegen mich gewesen! Ich vermag nicht ohne Rührung daran zu denken und kann es in Briefen gar nicht beschreiben. Zum Schluß mußte ich mit ihnen streiten, aber vergebens, um meinen Aufenthalt in Boston bezahlen zu dürfen. Sie behaupteten, ich sei ihr Gast, und ich durfte nicht das Geringste an dem theuern und prächtigen Leben bezahlen, das ich diese Tage in Revere House geführt hatte. Und die Art, wie sie mir diese Artigkeit erwiesen, als eine Ehre und Artigkeit, die ich ihnen selbst anthue — ich habe nie so etwas gesehen.

Ich nahm es beinahe als ausgemacht an, daß Springs ihren kleinen Jungen todt antreffen würden, so heftig sollen die Zuckungen in Folge des Zahnens gewesen sein, von denen er befallen war, und Rebekka erwartete an der Thüre ihres Hauses die Worte hören zu müssen: Er ist nicht mehr hier, er ist erstanden! Aber einen Tag nach ihrer Abreise kam eine gedruckte telegraphische Depesche mit den Worten: „Liebe Freunde, freut Euch mit uns, Baby ist besser; die Gefahr beinahe vorüber. Markus.“ Wie herzlich mich das freute!

Abends war ich mit Benzon und Bergfalk, sowie mit einem jungen Mr. King, einem lebhaften hübschen Mann und Freund von Springs, in einem Concert, das die Musikgesellschaft gab, und zwar war ich da auf Grund eines Billets, das mich und meine Freunde einlud, diesen Concerten den Winter über unentgeltlich anzuwohnen. Und ich hörte da Beethovens vierte Symphonie, vortrefflich ausgeführt von einem zahlreichen Orchester. Das zweite Adagio darin ergriff mich mit seltsamer Gewalt. Ach, wer hat diesen Mann gelehrt, das innerste Leben des Herzens so zu verstehen, sein Emporstreben, sein Sinken und Wiederauferstehen, seinen endlichen Kampf, seine Anstrengung und seinen Sieg! Nie hat eine Instrumentalmusik einen tiefern

Eindruck auf mich gemacht, als dieses herrliche Adagio. Seine Töne waren für mich wie die Geschichte meiner eigenen Seele.

Am Sonntag war ich wieder in Mr. Parker's Predigt. Er sprach kräftig und unumwunden sein Glaubensbekenntniß aus, und ich freute mich über seine Aufrichtigkeit und seinen Muth, obschon ich mich über das Glaubensbekenntniß nicht freuen konnte, das eine sehr unverständige Auffassung der christlichen Offenbarung war und in Christus blos einen menschlichen Morallehrer, aber als solchen das Ideal und Vorbild der Menschheit erkannte. Parker gehört der unitarischen Sekte und zwar derjenigen Fraktion derselben an, welche die Wunder und alles Wunderbare in der heiligen Geschichte läugnet. Wirklich anstößig für mich war Parkers Behauptung, daß Christus selbst kein anderes Verhältniß zu Gott in Anspruch nehme, als dasjenige, das allen Menschen angehöre, daß er in der Geschichte blos als ein bescheidner junger Mann aus Galiläa dastehe. Wie kann ein wahrheitsliebender Mann die heilige Geschichte und Aussprüche wie folgende: „Wer mich siehet, der siehet Gott! Der Vater ist in mir und ich in ihm“ — und: „Mir ist verliehen alle Macht im Himmel und auf Erden“ — und mehrere ähnliche lesen und dennoch mit einer solchen Behauptung kommen?

Nach der Predigt kamen einige mir unbekannte Frauenzimmer freundlich und eifrig auf mich zu, nahmen mich bei der Hand, hießen mich willkommen und sagten: „Hoffentlich sind Sie befriedigt“ u. s. w. Ich aber antwortete: „Ganz und gar nicht,“ und lehnte es ab, mit dem Prediger bekannt gemacht zu werden; ohnehin finde ich den hier üblichen Brauch, in der Kirche gleich nach dem Gottesdienst gegenseitige Vorstellungen zu machen und Gespräche anzuknüpfen, sehr lästig und nicht an seinem Platz.

Nachmittags las Benzon Mr. King, Bergfalk und mir einen „Versuch über den amerikanischen Geist“ von einem Mr. Whipple vor, eine lebhafte und nicht ohne Genie geschriebene Abhandlung mit großen Ideen. Man sprach viel von der Schrift und auch uns gab sie viel zu reden. Abends hatte ich einen Besuch von Mr. Parker. Ich liebe allen Muth und alle rückhaltslose Aeußerung von Ansichten und Ueberzeugungen so sehr, daß ich Parker die Hand reichte und ihm aufrichtig für seine Aufrichtigkeit dankte. Aber ich sagte ihm auch offen meine Einwendungen gegen seine Christologie und wir führten eine lange, aber ganz ruhige Controverse mit einander. Ich fand Parker unendlich angenehm in der Unterhaltung, er hörte mild, ernst und herzlich alles an. Ich erklärte ihm auch meine Einwürfe gegen den unitarischen Standpunkt im Allgemeinen, weil von diesem aus viele der größten und wichtigsten Fragen über Gott, die Menschheit und das Leben ungelöst bleiben und nie gelöst werden können. Parker hörte mich sehr freundlich und ernst an und gab auch Mehreres zu, unter Anderem die Möglichkeit von Wundern, wenn man sie blos als die Wirkung einer Kraft betrachte, die nicht außer, sondern in der Natur liege — die Natur im großen Maßstabe genommen. Parker hat einen Sokrateskopf, ein reines und stark moralisches Gemüth. Er ist gleich Waldo Emerson entzückt von dem sittlichen Ideal, er hält es mit kräftigen lebendigen Worten den Menschen vor und will dadurch eine höhere Liebe für Wahrheit und Recht in ihrer Brust erwecken. Aber als Theolog ist Parker nicht stark und spricht nicht gut von dem Höchsten und Herrlichsten in den Lehren der Offenbarung, denn er versteht das nicht. In seiner Polemik gegen die versteinerte Orthodoxie, die versteinerte Kirche ist er oft glücklich und wahr. Aber ich glaube, daß man von ihm dasselbe sagen kann, was Jemand von einem

größere Mann, nämlich Luther, gesagt hat: „il a bien critiqué, mais pauvrement doctriné.“ (Er hat gut kritisirt, aber selbst eine armselige Lehre aufgestellt). Aber Parker forscht mit Ernst und sagt seine Gedanken ehrlich heraus, und das ist immer ein großes Verdienst. Mehr kann man von einem Menschen kaum verlangen. Dabei soll er sehr gut sein, viel Gutes thun und ich glaube das nach seinen warmen schönen Augen. Der Mann gefiel mir.

Am folgenden Tag wurde ich von Benzon nach Cambridge geführt zu Lowells, deren Haus mir eigentlich durch Downing geöffnet worden ist, welcher an Lowell geschrieben hat, wie sehr seine Poesien mir gefielen.

Hier bin ich jetzt eine Woche gewesen und dürfte noch eine Woche dableiben, denn man will mich durchaus behalten, und ich will auch gerne bleiben, weil ich mich in diesem guten angenehmen Hause ungemein wohl befinde.

Das Haus und die kleinen Besitzungen um dasselbe gehören dem Vater des Dichters, dem alten Doctor Lowell, einem schönen, allgemein verehrten und geliebten Greis und dem ältesten Geistlichen in Massachusetts. Er hat alle Bäume um das Haus her gepflanzt und es befinden sich daruuter viele nordische Tannen. Um den ehrwürdigen alten Herrn versammelt sich die Familie alle Tage zum Morgen- und Abendgebet, und er ist es, der jede Mahlzeit segnet. Seine stets improvisirten Gebete sind voll von wahrem und innigem Leben, und ich empfinde sie wie einen lieblich erfrischenden Thau über meinem Haupte und stehe selten trockenen Auges von ihnen auf. Bei ihm wohnt sein jüngster Sohn, der Dichter mit seiner Gattin, ein so schönes und glückliches junges Paar, wie man sich nur eines denken kann. Er ist voll von Leben und jugendlichem Feuer; sie ist mild und fein und weiß, wie eine

Lilie, eine der lieblichsten Frauen, die ich noch in diesem Lande gesehen habe, denn ihre Schönheit ist voll von Seele und Anmuth, und so ist Alles, was sie thut und sagt. Die zwei jungen Gatten gehören zu denjenigen Menschen, von denen man gewiß ist, daß man nicht eine Stunde, ja nicht eine halbe Stunde mit ihnen uneins sein könnte. Sie ist gleich ihm eine poetische Natur und hat auch, aber anonym, einige Gedichte geschrieben, die sich durch tiefes und feines Gefühl, das eigentlich mütterliche Gefühl, auszeichnen. Sonderbar genug bemerke ich bei ihm nicht den tiefen und ernsten Geist, der mich in mehreren seiner Poesien bezaubert hat. Er scheint mir vorzugsweise glänzend, witzig, heiter, besonders Abends, wo er das hat, was er sein Abendfieber nennt, und seine Rede ist wie ein unaufhörliches Feuerwerk. Ich finde ihn sehr angenehm und liebenswürdig. Er soll unter den jungen Männern viele Freunde haben. Von seinen Poesien haben die satyrischen und witzigen am meisten Popularität gewonnen, so z. B. seine Fabel „für Kritiker", worin er sich auf gutmüthige Weise über Schriftsteller und Schriftstellerinnen Neuenglands lustig macht (nur eine von ihnen, Miß M. Fuller, ist scharf mitgenommen). So haben auch seine politischen und satyrischen periodischen Schriften viel Glück gemacht.

Zu seinen Verdiensten zähle ich, daß er von seinem Weibchen ganz bezaubert ist, denn das bin ich selbst auch. Es ist eine Spur von Schönheit und Geschmack in allem, was sie mit dem Geist oder Körper berührt, und überall verschönt sie das Leben. Unter den hübschen Sachen, die sie im Hause um sich her schafft, habe ich ein kleines Bassin voll von niedlichen Steinen und Schnecken bemerkt, die sie selbst gesammelt hat; sie liegen glänzend in kristallhellem Wasser; rund umher sind Zacken von Korallen. Nur Schade, daß diese liebliche junge Frau eine schwache Brust zu

haben scheint. Ihre schwache, sanfte Stimme zeugt dafür. Zwei schöne kleine Mädchen, Mabel und Rosa (letztere noch an der Mutter Brust), und eine ältere Schwester des Dichters, eine von den guten sorgsamen Seelen, bilden den übrigen Theil der Familie im Hause. Der heimliche Kummer darin ist die Frau des alten Vaters, die Mutter des Dichters, die in stillem Wahnsinn in ihrem Zimmer eingeschlossen lebt und für Fremde unsichtbar ist.

Ich habe hier einige Herren von der Universität gesehen, die mich interessirten, unter ihnen Mr. Evenett, einen Mann von vieler Gelehrsamkeit und feiner Weltbildung, vormals Botschafter am großbritannischen Hofe; ferner den schweizerischen Professor und Naturforscher Agassiz, einen Mann von äußerst angenehmem Wesen und Umgang, und der hier seine Braut, eine hochgewachsene, blonde junge Amerikanerin, vorstellte. Endlich einen Professor der Astronomie, Holmes, glaube ich, heißt er, mit einem schönen ernsten Christuskopfe und zwei hübschen Töchtern. Ich habe auch einige Besuche gemacht.

Das Tagesgespräch ist der Mord, welchen der Chemieprofessor Webster an dem Professor Parkman verübt haben soll. Man spricht für und wider. Ein Freund des Angeklagten, ein achtungswerther Richter, F., sagte, er sei vollkommen von seiner Unschuld überzeugt. So auch eine hübsche und kluge Mrs. Ferrars, die ihn viel gesehen hat, und zuletzt noch ein paar Tage nach dem begangenen Morde, wo er den Abend bei ihr zubrachte, Whist spielte und ganz besonders heiter und angenehm war. Der junge Lowell dagegen glaubt Webster schuldig, und schließt das aus verschiedenen Dingen, die er von seinen Jugendgefährten über seinen Charakter und seine Antecedenzien gehört hat. Er soll lange über seine Mittel gelebt haben und die Ursache zum Mord war eine kleine

Geldsumme, ein paar Hundert Dollars, die er von Professor Parkman entlehnt hatte, der ihm keine Ruhe ließ, bis er sie zurückbezahlt hatte. Dieser Parkman soll ein ganz besonderer Mann gewesen sein. Trotz seines Reichthums konnte er arme Leute, denen er Geld geliehen, auf's Aeußerste verfolgen und quälen, bis sie ordentlich das Capital zurück oder die Zinsen bezahlt hatten. Dagegen konnte er am andern Tag diesen Leuten das Geld als Geschenk oder unter irgend einem Vorwand zuschicken, aber niemals als von ihm selbst, sondern als von einem andern kommend. Vor den Menschen wollte er als die schonungslose Gerechtigkeit erscheinen. So soll er Webster eine Zeit lang verfolgt haben, bis dieser ihn, unter dem Vorwand sein Geschäft mit ihm abzumachen, in das chemische Laboratorium in Boston verlockte, wo er sich seiner entledigte; auf welche Art weiß man noch nicht. Man hat blos Ueberbleibsel des Leichnams entdeckt, die Webster theils zu verbrennen, theils zu verbergen suchte. Webster läugnet die That hartnäckig, hat aber im Gefängniß einen Versuch gemacht sich zu vergiften, was den Verdacht gegen ihn verstärkt.

Am Ende der nächsten Woche verlasse ich Lowells und bleibe ein paar Tage bei meiner lieben Doctorin, die mir früher weder Rast noch Ruhe gönnte; dann bleibe ich in Benzons Haus vermuthlich bis ich Boston verlasse. Benzon hat so mit Rebekka Spring gesprochen, daß sie mich dazu überredet hat, und so wie sie die Sache vor- und angestellt haben, ist es mir gut und angenehm. Benzon ist unverheirathet, aber da die Frau seines Associé, Mrs. King, seinem Hauswesen vorsteht, so kann ich ohne Bedenken da sein, und kann mich auch, da Benzon zu Anfang Januars nach Europa reisen wird, bei ihr einakkordiren. Dieß ist für mich höchst angenehm, auch vom ökonomischen Gesichtspunkte aus betrachtet. Benzon ist ein sehr guter

Mann von edlem Gemüth und feiner Bildung; fein und zartfühlend in seinem Benehmen, so daß man von ihm eine solche Artigkeit gern annehmen und sich dabei an seinem Umgang erfreuen kann. Ich werde überdieß in seinem Hause freier und ruhiger sein, als ich in irgend einem andern, das ich kenne, oder in irgend einem von denen, die sich mir freundlich geöffnet haben, sein könnte. Denn dort müßte ich Gesellschaftspflichten erfüllen, die ich hier nicht habe. Und ich glaube, daß es gar nicht besser um mich bestellt sein könnte, als es jetzt ist.

Den 18. Dezember.

Guten Morgen, meine liebe Agathe, an diesem hellen, etwas windigen und kalten Tag. Ich sah die Sonne heute früh aufgehen und durch die Zweige vor dem Fenster in mein Bett hereinleuchten. Und Schweden und meine Lieben kamen mir ganz nahe im Sonnengruß durch die Zweige, und ich grüßte die neue Sonne für sie wie für mich, und grüßte diese neue Welt, die mir so viel Anregendes und Interessantes gegeben hat nnd täglich giebt. Ich habe jetzt in Cambridge einige stille Tage verlebt, die ruhigsten, die ich hatte, seit ich in dieses Land kam, und habe blos Abends Besuche angenommen und Gesellschaft gesehen. Bergfalk ist jetzt auch in Cambridge und fühlt sich glücklich in Gesellschaft einer Bibliothek von 40,000 Bänden nebst verschiedenen Rechtsgelehrten, die ihn mit Freundschaft umfassen. Mit ihm und seinem jungen Wirth besah ich dieser Tage die Universitäts-Gebäude und die Bibliothek. In der letzteren fand ich zu meiner Ueberraschung eine Rubrik, worin die schwedische Literatur uicht schlecht vertreten war. Dieß ist das Verdienst des Dichters und Professors Longfellow, der selbst in Schweden gereist ist, diese Bücher hierher-

geschafft und überdieß selbst verschiedenes über Schweden geschrieben, wie auch mehreres von Tegner's Gedichten übersetzt hat. Ich sah unter den schwedischen Büchern auch die Eddas. Bergfalk ergriff das westgothische Gesetzbuch, das er wie einen alten guten Freund behandelte, und zeigte unsern Begleitern Beispiele der Alliteration, die in früheren Zeiten in der Schrift unserer Väter so gebräuchlich war, und von welcher diese Herrn miteinander gesprochen hatten. Audebon's großes Werk über Amerikas Vögel, ein wahres Prachtwerk und dabei ein wirklich geniales Buch, habe ich auch in der Bibliothek gesehen.

Zu den Besuchen, die mich interessirten, gehört der von einer Mrs. Russel und ihrer Tochter Ida. Ida ist in Schweden geboren, wo ihr Vater vor vielen Jahren Geschäftsträger war; sie kam noch als Kind aus dem Lande, hat aber Schweden und die Schweden lieb behalten. Sie ist eine schöne, anmuthsvolle junge Dame. Ihre Mutter sieht aus, wie die Güte selbst. „Ich kann Ihnen nicht viel Vergnügen versprechen," sagte sie (sie hatten mir ihre Wohnung angeboten), „aber ich will Sie verpflegen" (I will nurse you). Ich mußte sie für ihre gute, mütterliche Absicht umarmen; aber ach! was mir Noth thut, das ist nicht, daß ich beständig von Haus zu Haus herumflattere, sondern daß ich einige Zeit Ruhe bekomme. Ich versprach jedoch, auf Weihnachten zu ihnen zu kommen (sie wohnen einige Meilen jenseits Boston auf dem Lande), und sie wollen dann ein nordisches Fest ver anstalten mit Weihnachtsbäumen, Weihnachtslichter und Weihnachtsgeschenken. Ich merke schon, es soll ein großes Spektakel werden. Aber mehr als alle Weihnachtslichter und Weihnachtsgeschenke bedarf ich — ein wenig Ruhe.

Den 23.

In dieser Woche habe ich mehreren Diners angewohnt. Das erste war ein recht gemüthliches Mahl bei Professor Longfellow und seiner schönen, gefälligen Frau, in ihrer schönen Wohnung, in Gesellschaft mit Miß Ch. Cushman und Miß Haze, einer interessanten jungen Engländerin von unabhängigem, edlem Wesen, die mit ihr reist und ihre Freundin ist, Charles Sumner und einigen andern Herrn. Longfellow war ein angenehmer Wirth und traktirte uns mit amerikanischen Weinen, Sherry und Champagner — letzterer nach meinem Dafürhalten besonders gut, aus Catabatrauben bei Cincinnati bereitet. Ferner bei einer angenehmen, gefälligen Mrs. Ferrans, deren Mann ein Märtyrer des Nervenleidens ist, das hier zu Lande manche Märtyrer hat. Ich konnte mich kaum der Thränen enthalten, als ich ihn erblickte; er sah so leidend und so vollkommen geduldig aus, wie er ganz lahm in seinem Schaukelstuhl dasaß. Ferner bei einem Professor Parsens, einem Svedenborgianer, der sich sehr freundlich gegen mich zeigte.

Ferner bin ich bei einer — Biene gewesen, und willst Du wissen, was dieses Geschöpf im Gesellschaftsleben hier bedeutet, so — merk wohl auf. Eine Familie geräth durch Krankheit oder Feuersbrunst in Armuth, die Kinder haben keine Kleider u. s. w. Sogleich treten Frauenzimmer aus dem Bezirk, die sich in guten Verhältnissen befinden, zusammen, vereinigen sich zum Ankauf von Kleiderzeug und versammeln sich dann an einem bestimmten Ort, um die Kleider zu nähen. Eine solche Zusammenkunft nennt man eine Biene. Und jetzt war eine Biene bei Mrs. Spark, der Frau des Präsidenten in Cambridge, um für eine Familie zu arbeiten, die durch eine Feuersbrunst alle ihre Klei-

der verloren hatte. Ich wurde eingeladen dazu zu kommen. Der Bienenkorb war gemütblich, fleißig und munter; er hatte, wenn auch keinen Honig, doch vortreffliche Milch und Kuchen den Arbeitsbienen zu bieten, unter denen ich natürlich Platz nahm, aber ohne großen Lärm zu machen.

Ein lustiger kleiner Professor K., Däne von Geburt und ächter Däne an Naivetät und Redseligkeit, hat uns mehrere Male besucht und belustigt. Er hat sich mit einem polnischen Professor zusammen geschlagen, der ebenso groß und stattlich als der Däne klein und lebhaft ist, und die Beiden sind beständig beisammen, disputiren und peroriren und singen jeder sein Lied auf eine so kontrastirende Art und Weise, daß Maria Lowell und ich neulich einmal Abends laut auflachten. Ein Professor Desor, Schweizer und Naturforscher wie Agassiz, hat mich durch seine naturgeschichtlichen Anekdoten und seine freundliche Aufmerksamkeit interessirt.

Abends spät, wenn ich und meine jungen Freunde allein sind, lesen wir einander vor — Maria liest die Poesien ihres Mannes bezaubernd schön — oder ich erzähle ihnen Stücke aus Romanen und Liebes- oder auch Gespenstergeschichten aus Schweden, oder ich ersuche sie mir solche zu erzählen. Das thue ich gewöhnlich, so bald ich mich in einem Haus recht eingewohnt habe. Aber die neue Welt ist zu jung und hat zu wenig alte Häuser und alten Schutt, als daß Gespenster da fortkommen könnten, und die Liebesgeschichten scheinen nicht merkwürdig genug zu sein, um historisch zu werden, außer in den Häusern und Herzen, wo sie im Stillen leben. Aber jedes Haus, worin ich eine Zeit lang gelebt habe, gibt mir dennoch seine Liebesgeschichte als seine beste Blume, bevor ich es verlasse, und das freut mich immer sehr, und ich bewundere die Mannichfaltigkeit der Kniffe, die der blinde (oder auch hell-

sehende) Gott anwendet, um aus Zweien Eins zu machen.

Ich gehe täglich aus, entweder mit meinen jungen Freunden oder allein. Mit ihnen besah ich dieser Tage Mount-Auburn, Bostons großen Begräbnißplatz, eine romantische, parkartige Gegend mit Höhen und Thälern und schönen Bäumen. Die Ulmen scheinen die Lieblingsbäume von Massachusetts zu sein. Ich habe nirgends so große und schöne Ulmen gesehen wie hier. Palmartig schießen sie mit riesenartigen Stämmen in die Höhe und breiten so ihre Kronen aus, indem sie ihre Zweige auf die weichste, graziöseste Art herabbeugen. In diesen jetzt laublosen Zweigen sehe ich oft wohlgebaute Vogelnestchen hängen, die mit ihnen im Winde umherschwanken. Es ist da ein sehr hübscher kleiner Vogel Namens Oriole, der so sein Nest zur Wiege für seine Jungen baut, und sein Gesang soll sehr lieblich sein. So hat er in den Zweigen einer ungeheuren Ulme in Cambridge gebaut, welche die Washingtonsulme heißt.

Das Wetter ist meistens schön und sonnig, und die Farbe des Himmels ist von einer wunderbaren Klarheit und Kraft. Ihre Helle und Durchsichtigkeit entzückt mich, und so bezauberte mich das Wetter gestern; es war wie ein Frühlingstag. Ich gehe oft in einer Gegend spazieren, wo der Weg bald aufhört, die Aussicht aber sich weit über grasbewachsene Felder hindehnt; rundum steht am Horizont entlang Tannenwald, und überall, nah und fern, kommen kleine Gruppen von weißen Häusern und Kirchen zum Vorschein. Das Gras ist jetzt verwelkt und gelb, aber wenn der Wind darüber fährt, so führt er einen gewissen wundersam lieblichen Wohlgeruch mit sich, der eigenthümlich auf mich wirkt. Holde, rührende Erinnerungen, geliebte Gesichter, Blicke und Stimmen kommen darin zu mir, tausend Gefühle, Gedanken und Ahnungen; das Leben

wird zu voll, das Herz übervoll und — meine Augenquellen fließen über. Wie dem sein mag, ich fühle mich weniger stark als früher, und oft habe ich ein Gefühl von Fieber. Ich bedarf der Ruhe. Das sagen auch Viele; aber nicht Viele gönnen mir sie. Will sehen, will sehen, ob ich nach Miltonhill (zu Russels) fahren und die Weihnachten feiern kann. Ich möchte es gern, ich habe es auch im Sinn, aber! . . .

Den 25. Dezember.

Ach nein! Es wurde Nichts aus dieser Fahrt. Ich hatte bereits meinen Koffer zu packen begonnen, aber es wollte nicht gehen und der Muth entsank mir. Ich schickte Russel meinen Gegenbefehl durch einen jungen Herrn, der zum Fest fahren sollte, und so konnte ich den Weihnachtsabend ganz allein mit Maria Lowell zubringen. Ich nähte, sie las mir aus der just an diesem Tag erschienenen neuen Arbeit Lowells vor; so sprachen wir still und innig aus offenen Herzen und Seelen, so wie man nur im Himmel sprechen kann. Es war ein lieblicher, stiller Abend. Die ganze übrige Familie befand sich bei einem Familienschmaus in Boston. Im vorigen Jahr brachte ich den Weihnachtsabend in Dänemark zu, bei der schönen und guten Königin Karoline Amalie; das Jahr vorher mit dir in Arsta, mit Weihnachtsbäumen und Traktament und Tanz für unsre Landeskinder — eine lustige Genossenschaft! — Sodann am Morgen im Frühgottesdienst. Und jetzt, diesen Abend in einem andern Welttheil, allein mit dieser lieblichen jungen Frau — welch wechselreiche Lebensbilder!

Morgen werde ich dieses Haus und Cambridge verlassen. Ich habe mehrere Häuser in der Gegend besucht; alle sind sich gleich in Einrichtung, Sauberkeit, Ordnung und Comfort; bei einigen ist etwas mehr,

bei andern etwas weniger Schönheit, das ist der Hauptunterschied. Longfellows Haus gehört zu den schönsten und künstlerisch interessantesten, die ich hier gesehen habe. Einen schönen Schmuck habe ich oft in den Häusern hier, wie auch in den andern kleinen Häusern Neuenglands, die ich besuchte, gesehen, nemlich große Bukette, wahre Riesenbukette von den schönen Graswächsen des Landes, die, nach diesen Exemplaren zu urtheilen, gleichfalls der Riesennatur angehören. Diese prangen als Zierpflanzen in Vasen im Salon und sind auch an andern Orten angebracht. Man sieht oft kleine Kolibri – leider nicht lebendig — unter den Gräsern flatternd. Auch habe ich Gruppen von schönen Vögeln und Schnecken des Landes die Zimmer schmücken gesehen, und finde das sinnreich und im besten Geschmack. Auch wir in Schweden könnten solche Dinge haben, wenn wir näher betrachten wollten, was der liebe Gott in seiner Gnade uns geschenkt hat.

Ich kann Dir gar nicht sagen, wie freundlich Lowells gegen mich gewesen sind und noch sind; ich habe ihre Bilder in meinem Album und in meinem Herzen, und Du wirst sie an beiden Orten sehen.

Jetzt muß ich Dir Lebewohl sagen und ich küsse Dich und Mama im Geiste. Ich meine immer euch beiden zugleich zu schreiben. Und meine Lieben, möchte ich bald gute Nachrichten von euch erhalten! Das wird das beste Weihnachtsgeschenk sein, das ich bekommen kann.

Fast hätte ich vergessen — und das wäre nicht recht gewesen — Dir von dem Besuch zu erzählen, den mir an einem dieser Abende der Quäcker und Dichter Whittier machte, eine der reinsten und begabtesten Dichternaturen der nördlichen Staaten, glühend für Freiheit, Wahrheit und Recht, dafür kämpfend in seinen Gesängen und gegen ihre Feinde im Staatsleben der neuen Welt — einer jener Puritaner, die mit dem Unrecht, in wel-

cher Form es immer erscheinen mag, keine Umstände machen und keinen Vergleich eingehen wollen. Er ist eine schlanke, hohe Gestalt, hat einen schönen Kopf, feine Züge, schwarze Augen voll Feuer, dunkle Farbe, ein freundliches Lächeln, ein lebhaftes Wesen. Aber Geist und Seele haben die Saiten der Nerven überspannt und zehren an dem Körper. Er gehört zu den Naturen, die fest und freudig dem Richtblock entgegengehen würden als Märtyrer einer großen Sache, die sich aber in einer guten Gesellschaft nicht heimlich fühlen, sondern aussehen, als wollten sie jeden Augenblick nach der Thüre springen. Er lebt mit seiner Mutter und Schwester in einem ländlichen Hause, wohin ich zu kommen versprochen habe. Ich fühle, daß ich mich bei W. wohl befinde, und daß er bei mir zur Ruhe kommen könnte. Ich weiß aus eigener Erfahrung, was diese durch übermäßige Anstrengung des Hirns verursachte nervöse Scheu besagen will, und wie Personen, die daran leiden, behandelt werden müssen.

Etwas Botanik habe ich hier auch gesprochen mit dem ausgezeichneten Professor der Botanik Asa Gray, welcher kam und mir einen duftenden Veilchenstrauß schenkte. Deßgleichen verehrte er mir aus seinem Herbarium einige Exemplare der amerikanischen Linnaea borealis, die unserer schwedischen gleicht, aber bedeutend kleiner ist und etwas verschiedene Blätter hat. Ich dachte, ich würde hier zu Lande so viel botanisiren; aber — ich weiß nicht, wie es geht.

Der artige Downing schenkte mir dieser Tage einen großen Korb, einen wahren Riesenkorb voll der allerprächtigsten Aepfel, die ebenso zierlich als gut sind, und ich hatte die Freude, meine jungen Freunde damit traktiren zu können. Downings und Springs sind ganz unvergleichlich gegen mich gewesen und sind es noch immer.

Unter meine Curiosa aus Cambridge rechne ich

auch die Einladung, die ich eines Abends erhielt, auszugehen und in Gesellschaft mit Adam und Eva im Paradies zu spazieren. Der Herr, der diese Einladung, zuerst schriftlich und dann mündlich, an mich richtete (ich glaube, er zeigt eine Art von Wachsfigurenkabinet) gab mir zu verstehen, daß verschiedene Herrn von der Akademie bei dieser Gelegenheit sich einfinden würden, um im Paradies, in Gesellschaft mit Adam und Eva, meine Bekanntschaft zu machen. Du erräthst wohl, was ich antwortete. Schöne Gesellschaft!

Schließlich muß ich Dir wohl auch ein Paar Wörtchen von Cambridge sagen. Es ist ein anmuthiges Städtchen mit kleinen weißen Häusern *), kleinen Höfen und Gärten, und schönen hohen Bäumen — ordentlich, zierlich, aber einförmig. In die Länge könnte ich wohl in Versuchung gerathen, hier zu singen:

Stets ein und dasselbe versauert das Leben,
Der Wechsel allein nur kann Lieblichkeit geben.

Die Universität wird von ungefähr 500 Studirenden jährlich besucht. Sie ist von einem Unitarier angelegt und dotirt, und soll der unitarischen Kirche in die Hände arbeiten. Die Naturwissenschaften werden hier viel studirt. Aber jetzt sagt man, das Beispiel des Chemieprofessors Webster beweise, daß sie zur Seligkeit nicht genügen. Seine Mordgeschichte ist fortwährend das allgemeine Tagesgespräch, und immer

*) Auch hier hat man mir mehrere sehr schöne Häuser gezeigt, wovon das eine einem Maurer, das andere einem Schneider, das dritte einem Zimmermann gehört, so allgemein scheint hier die grobe Arbeit zu Ehre und Haus zu führen.

mehr häufen sich die Beweise für seine Schuld. Aber er leugnet beharrlich. Das Ereigniß ist in dieser Gesellschaftssphäre ganz beispiellos und erscheint Jedermann beinahe unglaublich.

Achter Brief.

Boston, den 1. Januar 1850.

Ein glückseliges neues Jahr allen Lieben daheim!

Dank, theuerstes Kind, für Deinen Brief. Er war mir eine herzliche Freude und Erquickung; denn wenn auch das Eine und Andere seine unerfreulichen Schatten hatte, so fühlte ich doch einen frischen Gruß durch den Brief wehen, der mir sagte, daß Du an Seele und Leib gesund bist. Und wie angenehm, Dich ausgehen und bei den Verwandten rechts und links zu Gast essen zu sehen! Und dann all diese Kleinigkeiten daheim (dieser neue Bediente z. B., der so beharrlich hinter Deinem Stuhl festgenagelt steht und Dir dann aus lauter Ehrfurcht und Eifer die Thüren zu öffnen in den Weg springt) ach! wie lustig so Etwas zu hören und wie spaßhaft es in einer Entfernung von etlichen tausend Meilen aussieht! Daß Mama so munter, Charlotte wieder um so Vieles besser und Hagland mit seiner Wirksamkeit auf dem Lande so zufrieden ist, das alles freut mich von ganzem Herzen.

Ich schreibe Dir jetzt wieder in Benzons Haus, in einem kleinen schönen Salon sitzend, der mit grünem Sammt möblirt und mit schönen Gemälden und Kupferstichen an den Wänden geschmückt ist, und ich kann Dir gar nicht sagen, wie froh ich bin, daß ich hier wieder auf einige Zeit (wenigstens auf einen Mo-

nat) Frieden habe, denn ich bedarf der Ruhe für Seele und Leib, und ich könnte unmöglich mehr Ruhe, Freiheit und Komfort finden, als ich hier habe. Ich war eine Zeit lang nicht ganz wohl; das ewige Umherziehen und Gesellschaftsleben mit seinen unaufhörlichen Anforderungen an die körperlichen und geistigen Kräfte war mir viel zu viel, und ich war nahe daran, Schlaf und Seelengesundheit zu verlieren. Aber Gott sei Dank! beides wird jetzt nach mehrtägiger Ruhe und dem Gebrauch einer Art von Chinadekokt, was mir meine liebe Doctorin gegeben hat, mit Riesenschritten zurückkehren und — „noch lebt Hakon Jarl!“ Aber anders lebt man hier doch als in Europa. Das Klima und die Nahrung sind anders, und ich glaube nicht, daß diese letztere für das Klima paßt.

Der Abschied von Lowells wurde mir schwer. Sie sind unendlich liebenswürdig, und ich liebe sie wahrhaft schwesterlich. Miß Hunt entführte mich mit Gewalt. Ich hatte keine große Lust sie zu besuchen, aber ich habe weit mehr Freude davon gehabt als ich ahnen konnte. Fürs Erste war es angenehm, diese ganz eigenthümliche Individualität näher kennen zu lernen. Man kann bessere Manieren, mehr Takt u. s. w. haben, unmöglich aber ein besseres Herz, mehr Wärme für Menschenwohl und im Ganzen mehr praktische Tauglichkeit. Sie ist aus einer Quäckerfamilie, und mit dem bestimmten Willen und der Thatkraft, die dem Charakter dieser Sekte angehört, beschloß sie für sich und ihr Geschlecht eine Bahn zu brechen, deren Betretung sie für das Weib wichtig glaubte, und zu der sie sich besonders angezogen fühlte. Sie nahm nebst einer jüngern Schwester Privatunterricht bei einem geschickten und wohlwollenden Arzt, und hat jetzt, nachdem die Schwester sich verheirathet, seit zwölf Jahren als Frauenzimmer- und Kinder-Doctorin praktizirt, sich Vertrauen und Vermögen, wie auch das zwar be-

scheidene, aber recht angenehme Haus, das sie bewohnt, erworben und — wie ich von mehreren Seiten gehört habe — einer Menge Frauenzimmer in Krankheiten und Nöthen ihres Geschlechts Hülfe geleistet. Besonders ist sie den Weibern der gröbern Arbeiterklasse eine Wohlthäterin gewesen und hat auch für sie Vorlesungen über Physiologie gehalten, die von Hunderten besucht wurden. Sie las mir ihre Vorträge vor, und der erste, den ich hörte, die Einleitung, flößte mir eine so hohe Meinung von der guten Doktorin und ihrem Standpunkt ein, daß ich mich recht herzlich darüber freute und jetzt erst vollkommen einsah, wie wichtig es ist, daß auch Weiber sich an der medizinischen Wissenschaft betheiligen. Ihre Ansicht vom menschlichen Körper und seiner Verpflegung war durch und durch religiös, und wenn sie den Weibern ans Herz legte ihre eigenen und ihrer Kinder Leiber zu verpflegen, so that sie dies, weil die Bestimmung derselben eine hohe ist, weil sie Wohnungen der Seelen und ein Tempel Gottes sind. Es war in Allem ein Ernst und eine Einfachheit, eine Klarheit der Darstellung, eine Richtigkeit und Reinheit, die dem höchsten Stil angehört und auf jedes reine Menschenherz, besonders auf jedes Mutterherz wirken muß. Und wenn man bedenkt, wie wichtig die rechte Verpflegung des Weibes und Kindes für das ganze kommende Geschlecht ist, wie viel dabei auf Diät und eine Wartung ankommt, die dem Gebiet und Blick des Arztes entgeht und die nur das Weib recht zu kennen vermag — wer kann da an der Wichtigkeit einer Aerztin zweifeln, bei welcher die Wissenschaft dem natürlichen Scharfblick zu Hülfe kommt, so daß sie befähigt ist die beste Helferin und Rathgeberin für Weiber und Kinder zu werden?

Daß die Weiber einen natürlichen Scharfblick und Talent zum ärztlichen Beruf besitzen, das beweisen zahllose Beispiele aus der Erfahrung aller Zeiten und

Völker. Und es ist Sünde und Schade, daß man bisher eine Entwicklung dieser Gaben durch die Wissenschaft nicht gestatten wollte. Wie viel Gutes könnten nicht z. B. Hebammen, besonders auf dem Lande unter den Bauern, ausrichten, wenn sie mit den Kenntnissen, die man ihnen beibringt, um ein Kind zur Welt zu fördern, auch das nöthige Wissen verbänden, um der Mutter und dem Kind zu einem gesunden Leben zu verhelfen? Aber das hat man versäumt, und man versäumt es noch immer, und diese Versäumniß rächt sich durch Tausende von kränklichen Müttern und kränklichen Kindern. Kommt jetzt dazu, daß der natürlich religiöse Sinn des Weibes und ihre Neigung, das Leben und die Dinge aus einem centralen, heiligenden Gesichtspunkt zu betrachten, sie dazu befähigt auch das Geringste als von diesem Gesichtspunkt aus wichtig anzusehen, daß sie von Natur mütterlichen Instinkt und mütterliche Liebe hat, wie gut paßt sie dann nicht zur Priesterin in dem Tempel, wo das Kind Gott, dem Gott der Gesundheit und Heiligkeit geweiht werden soll! Wie heilig ist nicht ihr Recht, sich dazu einweihen zu lassen!

In alten weisen Zeiten waren die Aerzte auch Priester und wurden zu heiligen Mysterien eingeweiht. Die Nachkommen Aeskulaps waren eine helige Familie und unter ihnen befanden sich auch Frauen. Hygiea, eine der Töchter Aeskulaps, wurde die Göttin der Gesundheit genannt. Aus ihrer Familie stammte Hippokrates. Wir sprechen noch jetzt von Hygiea, aber wir lassen es beim Sprechen bewenden. Sie muß auf die Erde gerufen werden, man muß ihr als Weib und Priesterin Raum und Rechte gestatten, wenn sie der Erde einen neuen Hippokrates schenken soll.

Aber zurück zu meiner kleinen irdischen Doctorin, die gleichwohl nicht ohne diesen himmlischen Funken ist, welcher sie berechtigt, der Familie der Asklepiaden an-

zugehören. Man sieht das an ihrem Blick und hört es auch oft an ihren Worten. Bei ihr sah ich verschiedene emancipirte Damen, solche nämlich, die öffentliche Vorlesungen halten, bei Antisclavereiversammlungen als Rednerinnen auftreten u. s. w. Eine von ihnen frappirte mich durch die pittoreske Schönheit ihrer Gestalt und ihres Kopfes, mit ihrem blassen, edeln Gesicht und dem üppigen goldnen Haar, sowie durch die vollkommene Milde und Lieblichkeit in ihrem ganzen Wesen und ihrer Sprache, verbunden mit mannhafter Kraft des Willens und der Ueberzeugung. Es war Mrs. Pauline Davis von Providence. Sie hat mehrere Jahre lang mit großem Erfolg öffentliche Vorträge über Physiologie gehalten, die von den grobarbeitenden Klassen sehr besucht waren. Sie und meine liebe Doctorin sind innig befreundet. Ich sah auch ihren Mann, Mr. Davis, der ein denkender Mann und mit seiner Frau und ihrer Thätigkeit vollkommen einverstanden zu sein scheint. Ich versprach ihnen einen Besuch in Providence. Ich hörte hier Verschiedenes von der Sekte der Schäker und ihrem Staat; meine kleine Doctorin ist Aerztin in einigen solchen Familien, sie las mir ein paar Briefe von ihrem „Aeltesten" vor, mit schönen frommen Gedanken und Ergießungen, aber von sehr beschränktem Horizont. Ich wurde auch eingeladen, die Schäkerversammlung in der Nähe Bostons, in Haward, zu besuchen, wo medicinische Baumgärten angelegt sind. Ich werde diesen wunderlichen Menschenschlag gerne näher besehen. Ich sah hier allerlei neue Leute und Gäste, denn meine kleine Doctorin scheint einen großen Gesellschaftskreis zu haben. Jeden Abend nach vollbrachter Tagsarbeit las sie aus der Bibel vor, und wir verrichteten unsere Gebete nach alter puritanischer Weise. Mein Besuch und das neue Lebensgemälde, das ich hier sah, wirkte wahrhaft erfrischend auf mich. Aber froh war ich, in Benzons Haus zur

Ruhe zu kommen, wo Mrs. H. keine drei Worte des Tags spricht, aber freundlich und artig ist, wo eine ehrliche, gutmüthige Deutsche, Christine, sowohl das Haus als mich wohl verpflegt, und wo ich einen großen Theil des Tages allein sein darf, denn Benzon ist auf seinem Comptoir außer dem Hause beschäftigt. Wenn er Abends nach Hause kommt, ist er recht gemüthlich und angenehm, liest mir vor, oder unterhält mich mit Gespräch. Ich habe bis jetzt weder Besuche, noch Einladungen angenommen, habe aber den Montag als meinen Empfangtag festgesetzt. Jetzt will ich in Ruhe Athem schöpfen, lesen und ein wenig schreiben. Aber heute werden Benzons mich zu einem Besuch bei Lowells führen, die ich mit einigen Kleinigkeiten überraschen will, von denen ich hoffe, daß sie ihnen Vergnügen machen werden. Man fühlt sich so arm, wenn man immer nur empfangen soll.

Den 8ten Januar.

Und jetzt, mein liebes Kind, habe ich Deinen zweiten Brief erhalten. Und Deine Briefe — hörst Du — die darfst Du nicht verachten! Daß ich aus ihnen just ersehen kann, wie es daheim steht, das ist Alles was ich wünsche, es mag nun trübe oder sonnig sein, und Deine Briefe können mir nichts Angenehmeres geben, als die einfache Wahrheit, als die Wirklichkeit so wie sie ist. Und, meine liebe Agathe, bedenke stets, daß Frühling und Sommer wiederkehren werden, daß die Sonne hinter den Wolken ist und zu ihrer Zeit hervorkommt. Es ist ein altes Lied, aber ich habe seine Wahrheit so oft erprobt, und erprobe sie auch in der neuen Welt.

Wir haben jetzt hier einen vollkommen schwedischen Winter, und zwar heute so grau und kalt, wie wir es nur je in Stockholm haben können. Und ich bin just

etwas vergnügt darüber, daß ich es nicht besser habe, als meine Freunde in Schweden. In Benzons Haus befinde ich mich ganz vortrefflich, aber daß ich irgend etwas für mich bezahlen dürfte, davon ist gar keine Rede. Benzon reist am Donnerstag nach Europa ab, kommt aber erst im Mai oder Juni nach Stockholm. Er besucht dann Mama und Dich und bringt Euch meine Grüße.

Gestern Vormittag hatte ich „reception" zwischen 12 und 4 Uhr; ich sah da eine Menge Leute und erhielt eine Masse Einladungen. Eine Person, mit der ich mich wohl etwas mehr befreunden werde, ist Mrs. Bryant, eine noch junge vermögliche Wittwe wit einem einzigen Kind, einem prächtigen jungen Mädchen. Sie sieht gut aus, ist eine sehr gebildete und angenehme Dame und unendlich liebenswürdig gegen mich; sie hat, wie sie sagt, keinen andern Wunsch, als sich mir nützlich zu machen, fährt mit mir aus und sucht mir auf die angenehmste, zartsinnigste Art alles mögliche Vergnügen zu bereiten. Bei ihr bin ich gerne; nichts stößt mich von ihr ab und viel zieht mich zu ihr hin, besonders ihr stilles Wesen; es gibt mir Ruhe. Wir können schweigend neben einander im Wagen sitzen, und das gefällt mir.

Ich habe auch die „conversations" des Transcendentalisten Alcott besucht und sogar ein wenig an der Unterhaltung Theil genommen. Es kommen vierzig bis fünfzig Personen dazu, die alle auf Bänken sitzen. Alcott sitzt der Versammlung gegenüber an einem Pult und beginnt das Gespräch damit, daß er etwas vorliest; das letztemal las er aus den Schriften des Pythagoras. Er ist ein schöner und sanfter Mann, aber — ein Träumer, dessen pythagoreische Weisheit die Menschen der Jetztzeit kaum weiser machen wird. Er selbst lebt seit vielen Jahren blos von Brod, Obst, grünen Gemüsen und Wasser. Dasselbe muthet er jetzt

auch allen andern Menschen zu, und dann werden sie schöne, gute und glückselige Menschen werden. Die Sünde wird durch die Diät verjagt werden. Und die heilige Fluth des Enthusiasmus wird beständig strömen durch den mittelst der Diät geläuterten und gereinigten Menschen.

Sowohl der Vortrag als die Unterhaltung bewegten sich in den Wolken, obschon ich einige Versuche machte sie herauszuziehen. Alcott trank Wasser und wir tranken — Nebel. Er hat mich ein paarmal besucht, und er interessirt mich als eine Studie. Vorgestern brachte er den Abend mit mir und Benzon zu und traktirte uns mit verschiedenen Stücken aus seiner Lehre. Alle blonden und blauäugigen Menschen gehören zu den Lichtnaturen, zum Reich des Lichtes und der Güte (ich glaube, daß Lowell für Alcott das Ideal von einem Sohne des Lichtes ist); Alle mit dunkeln Augen und dunkeln Haaren sind von der Nacht und vom Bösen. Ich nannte Wilberforce und mehrere Kämpen des Lichts mit dunkeln Köpfen. Aber auf Einwendungen hört der gute Alcott ganz und gar nicht und seine Unterhaltung besteht darin, daß er selbst sprechen und urtheilen will. Wir tranken Thee, und ich suchte Alcott zu überreden, daß er wenigstens ein Glas Milch nehmen solle. Aber das war eine allzu thierische Nahrung. Er wollte nichts Anderes nehmen, als ein Glas Wasser und ein Stück Brod. Er ist wenigstens ein Transcendentale ist, der lebt wie er lehrt.

Für diese Woche habe ich einige Einladungen angenommen. Am Sonntag werde ich mit Laura Bridgeman bei ihrem zweiten Schöpfer, dem Director der Taubstummenanstalt, Doctor How, zu Mittag essen. Seine liebenswürdige Frau war hier, um mich einzuladen.

Den 9ten Januar.

Jetzt muß ich meinen Brief schließen, denn Benzon geht auf seine Reise. Ich werde ihn sehr vermissen, denn er war unbeschreiblich freundlich und liebenswürdig gegen mich, und überdies hat er Alles so für mich angeordnet, daß man sich gar nichts Besseres und Bequemeres denken kann. Heute werde ich über Mittag und Abend fort sein, so auch morgen, und morgen Vormittag werde ich in Gesellschaft Charles Sumners, des jungen Riesen und Juristen, verschiedene öffentliche Anstalten besehen. Ich beginne jetzt wieder herumzuvagiren. Könnte man es nur mit Maaß thun! Aber das hat seine Schwierigkeiten hier zu Land.

Bergfalk ist wieder in New-York. Wir werden vermuthlich später nicht mehr viel zusammentreffen, denn seine Wege sind nicht meine Wege, außer in unserem gemeinschaftlichen Zweck und Ziel — Schweden.

Neunter Brief.

Boston, den 22. Februar 1850.

Jetzt, mein artiges Kindchen, will ich ein wenig mit Dir schwatzen und dann das Geschwatz Dir auf der Post zuschicken. Ich kann nicht begreifen, daß ich Dir in dieser ganzen Zeit von vierzehn Tagen nicht geschrieben habe, aber ein Geschäft folgt auf das andere, und die Menschen, das Briefschreiben und viele Dinge nehmen die Zeit weg, und die Tage gehen, ich weiß nicht wie. Ich bin auch in Bezug auf meine Gesundheit nicht ganz kapitelfest gewesen und habe nicht viel thun können. Die guten Allopathen hier (und ich

habe jetzt in der letzten Zeit einen der vornehmsten Aerzte von Boston gehabt) vermochten nichts gegen mein Uebel und verderbten mir blos den Magen. Ich nahm meine Zuflucht zur Homöopathie. Aber ich muß Dir erzählen, wie das zuging.

Ich fuhr eines Tags, obschon mir miserabel zu Muth war, in Begleitung oder vielmehr unter Anführung von Charles Sumner aus, um verschiedene öffentliche Anstalten zu besehen. Zuerst das Correktionshaus für Weiber, wo die gefallenen Weiber unter der Aufsicht und Leitung von achtungswerthen Frauenzimmern stehen, und wo ich Ordnung und Anordnung in Allem bewunderte. Ferner ein Narrenhaus für arme Irren. Es war sauber und gut gehalten, aber ach es war armselig gegenüber all dem Comfort und der Schönheit, wodurch sich die Blumenthaler Anstalt für vermögliche Narren auszeichnet. Ein Weib faßte eine heftige Freundschaft für mich umarmte und segnete mich beständig, und verlangte von Andern, sie sollten mich auch segnen. „Sag', Gott segne sie," sagte sie zu Mr. Sumner. Er war im Gespräch mit dem Direktor begriffen und achtete nicht auf ihre Aufforderung. Sie wiederholte dieselbe und sagte endlich mit wilddrohender Stimme: „Sag' Gott segne!" „Ja, Gott segne sie," sagte jetzt Sumner freundlich mit seiner tiefen, schönen Stimme, und jetzt lächelte meine Freundin und wurde sehr vergnügt. Unter den Männern erkannte Sumner zwei Studiengenossen wieder, gute Köpfe, die ihm in der Mathematik voraus gewesen waren. Jetzt schienen ihre hochgewölbten Stirnen keinen klaren Gedanken zu beherbergen. Einer von ihnen erkannte jedoch den ehemaligen Kameraden, schien aber darüber betrübt und verlegen zu werden. Der Anblick einiger der melancholischen Narren war für mich in meiner damaligen Stimmung beinahe überwältigend.

Vom Narrenhaus mußte ich zu einem Mittagessen

hierauf zu einem schwedischen Meeting in einer swedenborgischen Kirche, wo ich wohl 100 Swedenborgianern die Hände schüttelte. Um halb zehn war ich endlich wieder zu Hause, und zum erstenmal an diesem Tage kam eine Empfindung des Behagens und Wohlbefindens über mich. Jedes Gefühl der Mühseligkeit verschwand und ich freute mich, jetzt ein Stündchen ausruhen zu können mit einer Freundin, die mich nach Hause begleitet hatte. Aber da kommt mein Doctor und will mich durchaus in eine Abendgesellschaft führen. Ich bat um Schonung. Ich sagte: „Jetzt erst kann ich ruhen, jetzt erst befinde ich mich wohl am ganzen heutigen Tag. Sie machen es jetzt wie viele Andere; Sie sagen, ich bedürfe der Ruhe und gleichwohl zwingen Sie mich in Gesellschaft zu gehen." Es half nichts. Ich konnte meinem Arzt keine abschlägige Antwort geben, und so mußte ich gehen und bis Nachts 12 Uhr bei einer von den eleganten Damen Bostons in Gesellschaft sitzen. Der nervöse Druck kehrte wieder, und ich verbrachte ein Paar qualvolle Stunden, beneidete die Indianer und alle freie Menschen, die im freien, wilden Walde leben. Als ich endlich wieder nach Hause kam, ergriff mich die Furcht vor der schlaflosen Nacht, der ich mit Bestimmtheit entgegensah, und vor dem elenden Tag, von dem ich wußte, daß er darauf folgen würde, wo ich am Leben wie an der schwersten Last schleppe, ohne jedoch krank zu sein oder irgendwo ein bestimmtes Uebel zu empfinden. Da ich nun meine Hände fieberhaft brennen fühlte, so erinnerte ich mich einiger homöopathischer Pillen, die mein Freund Downing, der selbst Homöopath ist, mir einmal gab, als ich sehr erhitzt war, und die mich wunderbar kühlten; ich nahm einige davon auf die Zunge, und schlief diese Nacht so gut, wie ich mehrere Wochen nicht geschlafen hatte. Am folgenden Tag ging ich sobald als möglich zu meinen

Freunden in Boston und fragte nach einem homöopathischen Arzt. Eine freundliche, schöne, ältere Dame, Mrs. Clarke, die Mutter der stattlichen Söhne, versprach mir einen Arzt zu schicken. Als ich zur Mittagszeit nach einem Spaziergang in meinen Salon kam, stand da ein hochgewachsener alter Herr mit blassem, charakterstarkem Gesicht, hoher Stirne, kahlem Scheitel, silbergrauem Haar und ein Paar tiefen blauen Augen voll Gefühl und Ernst. Still stand er in seiner schwarzen Kleidung mitten im Zimmer mit beinahe priesterlichem Aussehen und den durchdringenden ernsten Blick auf mich geheftet. Ich weiß nicht, wie es kam, aber es kam so, daß ich vom ersten Augenblick an Vertrauen und Ergebenheit für ihn faßte. Ich ging auf ihn zu, nahm seine Hand zwischen die meinige, schaute ihm in sein blasses, ernstes Gesicht und sagte: „Helfen Sie mir!" So hilflos, so redlos und arm habe ich mich jetzt eine Zeit lang gefühlt unter der Macht eines mir fremden Leidens, das mich an Seele und Leib lähmte, und allein im fremden Lande, ohne eine andere Stütze als meine Seelen- und Körperkräfte, um das Unternehmen durchzuführen, das ich mir vorgesetzt. Er antwortete mit tiefer Baßstimme, indem er langsam, gleichsam mit einiger Mühe sprach. — — Ach mein Kind, es könnte leicht sehr eitel klingen, wenn ich erzähle, was er antwortete; aber laß mich dießmal eitel erscheinen. Er sagte: „Miß B.! Niemand kann Ihre „Nachbarn" gelesen haben, ohne den Wunsch zu hegen, Ihnen zu helfen! und ich hoffe Ihnen helfen zu können." — Ich weinte, ich küßte die magere, knochige Hand, die ich hielt, gleich als hätte ich die Hand eines väterlichen Wohlthäters küssen können; ich fühlte mich weich wie ein Kind. Er gab mir ein weißes Pülverchen, das wie Nichts aussah, und das ich vor Schlafengehen nehmen sollte. Ich nahm es, schlief vortrefflich und am andern Tage — ach welch ein Gefühl!

Alles Wehe war verschwunden; ich fühlte mich wie von Geistesschwingen getragen; ein unnennbar Gefühl von Freude und Gesundheit waltete in meinem ganzen Wesen vor.

Ich ging aus; ich spürte meinen Körper nicht; ich erfreute mich an der Bläue des Himmels, am Tanze der Wogen. Ich konnte sehen, daß die Welt schön war. So war mir lange nicht zu Muth gewesen; und die Gewißheit jetzt ein Hülfsmittel bekommen zu haben, das meine noch frische Kraft und meinen Willen unterstützen könne, machte mich unaussprechlich glücklich. Ich dankte Gott. Und nicht blos meinetwegen, sondern auch um Deinetwillen. Denn ich bin überzeugt, daß nichts für Dich und Deine Schwäche besser taugt, als diese luftige, leichte, beinahe geistige und wunderbar wirkende Medizin. Diese weißen Nichtspülverchen und Pillen, die nach Nichts schmecken und wie Nichts aussehen, wirken mächtig und schnell oft in einer halben oder Viertelstunde. Und ich bitte Dich endlich einen Versuch damit zu machen, wenn Du Dich diesen Winter (wie gewöhnlich im Winter) an Leib und Seele schwach fühlst; alle andere Medizin aber wirf zum Fenster hinaus. Gieb auch Acht auf die Diät, und daß Du keine Sachen issest, die nicht für Dich passen.

Mein Doktor behauptet, mein Uebel komme vom Magen und gehöre zu einer Krankheit, die hier zu Lande sehr gäng und gäbe sei und Dispepsie (Verdauungsschwäche) heiße. Er hat eine genaue Diät von mir verlangt, ich soll keine fetten Speisen, nichts Gebratenes, nichts Erhitzendes, keine Sülzen u. s. w. essen. Ich war im Anfang widerspenstig und wollte behaupten, mein Magen sei das Beste. was ich habe. Aber ich habe doch seither zu meiner Verwunderung bemerkt, daß gewisse Speisen auf meinen Zustand einwirken; daß ich z. B. Morgens mit einem Gefühl des Elendes erwache, wenn ich Abends eingemachte Sachen

gegessen, und daß ich mich dagegen Morgens ganz gut befinde, wenn ich Abends nichts Süßes und Fettes gegessen habe. Die Schwierigkeit für mich besteht darin, hier im Lande Diät zu halten, und ich überzeuge mich immer mehr, daß das Eßsystem der Bevölkerung ungesund ist und ganz und gar nicht für das Klima paßt, welches erhitzend und stimulirend ist. Man ißt zum Frühstück warmes Brod und mehrere fette und hitzige Sachen, wie z. B. gebratenen Speck, Speckwürste, Omeletten u. s. w.; Abends, besonders bei allen Soupers, ißt man Austern gebraten oder als Salat, und eingemachte Pfirsiche oder auch Gefrorenes. Austern werden in allen möglichen Appreturen im Allgemeinen viel gegessen, und just diese und alle andern Artikel, die ich genannt habe, sind schwer verdaulich und höchst schädlich für schwache Mägen.

Und nun Adieu mit diesem Magen- Eß- und Medizin-Capitel, das aber für mich und Manche sein großes Interesse hat und ernstlich überlegt werden sollte. Von meinem Doctor muß ich Dir noch sagen, daß er David Osgood heißt, daß er mich täglich besucht und mich mit der größten Zärtlichkeit pflegt, wie auch, daß er mir versprochen hat, mich vollkommen gesund und kräftig zu machen, bevor ich Boston verlasse. Er stammt aus einer alten Puritanerfamilie und ist ein wahres Original; hat eine rauhe Außenseite, aber das allersanfteste beste Herz, und das kann man ihm an den Augen ansehen. Gewisse Arten von Augen können gewiß niemals sterben. Sie müssen sich im Himmel gleich bleiben wie auf Erden. An was ich mich von meinen Freunden am Klarsten erinnere, das sind immer ihre Augen, ihre Blicke. Ich bin überzeugt, daß ich bei der Auferstehung meine Freunde an ihren Augen erkennen werde.

Jetzt muß ich Dir von Concord erzählen und von der Sphinx in Concord, Waldo Emerson. Denn nach

Concord reiste ich vor 5 Tagen, begleitet von — ihm selbst. Es war mir miserabel zu Muthe, ich weiß nicht ob von etwas, das ich am Abend gegessen hatte, oder von der bloßen Erschütterung der Reise nach einer neuen Heimath, deren Vorgefühl mich nicht hatte schlafen lassen. Fiebermatt und niedergeschlagen saß ich an der Seite des starken Mannes; still und ohne auch nur ein Wort sagen zu können, drehte ich maschinenmäßig den Kopf, als er mir einige historisch merkwürdige Stellen bezeichnete. Und er sah wohl, wie es mit mir stand und ließ mich schweigen. Fiebermatt und mit einem Gefühl, als wollte ich auseinanderfallen, war ich den ersten Abend in Emersons Haus; dann aber — waren es einige weiße Nichtspülverchen , oder die reine, schneefrische Luft (wir hatten einen recht schönen schwedischen Winter in Concord), oder war es die Anwesenheit dieses starken und stärkenden Geistes, in dessen Wohnung ich mich befand, oder wirkte alles das zusammen — kurz, es besserte sich mit mir, ich fühlte mich leicht und wohl. Und während meines 4tägigen Aufenthalts in Emersons Haus machte es mir einen wahren Genuß, diese starke, edle, adlerartige Natur zu betrachten. Die Berührung war indeß unvollkommen, denn unsere Naturen und Ansichten sind im Grund allzu ungleich und die heimliche Feindschaft gegen ihn, die neben meiner Bewunderung in mir lebt, bricht sich mitunter Bahn und ruft leicht seine zurückhaltende, kalte Eisalpennatur hervor. Aber dieß ist nicht sein ursprüngliches Element, er gedeiht nicht recht darin, er gibt es gerne auf, wenn er kann, und befindet sich, das sieht man, wohl in einer milden und sonnigen Atmosphäre, wo die natürliche Schönheit seines Wesens frei athmen und blühen kann, von Andern berührt, wie von einem belebenden Winde.

Es war mir ein Genuß, ihn in seinem Wesen, seinen Ausdrücken, seinen Reden, seinem Alltagsgange

zu betrachten, wie es mir ein Genuß war, den ruhigen Lauf des Flusses zu betrachten, der große und kleine Schiffe zwischen blumenreichen Ufern dahin trägt, wie ich es liebe, den Adler am Himmel kreisen zu sehen, auf ihm und auf seinen Schwingen ruhend. Aus dieser ruhigen Hoheit läßt sich Emerson durch Nichts reißen, es sei groß oder klein, es sei glücklich oder unglücklich. In seiner philosophischen Anschauung ist Emerson Pantheist, in seiner moralischen Ansicht von der Welt und dem Leben ist er in hohem Grad rein, edel und streng, macht bedeutende Ansprüche an sich selbst und an Andere. Seine Worte sind streng, seine Urtheile oft schneidend und scharf, aber sein Wesen ist ebenso edel und lieblich, seine Stimme immer gleich schön. Man kann mit Emersons Gedanken, mit seinem Urtheil hadern, aber nicht mit ihm selbst. Was ihn nach meiner Ansicht hauptsächlich vor den meisten Menschen auszeichnet, das ist das Edle. Er ist ein geborner Edler. Ich habe schon früher einige Männer gesehen, die mit diesem Gepräge geboren sind. Seine Excellenz W—r in Schweden und — noch ein paar Andere. Emerson besitzt es vielleicht in noch höherem Grade und dazu diese tiefen Intonationen der Stimme, dieser zugleich so milde und schwungvolle Ausdruck; — ich mußte an Maria L—s Aeußerung denken: Wenn er nur meinen Namen nennt, so fühle ich mich geadelt.

Ich erfreute mich auch an Emersons Gespräch, das so ruhig und leicht hinfließt, wie ein tiefer, stiller Fluß. Es ist für mich belebend in Freud und Leid; in allem, was er sagt, ist immer etwas Bedeutendes, auch hört er die Andern wohl an und versteht und antwortet gut. Aber war es nun geistige Mattigkeit, oder auch ein Gefühl der Achtung für seinen Frieden und seine Freiheit, ich suchte sein Gespräch nicht. Wenn er kam, so war es gut, wenn er nicht kam, so

war es auch gut, besonders wenn er nur im Zimmer war. Seine Gegenwart war mir angenehm. Er war liebenswürdig in seiner Aufmerksamkeit gegen mich und in der Art und Weise, wie er mich als Fremdling und Gast in seinem Hause unterhielt. Eines Nachmittags las er mir aus seinen manuscriptlichen Notizen über England die Passage von seiner Unterredung mit Thomas Carlyle, (dem einzigen Mann, von dem ich Emerson mit Vergnügen und mit einer Art von Bewunderung sprechen hörte) über das junge Amerika, sowie die Erzählung seiner Reise mit ihm zu Stomhenge vor. Dieß gehörte zu den Sachen, die ich nie vergesse. So stark Emersons kritischer Sinn ist und so viel Mängel er an den Menschen und Sachen findet, da er sie immer nach dem Ideal mißt, so stark ist auch sein Glaube an die Macht des Guten und dessen endlichen Sieg in der Weltordnung. Und was edler Republikanismus und Amerikanismus und edles Verhalten im Staate und dem Umgangsleben ist, das versteht er wohl. Aber den Grund, die Leben und Kraft gebende Quelle — ja die sieht Emerson blos in des Menschen eigenem reinen Bewußtsein. Er glaubt an die ursprüngliche Reinheit und Herrlichkeit dieser Quelle und will blos alles, was sie verstopft oder trübt, alles Conventionelle, Unwahre und Erbärmliche wegschaffen.

Zu einer liebenswürdigen Frau, einer großen Freundin Emersons und dabei mit einem starken, religiösen Gefühl begabt, sagte ich: „Wie können Sie ihn so innig lieben, da er das Höchste, was Sie lieben, nicht liebt und nicht daran glaubt?“ — Sie antwortete: „Er ist so fehlerfrei und dann — ist er liebenswürdig.“

Liebenswürdig war auch er in seinem Heimwesen und in seinen häuslichen Verhältnissen anzusehen. Du sollst mehr von ihm hören, wenn wir uns wieder treffen, und seinen kräftigen schönen Kopf sollst Du in

meinem Album unter mehreren amerikanischen Bekannten zu sehen bekommen. Ich fühle, daß seine Bekanntschaft eine tiefe Spur in meiner Seele hinterlassen wird. Ich könnte wärmere Sympathien, ein größeres Interesse für Gesellschaftsfragen, die das Wohl der Menschheit berühren, mehr Gefühl für den Kummer und das Leiden auf Erden vom ihm begehren. Aber welches Recht hat wohl das Quellwasser, das bei jedem Hauch des Windes zittert, mit dem Granitfelsen zu hadern, daß er anders gemacht ist? In solchen Brüsten wachsen starke Metalle. Laßt die Quellen schweigen und sich damit begnügen, daß sie in ihrer Schwachheit doch den Fels, die Blumen, das Firmament und die Sterne abspiegeln und wachsen und ihr Leben durch die unsichtbaren Quellen verstärken, durch welche die Bergeshöhen ihnen zu trinken gaben.

Aber ich muß Dir ein paar Proben von Emersons Styl und seiner Art zu sehen und zu fühlen, die mir am Meisten zusagt, zum Besten geben. Ich will ein paar Stellen aus seinen „Versuchen" nehmen, die für alle Menschen, alle Länder und Zeiten passen, und Theile und Tropfen der Eisenader sind, welche sich durch Alles zieht, was E. spricht und schreibt, denn sie ist Leben von seinem Leben.

In seiner Abhandlung über Selbstvertrauen (selfreliance) sagt er:

„Euere eigenen Gedanken zu glauben, zu glauben, daß das, was für Euch in eurem individuellen Herzen wahr ist, auch für alle Menschen wahr sei — das ist Genie. Sprecht eure inwohnende Ueberzeugung aus und sie wird zum allgemeinen Verstand werden; denn das Innerste wird seiner Zeit auch das Aeußerste und unsre ersten Gedanken werden uns von den Posaunen des jüngsten Gerichts wiedergegeben werden. Das höchste Verdienst, das wir einem Moses, Plato und Milton zuschreiben, ist das was jeder Mensch als die

Stimme seiner eigenen Seele wieder erkennt, nämlich Bücher und Traditionen gering zu achten, und auszusprechen, nicht was andere Menschen, sondern was sie selbst gedacht haben. Ein Mann sollte den Strahl von Licht, der aus seiner eigenen Seele blitzt, entdecken lernen und darüber mehr wachen, als über den Glanz vom Sternenhimmel der Barden und Weisen. Gleichwohl läßt er seinen Gedanken unaufmerksam liegen, weil er der seinige ist. In jedem Werk des Genies erkennen wir unsere eigenen verworfenen Gedanken wieder: sie kommen da mit einer gewissen fremden Majestät wieder zu uns. Große Kunstwerke haben uns keine tiefere Lehre mitzutheilen als diese. Sie lehren uns bei unserem ursprünglichen Eindruck festzustehen mit gutmüthiger Unbeugsamkeit und hauptsächlich dann, wenn der Ruf aller Stimmen auf der andern Seite erschallt. Sonst wird morgen ein Fremder mit meisterhaft gesunder Vernunft genau Das sagen, was wir die ganze Zeit gedacht und gefühlt haben, und wir werden genöthigt sein mit Scham unser Urtheil von einem Andern zu empfangen. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Verlaß Dich auf Dich selbst: jede Seele vibrirt mit dieser eisernen Saite. Benützet den Raum, welchen die göttliche Vorsehung für Euch gefunden hat, die Gesellschaft Eurer Zeitgenossen, die Folgen der Ereignisse. Große Männer haben immer so gethan und sich kindlich dem Genius ihres Zeitalters anvertraut; ihren Glauben kund gebend, daß das äußerste Gewisse in ihre Herzen niedergelegt sei, durch ihre Hände wirkend, ihr ganzes Wesen beherrschend. Und wir sind jetzt Männer und müssen dasselbe hohe Schicksal im höchsten Sinn aufnehmen. Wir sollen nicht unmännlich, noch invalid, wir sollen keine Feiglinge sein, die vor einer Revolution fliehen, sondern Wegweiser, Aufrichter und Wohlthäter, gehorsam der allmächtigen Ar-

heit und das Chaos und die Finsterniß bezwingend.

— — — — — — — — — — —

„Wer ein Mann bleiben will, muß ein „non conformist“ bleiben. Wer unsterbliche Palmen sammeln will, muß sich nicht im Namen der Gottheit verhindern lassen, sondern muß vorher untersuchen, ob es eine Gottheit gibt. Nichts ist am Ende heilig außer der Rechtschaffenheit Eurer eigenen Seele. Gebt Euch selbst Zeugniß vom Rechten, wenn Ihr zuletzt das Zeugniß der ganzen Welt haben wollt.“

— — — — — — — — — — —

„Eine thörichte Consequenz ist das Steckenpferd kleiner Seelen, angebetet von kleinen Staatsmännern, Philosophen und Geistlichen. Mit Consequenz hat eine große Seele ganz einfach nichts zu schaffen. Sprecht in derben Worten aus was ihr heute denkt und morgen sprecht wieder in derben Worten aus, was ihr morgen denkt, wenn es auch allem widerstreitet, was ihr heute gesagt habt. „O, aber das könnte mißverstanden werden.“ Ist es denn ein so großes Unglück mißverstanden zu werden? Pythagoras wurde mißverstanden und Sokrates und Jesus und Luther und Kopernikus und Galilei und Newton und jeder reine Geist, der sich je im Fleisch offenbarte. Groß sein heißt mißverstanden werden.

Ich nehme an, daß Niemand seiner Natur Gewalt anthun kann. Alle Kundgebungen seines Willens sind von dem Gesetz für sein Wesen eingegrenzt, gleichwie die Unebenheiten in den Gebirgsketten der Anden und der Alpen unbedeutend sind in dem Weltenrund. Der Charakter bestimmt mehr als unsern Willen. Wir gelten für das was wir sind.

— — — — — — — — — — —

Es muß eine Uebereinstimmung in allen Wechseln der Handlungen sein; wenn nur jede in ihrem Augen-

blick redlich und natürlich ist. Eine Tendenz vereinigt sie alle.

— — — — — — — — — — —

„Die instinktive Einsicht (perception) ist nicht willkürlich, sondern fatalistisch. Wenn ich einen Zug sehe, so werden meine Kinder nach mir ihn sehen und nach ihnen die ganze Menschheit, obschon es geschehen kann, daß vor mir ihn Niemand gesehen hat. Meine Wahrnehmung desselben ist ebenso gut eine Thatsache wie die Sonne.

Das Verhältniß der Seele zum göttlichen Geist ist so rein, daß es eine Entweihung ist einen Mittler oder Helfer einführen zu wollen. Wenn die Gottheit spricht, muß sie nicht ein Ding mittheilen, sondern alle Dinge, muß Alles aufs Neue schaffen. Wenn nun eine Seele einfach ist und göttliche Weisheit empfängt, so müssen alte Dinge vergehen, Mittel, Lehrer, Texte, Tempel fallen. Alle Dinge sind geheiligt durch ihr Verhalten dazu, das eine so gut wie das andere."

— — — — — — — — — — —

„Aber auch starke Intelligenzen wagen noch nicht auf Gott selbst zu hören, wenn er nicht gleich einem David, Jeremias oder Paulus spricht.

— — — — — — — — — — —

Wenn wir der Wahrheit gemäß leben, so werden wir der Wahrheit gemäß sehen. Wenn wir eine neue Einsicht bekommen, so werden wir freudig die Erinnerung und aufgehäufte Schätze von Einsichten als alten Plunder wegwerfen. Wenn ein Mensch mit Gott lebt, so muß seine Stimme so lieblich werden, wie das Murmeln des Baches und das Säuseln des Kornes."

— — — — — — — — — — —

„Diese Rosen vor meinem Fenster deuten nicht auf vorhergehende oder bessere Rosen, sie sind für das da, was sie sind. Sie leben mit Gott heute."

— — — — — — — — — — —

„Der Mensch kann nicht glücklich werden, bevor er auch mit der Natur in der Gegenwart über der Zeit lebt.“

— — — — — — — — — — —

„Das letzte Faktum ist, daß alle in dem ewig gesegneten Einen aufgehen. Das Selbstdasein ist das Attribut der höchsten Ursache und dieß macht das Maß des Guten aus nach dem Grad, in welchem es in alle niedrigeren Formen eingeht. Alle wirklichen Dinge sind so durch die Tugend, die sie in sich haben.“

— — — — — — — — — — —

„Laßt uns nicht umherstreifen. Laßt uns daheimsitzen mit der Ursache. Laßt uns dem eindringenden Haufen von Menschen, Büchern und Institutionen Einhalt thun und ihn in Verwunderung setzen durch eine einfache Erklärung des göttlichen Faktums. Bittet die Eroberer die Schuhe von ihren Füßen zu nehmen, denn Gott ist hier und das ist eine heilige Stätte. Laßt unsre Einfachheit über sie urtheilen und unsern Gehorsam gegen unser eigenes Gesetz die Armuth aller Dinge neben unserem eingeborenen Reichthum beweisen.“

— — — — — — — — — — —

„Wir müssen allein gehen. Ich liebe die stille Kirche vor dem Gottesdienst mehr als irgend eine Predigt. Wie fern, wie kühl, wie keusch sehen nicht die Meuschen aus, wenn sie jeder mit dem Heiligthum umgürtet sind. So laßt uns immer sitzen. Aber eure Vereinsamung muß nicht mechanisch sein, sondern geistig, d. h. sie muß eine Erhebung sein.

Die Macht, welche die Menschen haben mich zu quälen, gebe ich ihnen durch meine Schwachheit. Niemand kann mir nahe kommen außer durch meine Handlung. Was wir lieben, das besitzen wir, aber durch die Begierde rauben wir uns was wir lieben.

Wenn wir nicht auf einmal zu den Heiligthümern des Glaubens und Gehorsams emporsteigen können, so laßt uns wenigstens unsern Versuchungen widerstehen;

laßt uns in den Kriegszustand eingehen und Thor und Odin, Muth und Festigkeit in unserer Brust wecken. Dieß geschieht in unsern weichen Zeiten dadurch, daß man die Wahrheit spricht. Weg mit dieser lügenhaften Gastfreiheit, dieser lügenhaften Ergebenheit. Leben wir nicht länger nach der Erwartung dieser betrogenen und betrügenden Leute, mit denen wir umgehen. Sagt ihnen: O Vater, o Mutter, o Gattin, o Bruder, o Freund, ich habe bisher nach dem Schein mit Euch gelebt. Hinfort gehöre ich der Wahrheit an. Von diesem Augenblick an gehorche ich keinem Gesetz, außer dem ewigen Gesetz. Ich will mich bemühen, meine Eltern zu ernähren, meine Familie zu erhalten; aber diesen Verhältnissen muß ich auf einem neuen Wege nachkommen. Ich appellire von den angenommenen Gebräuchen. Ich muß ich selbst sein. Wenn Ihr mich für das lieben könnt, was ich bin, so werden wir um so glücklicher sein, wenn Ihr es nicht könnt, so werde ich gleichwohl es zu verdienen suchen; ich werde meine Liebe oder meinen Widerwillen nicht verhehlen. Ich werde mich auf das was tief und heilig ist, so fest verlassen, daß ich kräftig vor Sonne und Mond ausführen werde, was mich innig erfreut und was mein Herz mir befiehlt. Wenn Ihr edel seid, so werde ich Euch lieben; wenn Ihr es nicht seid, so werde ich Euch und mir selbst nicht schaden durch erheuchelte Aufmerksamkeit. Wenn Ihr wahr seid, aber nicht in derselben Wahrheit wie ich, so bleibt bei Euresgleichen, ich werde meine eigene suchen. Ich thue dieß nicht in Selbstsucht, sondern in Wahrheit und Demuth. Es ist ebenso sehr euer Interesse, wie das meinige und das aller Menschen in Wahrheit zu leben, wie lange ihr auch in der Lüge gelebt haben möget. Lautet dieses hart heute? Ihr werdet bald lieben, was von eurer Natur wie von der meinigen vorbuchstabirt ist, und wenn wir der Wahrheit folgen, so wird sie

uns zuletzt in den guten Hafen führen. — „Aber auf diese Art werden sie diesen Freunden wehe thun." Ja, aber ich kann meine Freiheit und meine Macht nicht verkaufen, um ihre Empfindlichkeit zu schonen. Ueberdieß haben alle Menschen ihre Augenblicke der Vernunft, wenn sie in das Reich der absoluten Wahrheit hinaussehen. Dann werden sie mich rechtfertigen und dasselbe thun. Die Menge glaubt, daß eure Verwerfung der populären Richtschnur eine Verwerfung alles Gesetzes sei. Und der freche Sensualist wird sich des Namens der Philosophie bedienen, um seine Lüste zu verfolgen. Es gibt zwei Beichtstühle und in einen von ihnen müssen wir hineineingehen. Ihr könnt eure Schuldigkeiten auf einem direkten oder reflektirten Wege erfüllen. Besinnt Euch, ob Ihr Eure Schuldigkeiten gegen Vater, Mutter, Vetter, Nachbar, Stadt, Katze und Hund erfüllt und ob Jemand von ihnen Euch etwas vorwerfen kann. Aber ich kann auch diese reflektirte Norm vergessen und mich selbst absolviren. Ich habe meine eigenen ernsten Forderungen, meine vollkommenen Zirkel. Sie verweigern manchen Handlungen, die Schuldigkeiten genannt werden, den Namen Schuldigkeit. Aber wenn ich diese Schulden abwerfen kann, so kann ich es entbehren den angenommenen Gebräuchen zu folgen. Wenn Jemand glaubt, daß dieses Gesetz schwankend sei, so laßt ihn sein Gebot einen Tag halten.

Und in Wahrheit, er verlangt etwas Göttergleiches von dem, der die gewöhnlichen Motive der Menschheit abgeworfen und es gewagt hat, sich auf sich selbst als Wegweiser zu verlassen. Hoch muß ein Herz sein, zuversichtlich sein Wille, klar sein Blick, so daß er sich selbst Lehre, Staat, Gesetz sein kann, und daß ein einfacher Vorsatz für ihn so viel sein kann, wie für andere die eisenharte Nothwendigkeit.

Wenn Jemand das Aussehen dessen, was jetzt vorzugsweise die Gesellschaftswelt genannt wird, ernstlich

betrachten will, so wird er das Bedürfniß einer solchen Sittenlehre sehen."

Ich füge hinzu, daß wenn Jemand die Menschennatur, so wie sie gewöhnlich ist, ernstlich betrachten will, so wird er leicht finden, daß Emersons Moral einbildische und selbstsüchtige Wesen hervorbringen würde, daß sie in ihrer Ganzheit blos für Ausnahmsnaturen taugt, die aus einem einzigen Gusse und schön sind wie seine eigene. Was er im Allgemeinen mißkennt, das ist der eingewurzelte Dualismus der Menschennatur. Gleichwohl wie frisch, wie stärkend kommt nicht dieser Ruf zu uns: Sei wahr, sei du selbst! Zumal von einem Manne, der Proben abgelegt hat, daß man in dieser Wahrheit alle menschlichen Pflichten als Sohn, Bruder, Vater, Freund und Bürger erfüllen kann.

Aber ein wahrer Christ thut das Alles und dann noch etwas mehr.

Ich muß Dir auch ein Paar Proben von Emersons Lehren über das Verhältniß zwischen Freunden und über Freundschaft geben, denn ich fühle, daß diese in mir fortleben und wie günstiger Wind auf einen Weg, den ich seit einiger Zeit für mich gewählt habe, wirken werden.

„Wenn es möglich wäre, im rechten Verhältniß zu den Menschen zu leben! wenn wir uns enthalten könnten, etwas von ihnen zu verlangen, ihr Lob, ihre Hülfe und Theilnahme zu begehren, und wenn wir uns damit begnügen, sie durch die Kraft der ältesten Gesetze zu bezwingen! Könnten wir nicht mit einigen wenigen Personen, mit einer einzigen Person nach den ungeschriebenen Bestimmungen umgehen, und einen Versuch mit ihrer Tauglichkeit machen? Könnten wir nicht unserem Freund den Achtungsbeweis der Wahrheit, des Schweigens, der Erwartung geben? Müssen wir so eifrig sein, ihn zu suchen? Wenn wir Verwandte sind, so werden wir uns begegnen. Es war eine Sage in

der alten Welt, daß keine Metamorphose einen Gott vor einem Gott verbergen könne. Auch Freunde folgen einem göttlichen Gesetz der Nothwendigkeit. Sie graviтiren zu einander und können nicht anders. Ihr Verhältniß ist nicht gemacht, sondern gegeben."

Die Gesellschaft ist verwöhnt, wenn man sich Mühe gibt, sie zusammenzubringen. Und wenn das keine Gesellschaft ist, so ist es eine niedrige, erniedrigende Zusammenkittung, wenn sie auch von großen Geistern gebildet wird. Die individuelle Größe jeder Person ist vorenthalten und die Schwachheit einer jeden ist in Wirksamkeit; es ist als ob die Götter des Olymps zusammenträfen, um Schnupftabaksdosen auszulauschen. In edeln Verhältnissen ist der Augenblick alles.

Eine göttliche Person ist die Prophezeihung der Seele; ein Freund ist die Hoffnung des Herzens. Unsere Seligkeit wartet auf die Erfüllung beider in Einem. Die Zeiten beginnen sich vor dieser moralischen Kraft zu öffnen. Alle Stärke ist ein Schatten oder ein Symbol derselben. Die Poesie ist freudig und stark, wenn sie ihre Eingebung von ihr schöpft. Die Menschen drücken ihren Namen der Welt auf, je nachdem sie von ihr erfüllt sind. Die Geschichte ist gemein, die Nationen sind Pöbelhaufen gewesen; wir haben noch nicht einen einzigen Mann gesehen. Wir kennen diese göttliche Gestalt noch nicht, sondern blos den Traum und die Prophezeihung von ihr. Wir kennen die majestätischen Geberden nicht, die ihm angehören und die den Beschauer zugleich erheben und beruhigen. Wir werden eines Tages sehen, daß die individuellste Energie auch die wirksamste im Allgemeinen ist, daß die Qualität die Quantität ersetzt und daß Charaktergröße auch im Finstern wirkt und Denjenigen hilft, welche sie nie gesehen haben. Die Geschichte von den Göttern und den Heiligen, von welchen die Welt geschrieben und sie dann verehrt hat, sind Dokumente für Charakter. Die

Zeitalter haben das Wesen eines Jünglings gepriesen, der dem Glück nichts schuldete, der im Tyburn seiner Nation hingerichtet wurde, der durch die reine Art seiner Natur einen epischen Glanz über die Zufälligkeiten bei seinem Tode geworfen, der jede derselben in ein universelles Symbol für das Menschengeschlecht verwandelt hat. Diese große Niederlage ist bis jetzt unser höchstes Faktum. Aber die Seele bedarf eines Sieges auch für die Sinne*), eine Charakterstärke, welche den Richter, die Geschworenen, die Soldaten, den König belehren wird, welche die animalischen und mineralischen Kräfte lenken und sich mit den Bahnen des Saftes, der Ströme, der Winde, der Sterne und der moralischen Agentien vermischen wird**).

„Wenn wir diese Größen nicht mit einem einzigen Sprung erreichen können, so laßt uns sie ehren. Ich kann meinen Freunden den Fehler nicht verzeihen, daß sie einen edlen Charakter verkennen und ihn nich, mit dankbarer Gastfreundschaft unterhalten, Wenn das, was wir immer ersehnt haben, endlich kommt und uns mit freudigen Strahlen aus dem fernen himmlischen Lande bescheint, dann grob zu sein, dann kritisch zu sein, einen solchen Gast mit dem Geschwatze der Straßen und Mißtrauen zu empfangen, das beweist eine Gemeinheit, welche die Pforten des Himmels verschließt. Es beweist Verwirrung und wirklichen Wahnsinn, wenn die Seele ihr eigenes Selbst nicht mehr kennt und nicht mehr weiß, wohin ihr Gehorsam und ihre Verehrung

*) Hier sehen wir Emersons größte Schwäche. nämlich daß er den Sieg übersieht und den Sieger nicht erkennt.

**) So ist es geschehen und so geschieht es noch fortwährend in der Kraft des Getödteten und des Auferstandenen.

gehört. Wo nur immer in der Wüste des Daseins der heilige Gedanke, den wir lieben, Blüthen getrieben hat, da blüht er für mich. Wenn Niemand es sieht, ich sehe es; ich fühle, ob auch allein, die Größe dieses Faktums. Während er blüht, will ich Festtag halten und aufhören mit meinen Grübeleien, meinen Thorheiten, meinen Launen. Die Natur ist getröstet durch die Gegenwart eines solchen Gastes. Vieler Augen können Alltagstugenden entdecken und ehren; es gibt Viele, die das Genie auf seiner sternenbesäten Bahn aufzuspüren vermögen; aber wenn die Liebe, die Alles duldet, Allem entsagt, Alles erfüllt, die sich selbst gelobt hat, daß sie lieber ein Thor und ein Elender in der Welt sein, als ihre weißen Hände durch Nachgiebigkeiten beflecken wolle, wenn sie in unsere Straßen und Häuser kommt, dann können blos die Reinen und Emporstrebenden ihr Antlitz kennen, und der einzige Achtungsbeweis, den sie ihr zu geben vermögen, ist sie zu erkennen."

— — — — — — — — — — — —

„Der höchste Achtungsbeweis, welchen der Mensch je vom Himmel empfängt, ist daß er ihm seine verkleideten und verleumdeten Engel schickt.

Von der Freundschaft sagt Emerson:

„Freundschaft fordert das seltene Mittelding zwischen Gleichheit und Ungleichheit, das jeden der Theile durch das Dasein von Macht und Zustimmung bei dem andern anreizt. Laß mich lieber bis ans Ende der Welt allein sein, als daß mein Freund mit einem einzigen Wort oder Blick seine wirkliche Sympathie überschritte. Ich werde von der Nachgiebigkeit ebenso abgestoßen wie von der Bekämpfung. Laß ihn keinen Augenblick aufhören er selbst zu sein. Die einzige Freude, die ich darüber habe, daß er mein ist, besteht darin, daß dieser Meine nicht das Meinige ist. Ich hasse es, da wo ich ein männliches Befördern oder we-

nigstens einen männlichen Widerstand erwartete, einen Mischmasch von Nachgiebigkeit zu finden. Besser eine Nessel in der Seite eines Freundes, als sein Echo sein. Die Bedingung, welche hohe Freundschaft fordert, ist das Vermögen, ohne sie zu sein. Dieses hohe Amt erheischt große und erhabene Eigenschaften. Es müssen ganz entschiedene Zwei sein, bevor vollkommen Einer werden kann. Laß einen Bund sein zwischen zwei großen, mächtigen Naturen, die sich gegenseitig angeschaut, gegenseitig gefürchtet haben, bevor sie die tiefe Identität erkennen, welche sie bei all diesen Verschiedenheiten vereinigt."

„Nur derjenige taugt für diese Gesellschaft, der großsinnig ist, der gewiß ist, daß Größe und Güte allzeit spärlich vertheilt sind; der sich nicht voreilig in das Schicksal einmischen will. Laß ihn sich nicht darein mischen. Laß dem Diamant seine Zeitalter, um zu wachsen, und erwarte nicht die Geburt des Ewigen zu beschleunigen. Die Freundschaft verlangt eine religiöse Behandlung. Wir sprechen davon unsre Freunde zu wählen, aber Freunde sind selbsterwählt. Verehrung hat einen großen Theil daran. Behandelt Euern Freund wie ein Schauspiel. Natürlich hat er Verdienste, die nicht Euer sind, und die Ihr nicht ehren könnt, wenn ihr ihn Eurer Person zu nahe haltet. Steht auf die Seite; gebt diesen Eigenschaften Raum; laßt sie steigen und sich erweitern. Seid Ihr Frennd der Rockknöpfe Eures Freundes oder seiner Gedanken? Für ein großes Herz wird er in vielen Dingen ein Fremdling sein, damit er ihm auf dem heiligsten Grund nahe kommen kann. Ueberlaßt es Knaben und Mädchen, einen Freund als ein Eigenthum zu betrachten und daraus ein kurzes, verworrenes Vergnügen zu ziehen, statt des edelsten Vortheils."

— — — — — — — — — — — —

„Ein Freund ist eine Person, mit welcher man

wahr sein kann. Vor ihm kann ich laut denken. Ich bin endlich vor einen Menschen gekommen, der so wahr und so mir gleich ist, daß ich auch die äußersten Hüllen von Schein, Formhöflichkeit und Achtsamkeit abwerfen darf und mit ihm so ganz und so einfach umgehen kann, wie ein chemisches Atom mit dem andern zusammentrifft."

— — — — — — — — — — —

„Laßt uns unsern Eintritt in diese Innung durch eine lange Prüfung erkaufen. Warum sollten wir edle und schöne Seelen dadurch entweihen, daß wir auf sie eindringen? Warum schnelle persönliche Verhältnisse zu einem Freund fordern? Warum in sein Haus gehen oder seine Mutter, seine Schwestern und Brüder kennen lernen? Warum verlangen, daß er das eurige besuchen soll?"

„Sind diese Dinge von Wichtigkeit in eurem Bunde? Fort mit dieser Berührung, diesem Ankleben! Laßt ihn für mich einen Geist sein. Eine Botschaft, ein Gedanke, eine Aufrichtigkeit, ein Blick ist es was ich von ihm bedarf, aber keine Neuigkeiten, keine Suppe. Politik und Geschwätze und Liebesbedürfnisse kann ich wohlfeil von Bekannten bekommen. Sollte nicht die Gesellschaft meines Freundes für mich poetisch, rein, universell und groß sein wie die der Natur? Laßt uns den Maßstab nicht zu niedrig, laßt uns ihn nicht zu hoch nehmen."

— — — — — — — — — — —

„Liebe die Ueberlegenheit Deines Freundes. Achte auf ihn wie auf einen Gegner. Laß ihn für Dich wie eine Art von schönem, unbezähmbarem, verehrtem Feind sein; nicht eine triviale Bequemlichkeit, die man gebraucht und sodann wegwirft.

— — — — — — — — — — —

„Was so groß ist wie Freundschaft, das laßt uns so großsinnig behandeln als wir können. Laßt uns

schweigsam sein, so daß wir hören können was die Götter flüstern. Laßt uns nicht vermitteln. Wer hat dich aufgestellt, um zu berathen, was zu den auserwählten Seelen gesagt werden soll? Warte, und dein Herz wird reden. Warte, bis das Nothwendige und Ewige dich überwältigt; bis Tag und Nacht von dir verlangen, daß du redest."

— — — — — — — — — — —

„Ihr werdet einem Mann dadurch nicht näher kommen, daß ihr in sein Haus kommt. Wenn er euch ungleich ist, so wird seine Seele nur um so schneller von euch fliehen, und ihr werdet nie einen wahren Blick aus seinem Auge zu sehen bekommen. Spät, sehr spät bemerken wir, daß keine Veranstaltungen, keine Einführungen, keine gesellschaftlichen Artigkeiten und Gebräuche dazu dienen, uns in das gewünschte Verhältniß zu der Person zu bringen, die wir bewundern, sondern daß blos das Emporsteigen unseres Geistes zu derselben Stufe, auf welcher er steht, dies bewirken kann. Dann werden wir zusammentreffen wie Wasser mit Wasser, und wenn wir dann nicht mit ihm zusammentreffen, so werden wir dessen nicht bedürfen, denn wir sind bereits was er ist."

— — — — — — — — — — — —

„Aber laßt euch durch das was ihr sehet, warnen, daß ihr nicht zu leichten Kaufs auf Freundschaften mit Personen eingehet, mit denen keine Freundschaft möglich ist. Unsere Ungeduld verleitet uns zu übereilten Verbindungen, welche kein Gott heiligt. Nichts bestraft sich stärker, als solche ungleiche Verbindungen. Dadurch daß ihr getreu euern Weg hinangehet, werdet ihr, wenn ihr auch das Kleine verlieret, das Größere gewinnen. Ihr erprobet euch so, daß ihr falschen Verhältnissen ein Ende machet, und ihr ziehet den Erstgebornen der Welt an euch, jene seltenen Pilger, von

denen blos einer oder zwei zu gleicher Zeit in der Natur wandeln."

— — — — — — — — — — — —

„Es hat mir in der letzten Zeit möglicher geschienen als ich früher glaubte, eine großsinnige Freundschaft von einer Seite zu führen, ohne entsprechende Erwiederung von der andern. Warum sollte ich mich darüber beunruhigen und bekümmern, daß mein Gegenstand nicht fähig ist wiederzugeben? Es beunruhigt die Sonne nicht, daß einige ihrer Strahlen vergebens in den weiten, undankbaren Raum fallen. Laßt eure Größe den rohen und kalten Gegenstand erziehen. Wenn er unwürdig ist, so wird er bald weggehen; aber du bist größer geworden durch deinen eigenen Glanz. Man betrachtet es als eine Demüthigung zu lieben, ohne Erwiederung zu finden. Aber eine große Seele wird sehen, daß wahre Liebe nicht unvergolten bleiben kann. Wahre Liebe schreitet über den unwürdigen Gegenstand hinaus und wohnt und beruht auf dem ewigen. Und wenn die arme, verhüllende Maske fällt, so grämt sie sich nicht darüber, sondern fühlt sich von so vielem Staub befreit und empfindet ihre Unabhängigkeit desto gewisser."

— — — — — — — — — — — —

„Das Mark der Freundschaft ist Ganzheit, vollkommene Hochsinnigkeit und Zuversicht. Sie behandelt ihren Gegenstand wie einen Gott, damit er sie beide göttlich mache."

— — — — — — — — — — — —

Sehr hochtrabend und vornehm! wirst du sagen, und — sehr einseitig! — Ja es ist so, meine Agathe, aber es ist darin Etwas das gut und groß ist, und Etwas das ich liebe. Es ist übrigens sehr schwer, durch Citate einen richtigen Begriff von Emersons Anschauungsweise zu geben. Seine Versuche sind Ketten von glänzenden Aphorismen, die einander oft widersprechen.

Aber das Beständige darin, das Mark und der Metallfaden, der sich durch alle zieht, ist der Ruf: Sei redlich, sei du selbst! So bist du originell und wirst etwas Neues und Vollkommenes schaffen. So sagt er zu dem Einzelnen, so sagt er zu der Allgemeinheit. Und die Kraft und Schönheit, die er in diesem Erweckungsruf giebt, ist wohl seine eigentliche Gewalt über das amerikanische Gemüth, seine eigentliche wohlthätige Wirkung auf das Volk der neuen Welt, das allzu sehr geneigt ist blos nachzubilden, in den Fußstapfen der alten Welt zu wandeln.

Emerson ist übrigens weit entfernt sich selbst als Muster dieses vollkommenen Mannes zu betrachten, den er in der neuen Welt heraufrufen will, außer möglicherweise in seiner Ehrlichkeit. Ich sagte ihm mit Wärme Etwas über seine Gedichte und ihren „amerikanischen Charakter". — „O, antwortete er ernst, Sie dürfen nicht zu gutmüthig (goodnatured) sein. Nein, wir besitzen noch keine Poesie, von der man sagen kann, daß sie diese Weltbildung vertrete. Amerikas Dichter ist noch nicht gekommen! Wenn er kommt, wird er ganz anders singen."

Ein Kritiker, der so hoch steht, daß er auf sich selbst herabschaut, siehst du, der ist Etwas werth. Von einem solchen kann man sich gern kritisiren lassen.

Hierin ist Emerson weit größer als Thorild. Sonst möchte ich E. einen amerikanischen Thorild nennen. Er hat mit diesem so viele Aehnlichkeit.

Emerson ist zur Stunde gleichsam das Haupt der Transcendentalisten in diesem Theil Amerikas, einer Menschenklasse, die sich besonders in den Staaten Neu-Englands vorfinden soll, und die mir vorkommt, wie ihre weißen Berge oder Alpen. Das heißt: sie zielen darauf ab. Aber unter ihnen sehe ich noch immer blos eine wirkliche Alpe, und diese heißt Waldo Emerson. Die andern scheinen mir sich zu strecken und zu pudern, um

hoch und glänzend zu erscheinen, aber — das hilft ihnen Nichts. Sie machen mehr Ansprüche als sie Macht haben. Ihre Scheitel stehen in den Wolken, statt über sie hinaufzusteigen. A. hat fünfzehn Jahre von Brod und Früchten gelebt, ist in linnenen Kleidern einhergegangen, weil er sich am Eigenthum des Schaafes, der Wolle, nicht vergreifen wollte, er hat sehr viel gelitten, um seine Treue und Liebe zu bezeugen. Zuletzt ist er indeß doch in wollenen Kleidern gegangen und verkauft seine Weisheit für Geld. Er hat sich eine Hütte draußen in den westlichen Prärien gebaut und allda zwei Jahre lang als Eremit gelebt; er ist jedoch zurückgekommen in die Stadt zum häuslichen Leben und zu den Alltagsmenschen. J. ist in den wilden Wald hinausgegangen, hat sich eine Hütte erbaut und da gelebt — ich weiß nicht von was. Auch er ist zu dem gewöhnlichen Leben zurückgekehrt, treibt jetzt ein Handwerk und schreibt Bücher, die Etwas von der Frische und dem Leben des Waldes haben, aber für Geld verkauft werden. Ach! ich wundere mich nicht über diese Versucher ungewöhnlicher Wege, die auf ihnen der Kleinlichkeit des gewöhnlichen Lebens zu entgehen suchen. (Ich habe selbst meine Versuche in diesem Weg gemacht und würde sie größer gemacht haben, wenn ich nicht gebunden gewesen wäre). Aber sie und Emerson selbst machen zu viel aus diesen Versuchen, denn sie sind in der Wirklichkeit selbst nichts Ungewöhnliches und bringen auch nichts Solches zu Stande. Der Zweck, das Ziel ist das Beste daran. Und gleichwohl fehlt ihm hier das höchste, menschliche Motiv: die Menschenliebe!

Emerson sagt in seiner Charakteristik des Transcendentalisten:

„Wenn es etwas Großes und Verwegenes in Gedanken oder Tugend, eine Zuversicht in dem Weiten und Ungekannten, eine Ahnung, ein Extrem im Glau-

ben gibt — so adoptirt er das als das Höchste in der Natur."

— — — — — — — — — — —

„Diese Jünglinge sind für uns herbe, aber wirkliche Helfer. Durch ihr offenes Mißvergnügen stellen sie unsre Armuth und die Unbedeutsamkeit des Menschen für den Menschen aus."

„Diese fordernden Kinder erinnern uns an unsere Mängel; die einzige Aufmerksamkeit, die sie euch schenken, ist die unmäßige Erwartung; sie tadeln und fordern streng; und wenn sie nur feststehen auf diesem Wachtthurme und dabei bleiben bis ans Ende und ohne Ende zu fordern, dann sind sie schreckliche Freunde, die sowohl der Dichter als der Priester verehren und fürchten muß; und selbst wenn sie Wolken essen und Wind trinken, so sind sie nicht ohne Nutzen für das Menschengeschlecht gewesen."

— — — — — — — — — — — —

„In dieser Zeit, wo alle Stimmen sich für einen neuen Weg oder eine neue Verordnung, für eine Kapitalsubscription, für eine Vervollkommnung in Kleidung oder Kunst, für ein neues Haus oder größeres Geschäft, für eine politische Partei oder Waareneinkauf erheben — wollt ihr da nicht ein Paar vereinsamte Stimmen im Lande ertragen, welche für Gedanken und Grundsätze sprechen, die nicht verkäuflich oder vergänglich sind? Bald werden diese Vervollkommnungen und Erfindungen durch neue ersetzt, diese Städte zerstört, alle diese Dinge verändert, vergessen werden. Aber die Gedanken, welche diese wenigen Einsamen durch Schweigen wie durch Rede, nicht blos durch das was sie thaten, sondern auch durch das was sie nicht thaten, zu verkündigen suchten, sie werden in Schönheit und Kraft stehen bleiben und sich von Neuem in der Natur organisiren, um sich in neuen, vielleicht höheren und

glücklicher gemischten Stoff, als der unsrige ist, zu kleiden, in vollkommener Vereinigung mit dem Weltsystem."

So der edle Idealist, und vielleicht habe ich zu viel von ihm angeführt, während ich dennoch nicht zeigen kann, was er i st. Denn das ist das Merkwürdigste an ihm. Ich habe nichts gegen seine Jungen — die Transscendentalisten; sie sind erfrischend anzuhören und anzusehen, und sie sprechen manche vergessene Wahrheit mit neuem Leben aus. Sie sind das jugendliche Element im Leben, das immer erneuernd wirkt, und sie sehen manche Schönheit, für deren Wahrnehmung ältere Augen nicht mehr klar genug sind. (Ich erinnere mich gehört zu haben, daß Schelling Jünglinge über fünfundzwanzig Jahren nicht als Schüler annehmen wollte. Er glaubte sie einer unmittelbaren Anschauung und Einsicht unfähig). Aber wenn diese jungen heidnischen Alpisten sagen: „Wir leisten das Höchste!" so sage ich: „Mit nichten! Ihr thut es nicht!" Ihr sagt: „Wir sind Götter." Ich will sagen: „Steiget von euern Höhen herab, um die Welt göttlich zu machen, so will ich euch glauben. Ihr begnüget euch mit eurer vornehmen, abgeschiedenen Stellung und glaubet genug zu thun, indem ihr auf das Ideal hinweiset. Ach! das Ideal ist niemals unbekannt gewesen. Ihr seid arme, sündige, unvollkommene Menschen wie die Andern, und eure Tapferkeit reicht nicht bis zum Herzen des Christenthums, welches das Ideal nicht blos aufzeigt, sondern auch es erreichen hilft, welches nicht blos Alles duldet, sondern Alles überwindet, nicht still sitzt und groß drein schaut, sondern mit seinen Bekennern kämpft und sie ermahnt: Ueberwindet das Böse mit dem Guten."

Wollen die Transcendentalisten wirklich etwas Neues, etwas Transcendentales schaffen, so müßten sie etwas Höheres schaffen als das; sie müßten in ihrem Menschenideal eine schönere Gestalt darstellen, als diejenige,

die bereits auf der Erde und für die Erde dargestellt ist; den Starken, der zugleich der Demüthige ist, den Sohn des Himmels und der Erde, der Beide zu einer neuen Schöpfung vereinigt. Aber — sie können die Größe desselben nicht einmal verstehen.

Jetzt genug von den Transcendentalisten. Ich muß jedoch ein Paar Worte von einer Dame sprechen, die diesem Kreis angehört, und deren Namen ich seit meiner Ankunft in Amerika schon oft theils tadelnd, theils rühmend, immer aber mit einer gewissen Auszeichnung nennen hörte, nämlich von Miß Margaret Fuller. Obwohl ohne alle Schönheit und in ihrem Wesen mehr abstoßend als einnehmend, scheint sie seltene Gaben und ein wahres Genie für die Unterhaltung zu besitzen. Emerson sprach mit Bewunderung davon; er sagte: „Die Ueberredung sitzt auf ihren Lippen.“ Gewiß ist, daß sie das Talent gehabt hat, bei ihren Freunden Enthusiasmus zu erwecken, wie kein anderes Frauenzimmer, von dem ich gehört habe. Emerson sagte mit seiner gewöhnlichen, beinahe fürchterlichen Aufrichtigkeit von ihr: „Sie hat manche große Eigenschaften, auch manche große Fehler.“ Zu diesen soll ihr Hochmuth und ihr verachtungsvolles Benehmen gegen Minderbegabte gehört haben. Gleichwohl hat man mir gesagt, daß sie harte Worte bereuen und abbitten konnte. An Hochsinnigkeit und Selbständigkeit des Gemüths, an Stolz und Ehrlichkeit, an kritischer Schärfe war sie eine vollkommene Transcendentalistin. Die „Unterhaltungen“, die sie eine Zeit lang in Boston in einem ausgewählten Kreise gab, werden als höchst interessant geschildert. Mrs. Emerson kann ihre warme Beredtsamkeit und ihren innern Reichthum nicht genug rühmen, und ich glaube, sie wünschte, daß ich ihr mehr gleichen möchte. Sie ist vor einigen Jahren mit meinen Freunden Springs nach Italien gereist und nach ihnen noch dort geblieben. Jetzt ist ein Gerücht hieher gekommen, daß

sie eine Verbindung mit einem jungen Manne eingegangen habe (Margaret Fuller ist nicht mehr jung, sie hat beinahe vierzig); und man spricht von einer fourieristischen oder socialistischen Ehe ohne Trauung; gewiß ist, daß die Ehe noch geheim geblieben ist, und daß sie — ein Kind hat. Sie hat selbst davon und von ihrer Mutterfreude geschrieben, aber Nichts von ihrer Ehe; sie sagt blos, daß sie bei ihrer Rückkehr nach Amerika, die auf das nächste Jahr festgesetzt sein soll, Näheres von ihren Angelegenheiten erzählen wolle. Alles das hat Stoff zu allerlei Gerede unter ihren Freunden und Nichtfreunden gegeben. Diejenigen, die ihre Richtung oder Person nicht lieben, glauben das Schlimmste; aber ich werde nie vergessen, mit welchem Ernst einer ihrer Freunde, Mr. W. Russel, sie einmal in einer Gesellschaft in Schutz nahm und blos auf den Grund ihres Charakters jeden Verdacht einer Handlung, die diesen beflecken könnte, zurückwies. Ihre Freunde in Concord — unter ihnen Emersons, Elisabeth H. und eine in Concord verheirathete seelenvolle junge Schwester von Miß Fuller — scheinen in Betreff ihres Benehmens vollkommen ruhig und überzeugt zu sein, daß es sich im Licht des Tages rechtfertigen werde. So Etwas ist schön. Miß Fuller hat in ihren Schriften die Rechte der Frauenzimmer auf freie Entwicklung, sowie mehrere Freiheitsgrundsätze beansprucht, die, obschon den strengsten Moralgesetzen gemäß, gleichwohl selbst in diesem freien Lande Vielen anstößig sind. Ihre Freunde, und unter ihnen die guten, reinherzigen Springs, wünschen, daß ich sie kennen lernen möchte.

„Sie müssen Mrs. Ripley sehen," sagte Emerson einmal, „sie ist eine der Merkwürdigkeiten in Concord." Und ich sah — eine schöne Matrone mit silberweißem Haar, klaren, tiefen, blauen, jugendfrischen Augen und vieler Weiblichkeit, worin man nicht lesen konnte, daß sie trotz irgend einem Professor Griechisch und

Latein, wie auch Mathematik versteht, und daß sie jungen Studenten, die sich nicht durchs akademische Examen durcharbeiten konnten, durch ihre ungewöhnlichen Lehrgaben, sowie durch ihren mütterlichen Einfluß zum Ziele verhilft. Mancher Jüngling segnet ihr Werk an ihm. Einer von ihnen erzählte: „Sie erklärte mir den Euklid, während sie Erbsen aushülste und mit dem Fuß die Wiege ihres kleinen Enkels in Bewegung setzte.“ Ich brachte mit Emersons einen Abend bei Mrs. Ripley zu. Auch in ihrem Haus fanden sich keine Dienstboten vor. Diese Frauen Neuenglands sind tüchtige Frauen, ächte Töchter der Auswandererweiber, die so mannhaft mit ihren Männern ausharrten und arbeiteten, und mit ihnen dieses Reich gründeten, das sich jetzt über einen Welttheil ausbreitet.

Der Großvater von Elisabeth H. gehörte zu den ersten Pilgern, welche das kleine Schiff „die Maiblume“ an den Strand von Massachusetts trug. Er hat manchmal seinen Kindern erzählt, wie diese Männer, als sie Gesetze für die neue Kolonie stiften wollten, gerne vor ihren Frauen, Schwestern und Töchtern über diese Gesetze sprachen und mit Vergnügen die Ansichten derselben anhörten. Das ist schön und klug. Sicherlich kommt das ritterliche Gefühl und die Liebe, die in Amerika im Allgemeinen für das weibliche Geschlecht vorherrscht, von dieser Würdigkeit und würdigen Behandlung der ersten Frauen her; sicherlich stammt von dieser ersten Gleichheit die Gleichheit an Gewalt und Rechten, die hier im häuslichen und gesellschaftlichen Leben, obschon noch nicht im bürgerlichen, vorwaltet. Ich spreche gern mit Elisabeth H. In diesem jungen Weib ist viel Tiefes und Großes. Und ihre Worte glänzen oft wie Diamanten im Sonnenlicht. Aber sie müssen von der Sonnenwärme hervorgerufen werden.

Von den Personen, die ich bei Emersons sah,

interessirte mich ein Professor Scherb, ein Schweizer, von edlem und ernstem Aussehen — auch etwas Ultra-idealist in seiner Philosophie. Er hat in der Schweiz gegen die Jesuiten gekämpft und lebt jetzt als Lehrer in Amerika. Endlich machte ich auch die Bekanntschaft des Doktors Jackson, des Entdeckers der einschläfernden Wirkungen des Aethers auf den menschlichen Körper und das Bewußtsein; er hat dafür von unsrem König Oscar eine Medaille erhalten, die mir gezeigt wurde. Er hatte die Entdeckung lediglich durch einen Zufall gemacht, den er beschrieb. Ich pries ihn glücklich, daß er auf diese Art das Mittel zu einer unendlichen Wohlthat für Millionen leidender Geschöpfe geworden sei.

Ich verließ Concord in Begleitung dieses Herrn, der ein Bruder von Mrs. Emerson ist. Aber Concord bleibt meinem Gedächtniß eingegraben; seine schneeige Scenerie, sein blauer, klarer Himmel, seine Menschen, die Transcendentalisten — Alles was ich in Concord erlebte, hörte und sah, und ganz besonders seine Sphinx (Marie L—s Ausdruck für Emerson), bilden in meinem Innern eine Art von Alpenregion, die eine eigenthümliche Zauberkraft für mein Gemüth hat, und zu welcher ich wieder einmal zurückzukommen mich sehne, wie zu den Scenen und Bildern meines Heimathlandes.

Gestern Abend, als ich nach Hause kam, traf ich Marcus Spring, der in Geschäften nach Boston gekommen war. Es gewährte mir eine herzliche Freude, den guten, trefflichen Freund wieder sehen zu dürfen. Nach einer kurzen Besprechung mit ihm und Mr. Sumner fuhr ich mit Marcus zu Alcott's Schlußunterhaltung, wo allerlei kuriose Sachen in Bezug auf die Diät und ihre Wichtigkeit für die Menschheit zum Vorschein kamen. A. behauptete, alle hohe und heilige Lehrer des Menschengeschlechts seien große Freunde

der Diät gewesen und haben sich insonderheit der animalischen Nahrung enthalten. Jemand sagte, Christus habe Fleisch gegessen. Ein Anderer meinte, das lasse sich nicht beweisen. Ein Dritter bemerkte, er habe wenigstens Fische gegessen. A. sagte, das könne nicht bewiesen werden. Ich sagte, es „stehe geschrieben.“ Andre stimmten ein. „Gleichviel!“ sagte A. vornehm, „ich weiß etwas Besseres als das Fischeessen.“ A. trinkt offenbar zu viel Wasser und erzeugt blos Nebelgestalten. Er müßte Wein trinken und Fleisch oder wenigstens Fische essen, um Mark und Saft in seine Ideen zu bekommen. Auch Marcus S. machte sich über die Unterhaltung lustig, aber in seiner milden Weise. Unter der Zuhörerschaft befinden sich einige Frauenzimmer mit prächtigen Denkerstirnen, und schöne Gestalten. Ich habe sie noch nie sprechen gehört, und ich wundere mich, daß sie so ruhig dasitzen und zuhören können. Ich für meinen Theil vermag das nicht. Und obschon die Gesellschaft zu einer neuen Serie von Unterhaltungen eingeladen wurde, so ist diese gewiß die letzte, der ich anwohnte.

Den 26. Januar.

Alcott kam gestern Vormittag zu mir, und wir besprachen uns zwei Stunden lang; er erklärte sich im Zwiegespräch besser als in der allgemeinen Unterhaltung, und ich verstand ihn besser als bisher ich verstand, daß wirklich ein wahrer und tiefer Gedanke auf dem Grund seiner Reformarbeit ruht. Dieser Gedanke ist die Wichtigkeit einer ernsten und heiligen Gemüthsstimmung bei Eingehung der Ehe, damit der Bund ein edler sein und ein gutes und schönes Geschlecht erzeugen möge. Seine Veranstaltungen, um diese schöne und heilige Ehe zwischen schönen und guten Menschen zu Stande zu bringen (Andere dürfen nicht in die Ehe

treten; ho ho! die große Menge!) lasse ich in ihrem Werth. Sie sind besser und menschlicher, als die Ansichten, welche Plato in seinem Staat für denselben Zweck aufstellt. Und wer will läugnen, daß es besser um die Welt stände, wenn diejenigen, welche die Menschen zur Welt erzeugen, es mit höherem Gewissen, mit größerem Gefühl der Verantwortlichkeit thäten? Die Ehe steht doch im Allgemeinen in dieser Beziehung sehr niedrig. Ein Mann und ein Weib verbinden sich, um glücklich zu werden. Selbstsüchtiges Glück — darüber hinaus versteigt sich gewöhnlich der Gedanke nicht; er erhebt sich nicht zu dem Höheren: „Wir sollen unsterblichen Wesen Leben geben." Und das ist doch die höchste Bedeutung der Ehe. (Gatten, die keine Kinder bekommen, können sie dadurch erfüllen, daß sie elternlose Kleine an Kindesstatt annehmen). „Aber warum sprechen Sie das nicht vollständig aus?" sagte ich zu A. „Es ist von größerer Wichtigkeit als Alles was ich noch in Ihren Unterhaltungen gehört habe, und wirklich von höchster Wichtigkeit für die Gesellschaft." Alcott entschuldigte sich mit der Schwierigkeit, welche die Behandlung des Stoffs für eine allgemeine Unterhaltung darbiete, und sprach die Hoffnung aus, seine Ansichten durch Bildung eines kleinen Vereins verwirklichen zu können, worin er vermuthlich als Hoherpriester fungiren wird. Wieder ein Traum! aber der Träumer stieg in meiner Achtung bedeutend durch die Wahrheit und den Adel seiner Ansichten in dieser Beziehung. Auch seine Diätnarrheit will ich gelten lassen, nur nicht in ihrer Ausschließlichkeit. Und ich halte mich an den, der ohne Einseitigkeit und mit Beibehaltung des Weins und aller andern Gottesgaben den Menschen zuruft: „Wachet über euch, auf daß ihr euch nicht beschweret durch Völlerei und Trunkenheit."

Alcott schenkte mir zwei Bücher. Sie enthalten Gespräche, die zwischen ihm und verschiedenen Kindern

geführt wurden zu einer Zeit, wo er eine Schule hielt, welche die Schule par excellence werden sollte. Der Punkt, von welchem A. bei der Bildung der Kinder ausgeht, ist, daß er ihre höhere Natur zu erwecken und ihnen eine hohe Achtung für dieselbe einzuflößen sucht, damit sie sie lieben und immer ihr gemäß handeln. Darum stellt er ihren Blicken frühzeitig das Ideal des Menschen oder den Idealmenschen in Christi Person dar. Jede Zusammenkunft mit den Kindern beginnt damit, daß Alcott ein Capitel aus der heiligen Geschichte vorliest. Wenn dies vorüber ist, fragt er die Kinder: „Was war in euren Gedanken (oder in eurer Seele), während ihr das hörtet?" Mehrere antworten dann recht naiv und unmittelbar. A. leitet sie sofort zum Nachdenken darüber, welche Tugend in der gegebenen Erzählung oder Geschichte sich geoffenbart habe, dann müssen sie auch das Gegentheil nennen, sich besinnen, ob sie dasselbe bei sich finden u. s. w. Verschiedenes Gutes und Denkwürdiges kömmt dabei vor, und Vieles, was für das Bewußtsein der Kinder entwickelnd ist. Manches Wort von thauähnlich ursprünglicher Frische kommt von den Kinderlippen, aber auch viel Kindisches und Unbefriedigendes von den Kindern sowohl als von dem Lehrer. Jedenfalls ist dies eine Methode, die für die Schule im Großen nicht wohl paßt, über die aber Vater und Mutter sich besinnen sollten. „Was war in deiner Seele, in deinem Herzen?" was können nicht weise und liebevolle Lippen mit diesen Worten, wenn sie Abends nach dem Schulbesuch, den Arbeiten, den Spielen, den Sorgen und Freuden des Tags ausgesprochen werden, im Bewußtsein des Kindes zu seinem Frommen heraufrufen?

Als Alcott gegangen war, kam Emerson und blieb eine gute Stunde bei mir. Er wirkt immer wie eine stärkende Macht auf mich. Und gleichwohl schwimmt

auch seine Welt in einem Element der Auflösung und hat keine festen, unwandelbaren Gestalten oder Grenzen. Es ist wunderlich, wie eine so kräftige und konkrete Natur bei einer so losen und auflösenden Weltanschauung stehen bleiben kann. Aber — Emersons Denkungsart kann ich bemeistern; vor seinem Geist, seiner Natur muß ich mich beugen. Emerson war jetzt auf dem Weg nach Neu-York, wohin er eingeladen ist, um Vorlesungen zu halten; er hat versprochen, mich bei seiner Rückkehr wieder zu besuchen. Ich muß doch einmal eine gründliche Besprechung mit ihm haben, sowohl über die religiöse Frage als über Amerikas Zukunft. Ich verspüre auch einige Kampflust gegen ihn. Denn noch nie sah ich einen Löwen in Menschengestalt, ohne mein Löwenherz schlagen zu fühlen. Und ein Kampf mit einem solchen Geist ist immer ein Genuß, selbst wenn man keinen Sieg gewinnt.

Was Alcott betrifft, so weiß ich nicht, welcher Geist des Widerspruchs mich treibt, mich ein wenig mit ihm zu necken und über ihn lustig zu machen. Ich schätze doch aufrichtig die Bestrebungen des schönen, guten Idealisten, und wenn ich Etwas gegen ihn gesagt habe, so meine ich von Emersons tiefer Stimme den Vorwurf zu hören: „Unter all dem Lärm und Geräusche des Tags für materielle Zwecke wollt ihr nicht ein paar vereinsamte Stimmen ertragen, welche für Gedanken und Grundsätze sprechen, die nicht verkäuflich oder vergänglich sind?“ — Ach ja, wenn sie nur ein wenig vernünftiger wären!

Neulich einmal wohnte ich Abends einer großen „party“ von Bostons fashionabler Gesellschaft bei Mrs. Bryant bei. Ich befand mich wohl, die Gesellschaft war schön, elegant, sehr artig, und der Abend war mir angenehm. Einen andern Abend war ich bei einer andern großen „fashionabeln Partie“ in einem andern Hause. Ich befand mich unwohl und die Ge-

sellschaft erschien mir mehr geputzt und aristokratisch als angenehm. Ich sah auch einige Gestalten, wie ich sie in den Salons der neuen Welt und ganz besonders in den Salons Neuenglands nicht zu finden geglaubt hätte, so aufgeblasen, hochmüthig und unschön waren sie; in ihren Blicken und Gestalten stand „Geldbrotzthum" zu lesen. Man sagte mir, Mrs.*** und ihre Schwester haben ein Jahr in Paris zugebracht. Sie hätten von da, außer den Moden, etwas Pariser Grazie und Lebensart mitbringen sollen. Geldstolze Leute haben es in der Civilisation gerade so weit gebracht wie unsre Lappländer, die keinen andern Werth anerkennen, als den des Reichthums, und die das Verdienst eines Mannes nach der Zahl seiner Rennthiere bemessen. Ein Mann mit tausend Rennthieren ist ein sehr großer Mann. Die Geldaristokratie ist die niedrigste und roheste, die sich denken läßt. Um so schlimmer ist sie, in ganz unmäßigem Grade, in der neuen Welt daheim. Man kann auch den vollkommen üblichen Ausdruck über einen Menschen hören: „Er ist so und so viele Dollars werth." Aber die Besten hier verschmähen solche Ausdrücke. Sie würden niemals die Lippen eines Marcus Spring, eines Channing oder Downing beschmutzen. In Bezug auf das fashionable Leben muß gesagt werden, daß es hier nicht als das Höchste angesehen wird. Man hört von Leuten sprechen, die über der Mode (above fashion) stehen, und mit diesen meint man die Bevölkerung der höchsten Klasse. Es ist mir klar, daß sich hier allmälig eine Aristokratie bildet, die hoch über der gewöhnlichen der Geburt, des Vermögens oder der gesellschaftlichen Verbindungen steht, und die Aristokratie des wirklichen Verdienstes, der Liebenswürdigkeit und des Charakters ist. Allgemein ist sie indeß noch nicht. Es ist bis jetzt noch ein kleines Häuflein. Aber dieses wächst an und die Idee greift um sich.

Bei einem kleinen gemüthlichen Mittagessen bei Professor How war ich mit Laura Bridgeman zusammen, dem blinden und taubstummen Mädchen, das durch die Art, wie Professor How ihre denkende Seele erweckte und durch die rührende Erzählung, welche Charles Dickens in seinen „Amerikanischen Reisebemerkungen“ davon gab, berühmt geworden ist. Sie ist jetzt 20 Jahre alt, hat eine feine wohlgebildete Figur und ein Gesicht, das man hübsch nennen kann. Ueber den Augen hat sie eine grüne Binde. Als sie meine Hand ergriff, gab sie durch Zeichen zu verstehen, daß sie mich für ein Kind hielt. Eine der ersten Fragen, die sie an mich richtete, war, wie viel Geld ich für meine Bücher erhalten habe. Eine ächte Yankeefrage, die meine Wirthsleute sehr belustigte. Gleichwohl verhinderten sie das Mädchen, dieselbe weiter zu verfolgen. Ich fragte Laura (durch das Frauenzimmer, das sie immer als Dolmetscherin begleitet), ob sie glücklich sei. Sie antwortete mit einer Lebhaftigkeit und einem Versuch Laute von sich zu geben, welche bewiesen, daß sie gar nicht genugsagen konnte, wie glücklich sie sich fühlte. Sie soll auch beinahe immer heiter sein. Die beständige Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit, womit sie verpflegt wird, macht, daß sie nichts von Mißtrauen gegen die Menschen weiß, sondern ein Leben der Liebe und der Dankbarkeit lebt. Doctor How, eine der dunkeln Gestalten, welche Alcott als Erzeugnisse der Nacht verdammt, nämlich von dunkler Farbe, dunkeln Augen, schwarzen Haaren und einem prächtigen energischen Gesicht, ist allgemein für seine glühende Menschenliebe bekannt, die ihn gedrängt hat, für die Griechen, sowie für Polens Freiheit zu fechten, und sich zuletzt Derjenigen anzunehmen, deren körperliche Sinne gebunden und gefesselt sind. Seine Bekanntschaft ist mir seiner Persönlichkeit wegen theuer. Ich habe indeß nicht viel Gelegenheit, mich seiner Gesellschaft zu

erfreuen. Er scheint mir, wie auch ich, durch die überwiegende Kraft des Klimas und der Nahrung im Lande zu leiden. Seine Frau ist ein allerliebstes Weib mit reichen Naturgaben, feiner Bildung und vieler Naturfrische. Ein paar schöne kleine Mädchen, roth und weiß wie Milch und Blut, weich wie Baumwolle, frisch und schön wie Thautropfen auch in der Kleidung, kamen gegen das Ende des Mittagessens und schmiegten sich kosend an den düstern energischen Vater. Es war ein Gemälde, von dem ich wünschte, daß Alcott es gesehen hätte.

Ich gedenke noch ungefähr 14 Tage hier zu verweilen, um die Homöopathie ihr Werk an mir vollenden zu lassen. Mein guter Doctor kommt alle Tage zu mir und schon sein Anblick ist eine Freude für mich. Ich bin unbeschreibbar dankbar für das Gute, was ich von der Homöopathie empfangen habe und noch empfange, und ich denke beständig daran, wie wohl sie Dir bekommen wird. — — Reich werde ich wohl hier nicht werden, mein Kind, denn ich habe weder Zeit noch Lust etwas zu schreiben. Indeß kommt auch, Dank sei es der amerikanischen Gastlichkeit, meine Reise nicht so hoch, als ich geglaubt hatte. Und wenn einige meiner Freunde hier zu befehlen hätten, so würde sie mich gar nichts kosten, sondern ich würde auf Kosten des amerikanischen Volks leben und reisen. Aber das ist gar zu viel. Heute ist es abscheuliches Wetter, ein wahrer Gußregen und starker Wind. Ich habe mich beinahe darüber gefreut in der Hoffnung in Frieden bleiben zu dürfen, allein ich konnte doch einige Besuche nicht abweisen, wovon der eine die Absicht hatte mich in eine Abendgesellschaft zu bringen, der andere mich zu bestimmen, daß ich einem Portraiteur sitzen möchte. Aber beide bekamen ein Nein. Eben jetzt bekam ich das allerschönste Bukett von einer jungen Freundin, eine Menge schöner kleiner Blumen im Kelch

einer großen schneeweißen Calla aethiopica. Ueberhaupt vergehen nicht viele Tage, ohne daß ich von bekannten oder unbekannten Freunden schöne Blumensträuße erhalte. Dies ist sehr artig und hübsch gegen eine Fremde. Und dazu sage ich niemals nein, sondern bin immer herzlich dankbar, sowohl für die Blumen, als für die gute Meinung.

Jetzt Adieu mit dieser langen Schwatzepistel und ein herzliches Adieu an Dich, meine Holde!

Zehnter Brief.

Boston, den 1. Februar.

Innigen Dank für Deinen Brief vom 15. September. Es freut mich so unendlich zu hören und zu sehen, wie es daheim in der großen und in der kleinen Heimath steht. Das Spielhaus daheim am Abend, wo so ernsthaft um — Nichts gespielt wird und Fabian so streng und eifrig im Spiel ist, klingt ungemein gemüthlich, und so noch Verschiedenes in Deinem Brief meine liebe Agatha. Wenn Du nur Deine gewöhnliche Winterbeklommenheit nicht hättest! Ach der Winter! Aber ich freue mich doch, daß der Dezember sich ein wenig besser empfindet als der November, und gewiß wird Dir der Januar noch besser bekommen. Und dann kommt die Aussicht auf den Sommer und die Bäder in Marstrand. Mama schreibt, Du seist augenscheinlich stärker geworden nach Deinem Bad im letzten Sommer. Und im nächsten Sommer mußt Du dann nach demselben noch bedeutend stärker werden. Aber Dein Ideal — die Viehmagd, die ihren Stier am Horn nimmt — wann wirst Du das erreichen?

Meine Kräfte nehmen seit einiger Zeit bedeutend

zu. Dank sei es meinem vortrefflichen Doctor Osgood und seinen vortrefflichen Richtspülverchen und Pillen. Und fühle ich mich gesund, so ist auch meine Seele frei und frisch, und dann kommen mir Gedanken, die mich glücklich machen; dann fühle ich mich froh, daß ich im Lande der Pilger bin, in diesem Lande, das die Pilgerväter, wie sie hier genannt werden, zuerst betraten, zuerst einweihten zur Heimath religiöser und bürgerlicher Freiheit, jenes kleine Häuflein, von welchem die Bildung dieses Welttheils ausgegangen ist und noch ausgeht.

Es war im Dezember 1620, als das kleine Schiff die Maiblume (the May flower) mit den ersten Pilgern, 100 an der Zahl, am Strande von Massachusetts landete. Sie gehörten der Religionspartei an, die in England Puritaner genannt wurde, die nach der Revolution und in Folge derselben sich aufgethan hatte, und die eine vollkommnere Reformation verlangte, als diejenige, welche Luther zu Wege gebracht. Sie wollten wirklich die Wahrheit in volle Wirksamkeit bringen, welche Luther ausgesprochen hatte, als er auf das unmittelbare Verhältniß des Menschen zu Gott durch Jesum Christum hindeutend das Recht der Kirche und Tradition, das zu bestimmen, was geglaubt und gelehrt werden sollte, verwarf und für jeden Menschen die Freiheit forderte in Glaubenssachen zu prüfen und zu urtheilen, ohne ein anderes Gesetz oder eine andere Auktorität als Gottes Wort in der Bibel anzuerkennen. Die Puritaner verlangten auf Grund dessen das Recht die Ceremonien und für sie leeren Formeln der alten Staatskirche abzulegen, das Recht ihre Geistlichen selbst zu wählen, das Recht Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten und selbst über ihre kirchlichen Angelegenheiten zu bestimmen. Der Puritanismus war ein Durchbruch des alten himmlischen Sauerteigs, von welchem Christus prophezeit hatte, daß er dereinst

den ganzen Teig durchsäuern würde, des geistigen Freiheitsleben der Menschheit in Jesu Christo. Der von ihm ausgestellte Freiheitsbrief war das Losungswort der Puritaner. Mit diesem in Hand und Mund wagten sie sich in den Kampf gegen die herrschende Episcopalkirche, verweigerten ihre Vereinigung mit ihr, nannten sich Nichtconformisten und hielten besondere Versammlungen oder religiöse Conventikel. Staatskirche und Regierung vereinigten sich gegen sie und erließen das Conventikel-Plakat und Drohungen. Aber die Puritaner und Conventikel wuchsen mit jedem Jahr in England. Edle Priester mit dem Gemüth eines Wiklef schlossen sich ihnen an und mehrere der Angesehenen im Lande. Die Königin Elisabeth hatte sie noch mit Behutsamkeit und Achtung behandelt. Ihr Nachfolger Jacob rannte blind gegen die Mauer und sagte: „Ich will nichts von ihnen wissen! An den Galgen mit ihnen! Damit Basta." Und man ließ ihnen die Wahl zwischen Rückkehr zur Staatskirche oder Gefangenschaft und Tod. Das verstärkte die Opposition.

„Denn," sagt Thomas Carlyle, der sonst in seiner „Kritik über das Menschengeschlecht" ziemlich bitter ist, „man thut der Menschennatur Unrecht, wenn man glaubt, daß der Sporn zu großen Handlungen Eigennutz, irdischer Gewinn oder Genuß sei. Nein, was zu großen Unternehmungen anreizt und große Dinge zu Stande bringt, das ist die Aussicht auf Kampf, Verfolgung, Leiden, Märtyrerthum für die Sache der Wahrheit."

In einer der nördlichen Provinzen Englands erhob sich zu dieser Zeit in Dörfern und Städtchen eine kleine Schaar von Männern und Weibern, welche vereint den Entschluß faßten alles dafür zu wagen, daß sie ihren reinen Glauben frei bekennen und ihm gemäß leben dürften. Sie waren Leute aus geringem Stand, meistens Handwerker oder Ackerbauer, die von grober Handarbeit lebten und gewöhnt waren mit harten Le-

bensverhältnissen zu kämpfen. Holland bot damals ihnen, sowie allen bedrückten Kämpen der Wahrheit einen Zufluchtsort. Und nach Holland beschloß das kleine Puritanerhäuflein zu entfliehen. Mit großer Gefahr entkamen sie ihren wachsamen Verfolgern und Leyden in Holland wurde ihr Zufluchtsort. Aber sie kamen da nicht fort; sie sahen ein, daß sie nicht bleiben konnten, sie fühlten sich als Pilger auf der Erde, die ein Vaterland suchen müssen, und mitten unter den Kämpfen mit den Bedürfnissen des täglichen Lebens entstand bei ihnen der Glaube, daß sie berufen seien ein höheres Werk in der Menschheit auszuführen, als was ihr gegenwärtiges Loos mit sich brächte. Sie fühlten sich angeregt von Eifer und Hoffnung, das Evangelium und Christi Reich in den weitentlegenen Ländern der neuen Welt auszubreiten, selbst wenn sie auch nur die Treppenstufen für Andere bilden sollten, um ein so großes Werk auszuführen.

Sie erbaten sich und erhielten nach großen Schwierigkeiten von der englischen Regierung die Erlaubniß, nach Nordamerika auszuwandern, um daselbst „zu Gottes Ehre und zu Englands Nutzen" zu wirken.

Sie schafften sich zwei Schiffe an, die „Maiblume" und Eilbrav (Speedwell), um sie übers Meer zu führen. Die jüngsten und stärksten des Häufleins, die sich freiwillig dazu erboten, wurden auserwählt, die gewagte Fahrt zuerst zu beginnen, nachdem sie sich allgemein durch Fasten und Beten darauf vorbereitet hatten. „Laßt uns, sagten sie, Gott um einen rechten Weg für uns und für unsere Kleinen und um Unterkunft für uns Alle bitten." Blos ein Theil der nach Holland Ausgewanderten fand Platz auf den beiden Schiffen. Unter den Zurückbleibenden befand sich auch ihr edler Anführer und Lehrer Robinson. Aber vom Strande der alten Welt aus gab er ihnen zum Abschiedsgruß die herrlichen Worte:

„Ich lege Euch vor Gott und seinen heiligen Engeln auf, daß Ihr mir nicht länger nachfolgen sollt, als Ihr mich dem Herrn Jesu Christo nachfolgen sehet. Der Herr hat Euch durch seine heiligen Worte noch mehr Wahrheit zu verkündigen. Ich kann nicht genug den Zustand in den reformirten Kirchen beklagen, die zu einem Stillstandspunkt in der Religionslehre gekommen sind und nicht weiter gehen wollen als die ersten Werkzeuge ihrer Reformation. Luther und Calvin waren große und glänzende Geister ihrer Zeit, aber sie drangen nicht in alle Rathschläge Gottes ein. Ich beschwöre Euch dessen eingedenk zu sein — das ist ein Artikel im Bunde Eurer Kirche — daß Ihr Euch bereit haltet jede Wahrheit anzunehmen, die Euch durch Gottes Wort wird geoffenbart werden."

„Als die Schiffe bereit waren, um fortzufahren," schreibt einer der Auswanderer, „gaben uns die Brüder, die mit und für uns gefastet und gebetet hatten, ein Abschiedsfest in unseres Pfarrers Haus, das geräumig war. Und da erfrischten wir uns nach unseren Thränen mit Absingung von Psalmen, indem wir mit unsern Herzen sowohl als mit unsern Stimmen eine fröhliche Musik machten, denn mehrere von den Freunden waren sehr geschickt in der Musik. Darauf begleiteten sie uns nach Delft Haven, wo wir an Bord gehen sollten, und da bewirtheten sie uns von neuem. Und nach dem Gebet, das unser Pfarrer sprach, während dessen Ströme von Thränen vergossen wurden, folgten sie uns zum Schiff. Aber wir waren außer Stands mit einander zu sprechen, aus übermäßig großem Kummer, daß wir von einander scheiden sollten. Aber vom Schiff aus gaben wir ihnen einen Gruß, und dann erhoben wir unsere Hände zu einander und unsre Herzen für einander zum Herrn unsrem Gott und gingen unter Segel."

Günstige Winde führten die Pilger bald an Eng-

lands Küste. Aber dort mußte das kleinere der Schiffe, der „Eilbrav" ausgebessert werden, und kaum hatten sie Englands Küsten aus den Augen verloren, kaum schwellten die Segel auf dem atlantischen Meer, als der Kapitän und die Mannschaft des Eilbrav über der Größe und Gefährlichkeit des Unternehmens den Muth verloren und nach England zurückzukehren verlangten. Die Leute auf der Maiblume waren damit einverstanden, „obschon dieß sehr leidig und niederschlagend war." Inzwischen beharrte eine kleine Schaar entschlossener Männer und Weiber — von den letzteren waren mehrere hochschwanger — auf ihrem Unternehmen. Und mit ihnen, ihren Kindern, ihrem Hausgeräthe und ihrem Vieh schwamm die Maiblume vorwärts auf dem großen Meer der neuen Welt entgegen, und zwar während der stürmischsten Jahreszeit. Nach 63tägiger stürmischer Fahrt sahen die Pilger die Küsten der neuen Welt. Die Maiblume wirft in einem Hafen am Ufer von Massachussetts Anker.

Noch ehe sie ans Land gehen, während die Maiblume noch auf den Wogen der Tiefe weilt, treten die Auswanderer zusammen, um über ihre künftige Regierungsform zu entscheiden. Freiwillig bilden sie sich zu einer politischen Corporation und setzen folgenden Vertrag auf:

„In Gottes Namen, Amen. Wir Unterzeichnete u. s. w. Nachdem wir es zu Gottes Ehre und zur Ausbreitung des Reiches Christi, sowie zur Ehre unseres Königs und unseres Landes unternommen haben, die erste Colonie in den nördlichen Theilen Virginiens zu begründen, erklären wir hiemit feierlich und gegenseitig vor Gottes Augen und vor einander, daß wir uns in einer bürgerlich politischen Körperschaft vereinigen zu unserer besseren Ordnung und Erhaltung, sowie zur Förderung der genannten Zwecke, und daß wir in Kraft dessen solche Gerechtigkeit, für Alle gleiche Ge-

setze, Befehle, Verordnungen, Einrichtungen und Aemter von Zeit zu Zeit ausfertigen, bestimmen und schaffen, von denen wir glauben, daß sie das Gemeinwohl der Colonie am Besten fördern können, und denen wir Alle Unterthänigkeit und Gehorsam geloben."

Das Dokument wurde von allen Männern in der Gesellschaft, 41 an der Zahl, unterzeichnet. So wurde in der Cajüte der Maiblume die wahrste demokratischste Verfassung geschaffen, welche die Welt noch gesehen hat. Die demokratische Staatsgesellschaft, das sich selbst regierende Volk stieg, eine fertige Organisation, aus der Maiblume ans Ufer der neuen Welt.

Gleich Abraham war die Pilgerschaar, dem Rufe Gottes gehorsam, nach einem ihr unbekannten Lande ausgezogen, ohne noch genau das Werk zu wissen, zu welchem sie berufen war.

Sie gingen aus, eine freie, jungfräuliche Erde zu suchen, um allda ihre reine Kirche zu begründen zur Ehre für das Reich Gottes, und ohne es selbst zu wissen, legten sie dadurch den Grund zu dem neuen bürgerlichen Staat auf der Erde, zu einer Heimath und Gemeinschaft für alle Völker. Die Maiblume des bürgerlichen Gesellschaftlebens brach zugleich mit dem reinen Religionsleben aus ihrer Hülle hervor. Das war natürlich. Das Letztere schließt das Erstere in sich. Die Pilger trugen das Leben der neuen Weltbildung in sich, ohne es zu wissen.

Sie stiegen ans Land auf der Klippe, welche später Plymouther Klippe oder auch die Pilgerklippe genannt wurde. Einem jungen Mädchen erlaubte man zuerst, aus dem Boot ans Land zu springen. Ihr leichter Fuß war es, der zuerst auf dem Fels stand. Es war Winters Anfang, als die Pilger nach dem neuen Lande kamen. Sie wurden da von Kälte und Sturm und Widerwärtigkeiten empfangen. Sie unternahmen einen Streifzug ins Land und fanden an einem Ort etwas

Korn, aber keine Wohnungen, nur indianische Gräber. Sie waren blos ein paar Tage im Lande gewesen und hatten, um sich vor Sturm und Schneegestöber zu schützen, Wohnungen zu errichten angefangen, als der Sonntag einfiel, und das ist charakteristisch für diese erste puritanische Gesellschaft, daß sie unter solchen Umständen alle Arbeit ruhen ließen und unverbrüchlich und andachtsvoll den Sabbath feierten.

Ich habe neulich die Erzählung oder vielmehr Chronik gelesen, die tagebuchartig über das Leben, die Kämpfe und Arbeiten der ersten Kolonie während der ersten Jahre ihrer Ansiedelung geführt wurde. Es ist eine einfache Chronik ohne Phrasen und Wortgepränge, ohne alle romantische Ausschmückung, aber sie hat mich mehr gerührt als mancher rührende Roman und erscheint mir größer als manches Heldengedicht. Denn wie groß in all seiner Anspruchslosigkeit ist nicht dieses Leben, dieses Mühen! Welcher Muth, welche Beharrlichkeit, welche Treue und unerschütterliche Zuversicht bei diesem kleinen Häuflein! Wie sie sich helfen diese Männer und Weiber, wie sie ausharren in aller Noth und Widerwärtigkeit, im Leben und im Tode! Sie leben von Gefahren umgeben, unter Kämpfen mit den Eingebornen, sie leiden vom Klima, aus Mangel an Wohnstätten und Bequemlichkeiten, aus Mangel an Lebensmitteln; sie liegen krank darnieder, sie sehen ihre Geliebten sterben, sie hungern und frieren, aber sie harren aus. Sie sehen ihre Niederlassungen zerstört und sie bauen neue. Unter Kämpfen mit Noth und Widerwärtigkeiten, unter dem Pfeilregen der Indianer gründen sie ihren Staat, ihre Kirche, stiften Gesetze, eine Schulordnung, und Alles, was eine menschliche Gesellschaft stark macht. Sie führen in der einen Hand das Schwert und in der andern den Pflug. Unter beständiger Lebensgefahr sinnen sie beständig auf das Wohl ihrer Nachkommen und stiften Gesetze, deren Weisheit, Reinheit und

Menschlichkeit man bewundern muß. Auch die Kreatnr ist in dieser Gesetzgebung nicht vergessen, und auf Mißhandlung von Thieren sind Strafen gesetzt.

In den ersten Jahren ist die Noth oft ungeheuer. „Ich habe Männer vor Schwäche, die durch Mangel an Nahrung herbeigeführt war, schwanken sehen,“ schreibt ein Augenzeuge.

Die Erndte des dritten Jahres wurde reichlich, und statt wie bisher nur für den gemeinsamen Erwerb zu arbeiten, durften die einzelnen Mitglieder jetzt für ihr eigenes Haus und ihr eigenes Wohl arbeiten. Das belebte die Arbeit und die Sorgsamkeit. Nachdem die Zeit der Noth überwunden war, trat eine Zeit der Blüthe ein nnd die Kolonie erweiterte sich schnell und kräftig. Binnen wenigen Jahren sagte man von ihr: „Man kann da Jahr aus Jahr ein leben, ohne einen Betrunkenen zu sehen, ohne einen Fluch zu hören oder einem Bettler zu begegnen.“ Diejenigen, welche die erste Noth überlebt hatten, wurden sehr alt. Kein Wunder, wenn von diesen starken Vätern und Müttern ein Geschlecht aufwuchs, das zu einem großen Volk wurde. Andere Kolonien gegen Süden mit schlafferen Sitten und geringeren Lebenszwecken waren ausgestorben oder brachten es blos zu einem schwachen Leben unter dem Kampf mit den Eingebornen, dem Klima und Schwierigkeiten aller Art, die ihnen in den Weg traten. Die Puritaner mit ihrem hohen Lebensziel, ihrem starken Glauben und ihren reinen Sitten wurden die Besieger der Wildniß und die Gesetzgeber der neuen Welt, und ich weiß nicht, daß je ein Staat eine edlere Grundlage und edlere Begründer gehabt hätte. Mit den Pilgervätern in der neuen Welt hatte die ganze Menschheit einen Schritt vorwärts gethan. Das Geschäft, das sie zu verrichten hatten, war die Sache des ganzen Menschengeschlechts. Sie waren die Ersten. Nach ihnen folgten Andere.

Denn wenn ich vom Lande der Pilger über die Länder der Vereinigten Staaten hinausblicke, so sehe ich überall, im Süden wie im Norden und Westen, das Land zuerst bevölkert und die Staaten begründet von einer europäischen Bevölkerung, welche Verfolgung für ihren Glauben erlitten hat, welche Gewissensfreiheit und Frieden auf der neuen, freien Erde sucht; ich sehe Hugenotten und Herrenhuter im Süden, und längs des Missisippi im Westen Protestanten und Katholiken von allen Ländern Europas diese höchsten Schätze des Menschen suchen und finden und auf dieser reichen Erde blühende Staaten bilden, ganz unter den Freiheits- und Staatsgesetzen, welche die ältesten Pilger gestiftet haben.

Denn ihnen gebührt die Ehre der neuen Schöpfung und von ihnen gehen noch heute die schaffenden Ideen in der Gesellschaft der neuen Welt aus, und freiwillig oder unfreiwillig nehmen die verschiedenen Emigrantenbevölkerungen und Religionsgesellschaften das Gepräge von ihnen an. Die häuslichen Sitten und das Zusammenleben werden darnach gebildet; das kirchliche Leben in allen Religionssekten erkennt den Einfluß des puritanischen Bekenntnisses: „Lebe wie du lehrst; laß deinen ganzen Wandel von deinem kirchlichen Bekenntniß zeugen." Und die Regierungsform, welche die kleine Gesellschaft der Maiblume organisirte, ist das Lebensprinzip in sämmtlichen Staaten von Nordamerika geworden und ist dieselbe, die jetzt an der Küste des stillen Meeres Californiens wilde Freischaaren bezwingt und mit stiller Macht ordnet, indem sie dieselben zu gleicher Zeit zur Selbstregierung und zum Gehorsam gegen das Gesetz erzieht.

Die alte Kolonie hat nach allen Theilen der Union Schaaren von Söhnen und Töchtern der Pilger ausgesandt, und sie bilden zur Zeit mehr als ein Drittel der Bevölkerung Nordamerikas. Am stärksten sind sie

im Norden und am stärksten haben sie ihm das Gepräge ihres Geistes gegeben.

Betrachte ich die puritanische Gesellschaft, so wie sie sich in unsern Tagen, ungefähr 2 Jahrhunderte nach ihrer Niederlassung in der neuen Welt, zeigt, so scheinen mir zwei Grundkräfte darin die Triebräder zu sein. Die eine ist die Verwirklichung der Ideale des sittlichen Lebens; die andere ist der Drang die Erde zu erobern, d. h. alle ihre Kräfte und Erzeugnisse in den Dienst des Menschen zu nehmen.

Der Mann der neuen Welt und vor Allem der Neuengländer, humoristisch Yankee genannt, will erobern, und scheut dafür keine, wenn auch noch so grobe Arbeit und keine Beschwerde; die halbe Welt zu umreisen, um ein gutes Geschäft zu machen, ist ihm eine Kleinigkeit; der Wikingerdrang in seiner Natur, den er vielleicht ursprünglich von den skandinavischen Wikingern geerbt hat, zwingt ihn unaufhörlich zu wirken, zu unternehmen, etwas auszuführen, was ihm selbst und Andern Gedeihen bringt. Denn wenn er es selbst zu einem gedeihlichen Zustand gebracht hat, so denkt er (wo nicht schon früher) darauf sein Pfund dem allgemeinen Besten zuzuwenden. Er erwirbt, aber um wieder auszugeben. Er spart nicht egoistisch. Er hat einen lebhaften Bürgersinn und ist mehr darauf bedacht, einen von seinen Mitbürgern geachteten und geliebten Namen, als ein großes Vermögen zu hinterlassen. Er legt sein Erworbenes gerne in einem Institut oder einer wohlthätigen Einrichtung an, die sodann gewöhnlich seinen Namen trägt. Und ich weiß Personen, deren Wohlthätigkeitssinn so rein ist, daß sie auch diesen Lohn verschmähen.

In den nördlichen Staaten, die meistens von der ältesten Colonie bevölkert sind, scheinen die sittlichen Ideale von Mensch und Staat am Klarsten emporgekommen zu sein und noch immer klarer emporzukommen. Und

nachdem ich ein Gespräch mit den verständigen Idealisten unter meinen Freunden, sowie durch Beobachtung des Geistes in den Institutionen und anderer Kennzeichen die Forderungen gesehen habe, die man an den Menschen und den Staat stellt, und für welche das junge Amerika als für seinen wahren Inhalt und Beruf in der Menschheit kämpft, scheinen sie mir hauptsächlich folgende zu sein:

Jedes menschliche Individuum soll in seiner Eigenthümlichkeit wahr sein; es soll allein mit Gott stehen und von diesem innersten Standpunkt aus nur seiner Ueberzeugung gemäß handeln.

Es gibt keine Tugend für das eine Geschlecht, die nicht auch für das andere eine Tugend wäre. Die Männer sollen in Sitten und Anstand bis zur Reinheit des Weibes kommen.

Das Weib soll Gelegenheit zur höchsten Entwicklung besitzen, die mit ihrer Natur vereinbar ist. Ihre Intelligenz soll gleiche Gelegenheit zur Kultur und Entwicklung haben, wie die des Mannes. Sie soll dasselbe Recht auf Freiheit und Aufsuchung des Glückes besitzen wie er.

Die Ehre der Arbeit und der ehrliche Lohn der Arbeit muß allen ehrlichen Arbeitern zukommen. Alle Arbeit ist an sich selbst ehrenhaft und muß so betrachtet werden.

Im Staat soll die Gleichheitsbewegung vorherrschen, die nach Oben gleich macht. Der Mensch soll durch eine gerechte und gute Behandlung gerecht und gut werden. Der gute Geist wird den guten Geist hervorrufen.

(Dieß erinnert mich an die schöne, mittelalterliche, schwedische Legende von dem Jüngling, der vom Zaubergeist in einen Wehrwolf verwandelt, aber beim Klang seines christlichen Namens, welchen seine Geliebte

ruft, wieder in seine ursprüngliche Gestalt verwandelt wird).

Der Staat soll all seinen Mitgliedern die best mögliche Gelegenheit geben, ihre menschlichen Kräfte zu entwickeln und in Besitz ihrer menschlichen Rechte zu kommen. Dies wird theils durch Gesetze geschehen, die alle hemmenden Hindernisse wegräumen, theils durch allgemeine Erziehungsanstalten, die allen Bürgern Gelegenheit zu gleicher Entwicklung menschlicher Gaben verleihen, bis zu dem Alter, wo man glaubt, daß sie für sich selbst sorgen und über sich selbst bestimmen können.

Das Ideal des Staates wird theils durch die Vollendung des Individuums im Verhältniß zu seinem eigenen Ideal, theils durch die freien Vereine und Institutionen erreicht, worin die Menschen in brüderliche Verhältnisse zu einander treten und das Gefühl des solidarischen Verhältnisses und der gegenseitigen Verantwortlichkeit Aller erhalten.

Alles für Alle ist das wahre Ziel des Staates. Alle sollen zum Genuß alles Guten auf Erden kommen, sowohl leiblich als geistig, jeder nach seinem Maaß der Empfänglichkeit. Niemand wird ausgeschlossen, der sich nicht selbst ausschließt. Die Gelegenheit wieder einzutreten wird jedem offen erhalten. Darum soll das Gefängniß eine Besserungsanstalt sein, eine zweite Schule für diejenigen, die ihrer bedürfen. Der Staat soll sich in seiner vielseitigen Entwicklung so organisiren, daß Alle zu Allem kommen können, Alles zu Allen."

Das Ideal des amerikanischen Mannes scheint mir zu sein: Reinheit in der Absicht, Bestimmtheit im Willen, Einfachheit und Milde im Wesen und Benehmen. Dazu kommt etwas Zärtliches und Ritterliches im Verhältniß zum Weibe, eine Eigenschaft, die ihm unendlich schön läßt. In jedem Weib verehrt er seine eigene Mutter.

So scheint mir auch das Ideal der Amerikanerin, des Weibes der neuen Welt, Selbstständigkeit im Charakter, Milde im Wesen und Benehmen zu sein.

Das Glücksideal des Amerikaners scheint die Ehe und das häusliche Leben, nebst der bürgerlichen Thätigkeit zu sein. Eine Gattin, ein eigenes Haus und Heimwesen, ein eigenes Stück Land zu besitzen, es anzubauen und zu verschönern und dabei für den Staat oder die Stadt etwas Gutes zu wirken, das scheint das irdische Lebensziel der meisten Männer zu sein. Eine Reise nach Europa, um *fertige* Staaten und *Ruinen* zu sehen, gehört als eine gewünschte Episode mit dazu.

Von diesem amerikanischen Heimwesen habe ich genug gesehen und genug gehört, um sagen zu können, daß die Frauenzimmer im Allgemeinen darin alle Gewalt haben, die sie haben wollen. Das Weib ist in der neuen Welt der Mittelpunkt und die Gesetzgeberin des Hauses, und der Amerikaner liebt es so zu haben. Er will, daß seine Frau ihren eigenen Willen im Hause habe, und er befolgt denselben gerne. Ich habe als charakteristisch für dieses Verhältniß folgende Aeußerung eines jungen Mannes anführen hören: Ich hoffe, daß meine Frau ihren eigenen Willen im Hause haben wird, und hat sie ihn nicht, so will ich ihn ihr schon beibringen („I will make her have it!"). — Ich muß jedoch sagen, daß ich in den glücklichen Häusern, wo ich gelebt habe, die Frau ebenso eifrig darauf bedacht sah, sich nach den Wünschen des Mannes zu richten, als der Mann sichs angelegen sein ließ, die ihrigen zu

erfüllen. Ergebenheit und gesunde Vernunft machen Alles gleich.

Die Erziehungsanstalten für Frauenzimmer stehen im Allgemeinen hoch über den europäischen, und in der Erziehung, sowie Behandlung des Weibes liegt vielleicht das Bedeutendste von Amerikas Zukunftsarbeit für das Menschengeschlecht. Das steigende Ansehen des Weibes als Lehrerin und ihre Verwendung dazu in öffentlichen Schulen, auch für Knaben, ist ein allgemeines Factum in diesen Staaten, das mich sehr erfreut. Seminare sind eingerichtet worden, um sie zu diesem Beruf zu bilden (das Westnewton-Seminar für junge Lehrerinnen, das von Horace Mann angelegt ist, hoffe ich besuchen zu können; es liegt in der Nähe von Boston). Auch scheinen Neuenglands junge Töchter eine ganz eigene Anlage und Vorliebe zu diesem Beruf zu haben. Junge Mädchen von vermöglichen Eltern widmen sich demselben. Töchter von armen Ackerbauern gehen in die Fabriken und arbeiten da eine Zeit lang, um Geld zu verdienen, so daß sie die Schulen besuchen und hernach ebenfalls Lehrerinnen werden können. Ganze Schaaren von Schullehrerinnen ziehen von hier aus nach den Staaten des Westens und Südens, wo täglich Schulen erstehen und unter ihrer Leitung geordnet werden. Im Allgemeinen rühmt man die jungen Töchter Neuenglands sehr für ihren Charakter und ihr Talent. Auch Waldo Emerson, der nicht leicht rühmt, sprach lobend von ihnen. Sie lernen in den Schulen alte Sprachen, Mathematik, Physik, Algebra, mit großer Leichtigkeit und kommen darin ebenso weit wie junge Männer. Neuerdings hat ein junges Franenzimmer in Nantuchet (Massachusetts) sich in der Astronomie ausgezeichnet, einen Cometen entdeckt und dafür eine Medaille erhalten von — dem König von Preußen.

Die deutsche Literatur hat seit einigen Jahren einen starken Eingang in den nördlichen Staaten und

einen bedeutenden Einfluß auf die studirende Jugend erhalten, hauptsächlich als Erweckerin des Sinnes für die Ideale des Lebens. Die öffentlichen Redner und Vorleser, welche die Menge anziehen, sind die Fürsprecher der menschlichen Ideale. Friede, Freiheit, Wahrhaftigkeit, Nüchternheit, Reinheit und Veredlung in jeder Richtung, in jedem Zustand des Lebens, Verbreitung der Vortheile des Lebens und der Bildung unter alle Menschen sind die Gegenstände, welche die Beredsamkeit beleben und Tausende von Zuhörern anlocken. Alle Fragen werden behandelt und bearbeitet in der Richtung: Nutzen Aller, Veredlung Aller.

Man sagt von einem Baum, er wachse, wenn er sich dem Himmel näher erhebt, und man kann in dieser Beziehung auch von diesem Staate sagen, er wachse. Seine Arbeit geht nicht blos in die Breite, sondern auch in die Höhe.

Den 3ten Februar.

Seit meinem letzten Brief habe ich einen angenehmen Abend bei einem Antisclaverei-Meeting in Faneuil-Hall (einem großen Saal in Boston für allgemeine Zusammenkünfte) zugebracht, wo es sehr lebhaft zuging. Mr. Charles Sumner, welcher wünschte, daß ich eine der Volksversammlungen hier sehen sollte, begleitete mich dahin. Einige aus den Sclavenstaaten entflohene Neger sollten der Versammlung vorgestellt und über sie gesprochen werden. Der Saal und die Gallerieen waren gedrängt voll. Einer der besten Redner und gewiß der originellste Sprecher des Abends war ein großer Neger — John Brown, wenn ich mich recht erinnere — der neulich so glücklich war, mit Weib und Kind aus der Sclaverei zu entfliehen und der die Geschichte seiner Flucht erzählte. In der Beredsamkeit und in den

Geberden des Mannes war eine Frische, eine Lebendigkeit, eine Eigenthümlichkeit, die nebst dem eigenen, großen Interesse der Erzählung unendlich ansprach. Dabei gebrauchte er gar kuriose Gleichnisse und Ausdrücke, bei denen die Versammlung in lautes Lachen ausbrach; aber da lachte John Brown mit, ließ sich nicht stören und schritt nur um so eifriger in seiner Erzählung voran. Ich erinnere mich noch besonders der Stelle, wo er seine Fahrt über einen Fluß beschrieb, während er von ausgesandten Häschern verfolgt wurde: „Da sitze ich jetzt allein im Boot mit blos einem Paar Ruder, und rudre und rudre aus allen Kräften, um zu dem freien Strand hinüber zu kommen, wo mein Weib und meine Kinder mich bereits erwarten. Und da sitzen die Verfolger mit drei Paar Rudern arbeitend, um mich einzuholen und festzunehmen, und sie sind nahe bei mir; — aber über uns sitzt der große Gott und sieht auf uns und er gibt mir den Vorsprung. Ich erreiche den Strand, ich bin auf der freien Erde. Und noch an diesem Abend bin ich bei meinem Weib und bei meinen Kindern!“ Die Versammlung klatschte stürmisch. Nachdem dieser Redner abgetreten war, kam eine Gruppe, die gleichfalls mit lebhaftem Geklatsche begrüßt wurde: Ein weißes junges Frauenzimmer in einfach weißem Kleid und gänzlich schmucklosem Haar trat mit einer dunkeln Mulattin an der Hand vor. Letztere war Sclavin gewesen und hatte sich auf einem Schiff, wo sie verborgen wurde, gerettet. Ihr Eigenthümer hatte ihr Versteck beargwohnt, Erlaubniß zur Untersuchung des Schiffes erhalten und dann einen starken Schwefelgeruch gemacht, um sie zum Hervorkommen zu veranlassen. Sie hatte indeß den Rauch ausgehalten und war glücklich entkommen. Es sah hübsch aus, wie die junge weiße Dame, Miß Lucy Stone (eines der Frauenzimmer, die ich bei meiner Doctorin gesehen hatte) ihre Hand über den Kopf des schwarzen Mäd-

chens ausstreckte, sie Schwester nannte und als solche sie der versammelten Menschenmenge vorstellte. Es sah gut und schön aus, und so wurde es auch von Allen empfunden, daß die weiße Frau hier als Beschützerin und Freundin der Schwarzen dastand. Miß Lucy machte es auch recht gut, vollkommen weiblich, still und schön. Sie trat sodann vor, um die Geschichte der früheren Sclavin zu erzählen, und sprach eine gute Weile mit vollkommner Selbstbeherrschung, Klarheit und Würdigkeit in Ton und Geberden über die Sclaverei. Aber statt, wie sie konnte und mußte, das weibliche Bewußtsein des Lebens auszusprechen, statt die Theilnahme für das Unrecht anzuregen, welches besonders das Weib in der Sclaverei dadurch erleidet, daß ihre Kinder nicht ihr gehören, daß das Wesen, das sie in Schmerzen zur Welt bringt, ein Eigenthum ihres Herrn ist und ihr jeden Augenblick weggenommen und verkauft werden kann, statt auf diese und mehrere andere, das Rechtsgefühl und das Herz gleich empörende Verhältnisse, die besonders das Weib in der Sclaverei treffen, Gewicht zu legen, ging Miß Lucy auf die in den Journalen bereits breit getretene Polemik gegen die Sclavereiverfechter im Norden, sowie gegen Daniel Webster und seinen warmen Eifer für die Freiheit der Ungarn, während er gleichgiltig 3 Millionen von amerikanischer Bevölkerung in einheimischer Sclaverei sehe, ein. Sie wiederholte blos, was Männer bereits gesagt, und zwar besser und kräftiger als sie gesagt hatten, und dadurch verfehlte sie ihren Beruf als Rednerin gänzlich. Wann werden die Weiber einsehen, daß sie, um den Platz auf dem Forum würdig auszufüllen, mit der Würde und der Macht von Wesen auftreten müssen, die wirklich neue und hohe Wahrheiten auszusprechen und zu vertreten haben? Sie müssen aus dem Centrum der Weibersphäre denken und sprechen. Alles Wohlwollen und alle Höflichkeit der Männer wird in

die Länge nicht ausreichen, um ihnen die öffentliche Bahn des Wetteifers zu erhalten, wenn sie dieselbe nicht durch eigenthümlichen Inhalt einnehmen. An diesem fehlt es in der Wirklichkeit nicht; er liegt den Weibern nahe; ist in ihnen, um sie, wenn sie ihn nur sehen wollen. Aber sie müssen auch sich selbst und das Leben tiefer auffassen. Die Weiber, die in allen Zeitaltern als Priesterinnen des innern Lebens, als Prophetinnen und Dollmetscher des Höchsten und Heiligsten vorangestanden, und als solche bei den Völkern und den Königen Gehör gefunden haben, Deborah, Wala, Sibylla, Egeria (um nur einige der ältesten Typen zu nennen), sie können den Weibern der neuen Welt den Weg zur öffentlichen Macht, zum öffentlichen Einfluß andeuten. Und fühlen sie diese höheren Kräfte nicht in sich, wie weit besser ist es dann, in stiller Zurückgezogenheit zu bleiben! Wie mächtig können sie nicht auch da sein? Welche Macht ist größer als die der Liebe und der vernünftigen Güte? Der Adler und die Taube, so habe ich sagen gehört, sind von allen Vögeln diejenigen, die am Längsten und Schnellsten zu ihrem Ziel fliegen.

Miß Lucy Stones Zuhörerschaft war gutmüthig; sie lauschte aufmerksam und applaudirte am Schluß ihrer Rede, aber nicht sehr stark. Man rühmte ihre Leichtigkeit im Sprechen, das Passende ihres ganzen Benehmens, die Klarheit ihres Vortrags. Das war Alles, und mehr konnte es nicht sein. Im Ganzen war es nicht viel.

Mit den Herren, die nach ihr als Redner auftraten, kam mehr Leben und Interesse. Aber sie mißfielen mir durch ihren Mangel an Maßhaltung und Billigkeit, durch die Heftigkeit ihrer Ausrufungen und durch die Art, wie sie auch auf den Gallerien Personen suchten und bezeichneten, die mit ihrer Antisclavereiarbeit nicht einverstanden waren; es verletzte mich, daß ich

das Familienleben entheiligen hörte, indem man z. B. Uneinigkeiten zwischen Vater und Tochter in diesen Fragen bloslegte, und auf verschiedene Arten gegen das göttliche Sittengesetz „Richtet nicht“ anstieß. Die Polemik wurde mit großer Bitterkeit und Persönlichkeit betrieben. Aber lebhaft und lustig ging es zu, und das Verhältniß zwischen den Rednern und dem Auditorium war in hohem Grad frei und vertraulich. In der höchsten Gunst schien der junge Jurist Wendel Philipps beim Publikum zu stehen. Und er ist wirklich ein ungewöhnlich begabter und ansprechender Redner, der das Publikum mit sich reißt und sich seiner Macht dasselbe zu rühren und zu elektrisiren wohl bewußt zu sein scheint. Ein junger Mr. Quincy — aus einer der vornehmsten Familien in Boston — sprach heftig gegen die Sclavereivertheidiger, und unter diesen gegen seinen eigenen ältesten Bruder, dermalen Maire in Boston. Aber das Publikum liebte seine Ausfälle, zumal gegen den Maire, nicht, sondern zischte und lärmte erschrecklich. Um so rüstiger ging Mr. Quincy ins Zeug; er spazierte dabei auf dem Amphitheater auf und ab und hielt die Hände in seine Rockschöße gesteckt, mit denen er fächelte, indem er just so drein schaute, als mache es ihm großen Genuß, sich von lieblichen Zephyrn anblasen zu lassen. Am Ende nahm jedoch der Lärm und das Geschrei: „Philipps! Wendel Philipps!“ dermaßen überhand, daß Mr. Quincy gar nicht mehr gehört wurde. Er hörte also zuletzt auf und winkte lächelnd Wendel Philipps an seine Stelle zu treten. Dieser, ein blonder, junger Mann von angenehmer Gestalt und ungezwungener Haltung, trat vor und wurde mit einer Beifallssalve begrüßt, worauf tiefe Stille eintrat. Wendel Philipps sprach mit der Ruhe und Sicherheit eines Redners, der seiner selbst und seiner Zuhörerschaft gewiß ist, und er nahm den Gegenstand auf, welchen Miß Lucy hatte lie-

gen lassen; er sprach für die Sclavin, für die **Mutter**, deren neugeborne Kinder nicht ihr gehören, sondern dem Sclavenbesitzer und der Sclaverei. Er sprach darüber mit weicher, inniger Stimme und mit zärtlichen Worten, die aber im Stande waren wilden Unmuth über die Verhältnisse und Handlungen hervorzurufen, die er beschrieb. Dies war meisterhaft. Die Versammlung hing an seinen Lippen und griff jedes Wort auf. Einmal redete er, mitten in einer Beweisführung, meinen Begleiter, Mr. Sumner, mit den Worten an: „Ists nicht so, Bruder Sumner?" Dieser lächelte und nickte Beifall. Gegen das Ende seiner Rede sprang ein wild aufgeregter Herr auf die Estrade und begann neben Philipps zu peroriren. Dieser lachte und bat die Versammlung, nicht auf diesen „unschicklichen Herrn" zu hören; aber jetzt kam die Versammlung in Gährung, jedoch in aller Munterkeit; man lachte, man pfiff und schrie, man klatschte und zischte unter einander. Inzwischen begann man ganz ruhig die Gallerien zu räumen. Die Redner veranstalteten im Saal eine Kollekte für die Mulattin, worauf wir nebst der übrigen Menge abzogen, und ich mußte die methodische Stille bewundern, womit dies geschah. Niemand wurde gepufft oder gedrängt; jeder ging still und ruhig, wie die Reihe an ihn kam, und so verlief sich die Versammlung wie ein stiller Fluß. Und ich war froh eine Volksmenge gesehen zu haben, wo so viel Selbstgewalt von so viel Ordnung und Gutmüthigkeit beherrscht wurde.

Eines Tags besuchte ich mit Mr. Sumner das Staatshaus, sah den Senat schläfrig über einer Schuhlederfrage sitzen, und hörte im Haus der Repräsentanten viel sehr lebhafte, aber etwas plebejische Beredsamkeit in der Debatte über Pluralität und Majorität bei Abstimmungen (womit ich Dich nicht weiter behelligen will). Die Amerikaner sprechen mit der größten Leich-

tigkeit und Ungezwungenheit aus dem Stegreif; ihre Reden waren hier wie brausende Ströme, ihre Geberden energisch, aber einförmig und ohne Eleganz. Die Geste, die am häufigsten wiederkehrte, war die Ausstreckung des rechten Arms mit geballter Faust oder ausgestrecktem Zeigefinger. In beiden Häusern kamen der Präsident als Wortführer und mehrere Mitglieder zu mir, drückten mir die Hand und hießen mich willkommen. Ich erwähne dies, weil ich es schön und freundlich finde, auf diese Art eine fremde Person zu bewillkommnen, zumal ein Frauenzimmer, das ohne alle Bedeutung in der politischen Welt ist, sondern eigentlich der stillen Welt des Hauses angehört. Will das nicht besagen, daß die Männer der neuen Welt das Haus als das Mutterleben des Staates betrachten?

Ich hatte viel Vergnügen von diesem Besuch im Bostoner Staatshaus, das sowohl von innen als von außen ein stattliches Gebäude ist. Zwei große, schöne Wasserkünste springen vor der Façade, und oben auf der Freitreppe des Hauses hat man eine prächtige Aussicht. Unten liegt der große, grüne Platz, die Bostoner Allmand genannt, ebenfalls mit einer schönen Wasserkunst, die aus dem in der Mitte gelegenen Teich hoch aufspringt. Rundum auf drei Seiten gehen drei schöne Straßen, und längs derselben stehen hohe Bäume, meist Ulmen, die Prachtbäume von Massachusetts; einige von ihnen verschönern auch den parkähnlichen Platz. Auf der vierten Seite hat man eine freie Aussicht auf den Meerbusen. Hier, auf den breiten Asphaltseitengängen, unter den schönen Ulmen, liebe ichs, bei milder Witterung umherzuwandeln, durch die Baumzweige nach dem leuchtenden, blauen Himmel von Massachusetts emporzuschauen, und im Park die kleinen Republikaner anzusehen, wie sie lärmend und tobend aus der Schule kommen. In der Nähe dieses Platzes sind mehrere schöne, wohlgebaute Straßen, worunter die Mount

Auburn Street, mit einer Aussicht auf die See; ich gehe hin, wenn ich mich von der Allmand aus nach meiner Wohnung in Benzons Haus zurückbegebe. Unter dem Hügel, auf der andern Seite liegt ein Markt, Louisburg Square genannt, wohin ich ebenfalls oft gehe, aber weniger wegen seiner kleinen Einzäunung von Bäumen und Gebüschen, mit der dürftigen Aristidessäule in der Mitte, als vielmehr weil Mrs. Bryant da wohnt; bei ihr befinde ich mich immer gut und wohl, komme auch gerne manchmal zu einem kleinen, gemüthlichen Mittagessen bei ihr, in Gesellschaft ihrer Mutter, Mrs. Lee, einer muntern und herzlichen, prächtigen alten Dame, so wie noch einiger andern Gäste. Mrs. Bryant ist eine fashionable Dame, die ihre Kleider fertig aus Paris bezieht und wie eine reiche Dame lebt, dennoch aber ein offenes Herz für die bescheidenen Liebeswerke des Lebens hat, und Alles um sich her, auch die Thiere, glücklich zu machen sucht. Sie hat einen stattlichen, grauen Windhund, Prinzessin genannt, den angenehmsten Haushund, mit dem ich noch Bekanntschaft gemacht habe.

Mrs. Bryants kleines Mädchen, Julia, hat merkwürdige Aehnlichkeit mit ihrer Großmutter, in Bezug auf Charakter, Lebhaftigkeit und auch Witz. Das herrliche Kind macht die hübschesten Wortspiele, ohne es zu ahnen.

Eines Tags, als man einen guten Schlittweg hatte, fuhr Mrs. Bryant mit mir aus, um die Schlittenfahrt auf dem Neck zu sehen, einer schmalen Landzunge, wo die Fashionables von Boston ihre Wettfahrten in Schlitten halten. Die jungen Herrn in ihren leichten, feinen Fuhrwerken mit raschen Rennern flogen wie der Wind dahin. Es sah hübsch und frisch aus. Einmal sah ich auch einen der Riesenschlitten, wo fünfzig bis hundert Personen beisammen sitzen. Er war mit vier Pferden bespannt, und gewiß saßen mehr als fünfzig junge

Frauenzimmer in weißen und rosarothen Seidenhüten mit flatternden Bändern im Wagenkorb. Es sah aus wie ein ungeheurer Korb voll Blumen; recht zierlich und hübsch. Aber ich liebe es nicht die Menschen in Haufen zu sehen, nicht einmal als Blumenhaufen; die Menge vernichtet die Individualität. Und eine schönere Schlittenfahrt als die in unsern schwedischen Aracks, wo Herr und Dame auf Bären- oder Leopardenfellen neben einander sitzen, gezogen von zwei raschen Pferden mit wogender weißer Netzdecke, ein schöneres Fuhrwerk und ein schöneres Fahren habe ich nirgends gesehen.

Diesen Winter war die Schlittenfahrt in Boston nur unbedeutend, und überhaupt war der Winter nicht streng. Aber ich, die ich den schwedischen Winter so sehr liebe und in unsrer stärksten Kälte leicht athme, finde mich dennoch hier etwas bedrückt, wenn die Luft kalt ist, wie eben jetzt. Es empfindet sich so hart und streng. Es kommt mir vor, wie wenn der strenge Geist der alten Puritaner in die Luft gefahren wäre und sie durchdrungen hätte. Und eine solche Luft taugt nicht für mich. Sicherlich ist Amerikas Luft von der europäischen spezifisch verschieden. Sie erscheint dünn und trocken, wunderbar fein und durchdringend. Und sicherlich wirkt sie auf die Konstitution der Einwohner ein. Wie selten sieht man nicht hier dicke Leute, runde Formen! Die Frauen sehen fein und nicht stark aus. Die Männer erscheinen kräftig und geschmeidig, sind aber gewöhnlich mager und wachsen mehr in die Höhe als sonst. Wenn sie über die Jünglingsjahre hinaus kommen, sinken die Wangen der Männer ein, und ihre Gesichtsbildung nähert sich dem indianischen Typus. Das Klima Bostons wird, in Folge der kalten Seewinde, allgemein für nicht gut gehalten. Ueber Boston kann ich dir übrigens nicht viel sagen, denn ich habe nicht viel und dieses Wenige nicht in der rechten Stim-

mung gesehen. Die Stadt scheint mir außer einem Theil, von dem ich gesprochen habe, nichts sonderlich Schönes zu besitzen. Die Umgebungen dagegen sind mir als sehr schön geschildert worden und sollen an mehreren Orten denen von Stockholm gleichen. Bis jetzt habe ich sie blos von einem bedeckten Wagen aus und im Winterschmuck gesehen. Ich habe eine Menge schöner Landhäuser oder Villen bemerkt.

Meine genußreichsten Stunden in Boston habe ich in Mrs. Kembles Vorlesungen (readings) aus Shakespear gehabt. Sie ist ein wahres Genie und besitzt ein bewundernswürdiges Talent in Ausdruck und Modulation der Stimme, die bei jeder Person, welche sie vorzustellen hat, augenblicklich wechselt. Was man sie lesen gehört hat, das kann man nie vergessen. Sie versetzt uns gänzlich in die Welt und in die Scenen, welche sie darstellt. Ihre Mimik ist meisterhaft, ganz besonders in Heldenrollen. Ihr leuchtendes, prächtiges Gesicht, als sie als Heinrich V die Armee zur Tapferkeit ermahnte, vergesse ich nie. Und die Scene zwischen dem verliebten Kriegerkönig und der schüchternen, vornehmen und dennoch naiven französischen Prinzessin gab sie auf eine Art wieder, daß man lachen und weinen konnte, d. h. man lachte, aber mit Thränen in den Augen vor lauter Vergnügen. Wenn Mrs. Kemble vor das Publikum tritt, so erblickt man in ihr sogleich eine mächtige, stolze Natur, die sich vor dem Publikum blos beugt, in dem Bewußtsein es bald beherrschen zu können. Schon der erste Eindruck ihrer Persönlichkeit ist mächtig. Und dann — während ihrer Vorlesung, ja dann vergißt sie das Publikum und Fanny Kemble, und das Publikum vergißt sich und Fanny Kemble mit, und beide leben und athmen und schaudern und sind entzückt in den großen dramatischen Lebensscenen, welche sie mit wunderbarer Macht hervorzaubert. Sie ist eine kräftige, obwohl nicht große Gestalt, englisch

rund; ihr Gesicht ist nicht eigentlich schön, aber doch hübsch und hat besonders einen reichen, prächtigen Ausdruck. „In ihrem Lächeln sind fünfzig Lächeln!“ sagte Marie Lowell, die immer den Nagel auf den Kopf trifft, von ihr.

Gegen mich ist Mrs. Kemble unendlich liebenswürdig und artig gewesen; sie hat mir auch ein doppeltes Freibillet für mich und einen Freund zu ihren „Vorlesungen“ geschenkt. Dieser Tage las sie mein Lieblingsdrama unter den Shakespear'schen, Julius Cäsar, und zwar so, daß es beinahe zu viel für mich war. Neben den herrlichen Heldencharakteren und ihrem Leben schien mir die Gegenwart um mich her und mein eigenes Leben mitten in derselben so arm, trivial, schwach und farblos, daß es — peinlich war. Und dies war es um so mehr, als ich, noch ganz aufgeregt von der Vorlesung, in jedem Zwischenakt und am Schluß des Stückes mich nach rechts und links wenden mußte, um mir Leute vorstellen zu lassen und Händedrücke zu wechseln — vielleicht mit den besten Menschen von der Welt, aber für den Augenblick wünschte ich sie alle zusammen in den Mond. Ueberdies hatte ich als Nachbarin ein mir fremdes Frauenzimmer, das, so oft im Stück oder Vortrag etwas Bemerkenswerthes vorkam, es mir freundschaftlich mit dem Ellbogen zu verstehen gab.

Was die Menschen um mich her betrifft, so muß ich sie in zwei oder vielmehr drei Klassen abtheilen. Die eine ist liebenswürdig, voll von Güte, Feinheit und edlem Zartgefühl; ich habe in Wahrheit nirgends liebenswürdigere und angenehmere Leute kennen gelernt. Die zweite ist — gedankenlos; sie meint es gut, aber sie quält mich oft sehr, läßt mich niemals in Frieden, weder daheim noch draußen, in Kirchen und an andern öffentlichen Orten, und hat keinen Begriff davon, daß man Ruhe wünschen und ihrer bedürfen kann. In

dieser Klasse herrscht allerdings große Neugierde, aber auch viel wirkliche Gutmüthigkeit und Herzlichkeit, obschon sie sich oft etwas sonderbar ausdrückt. Aber ich würde Vieles auch leichter nehmen, wenn ich mich bei meinen gewöhnlichen Körper- und Seelenkräften befände. Die dritte, ja — die ist ganz peinlich, und von ihr will ich weiter Nichts sagen, als daß sie aus sehr Wenigen besteht, die mir gestohlen werden können. Sie gehören einer Menschenart an, die sich wohl in allen Ländern findet. — Ich bekomme die ganze Woche hindurch Einladungen, nehme aber nur selten eine solche zu einem Mittagessen, d. h. einem kleinen Mittagessen an. Diese sind meistens recht angenehm, und ich bekomme da hübsche Familien in schönen, behaglichen Wohnungen zu sehen. In allen erkennt man die englische Anordnung und den englischen Geschmack wieder. Die Einladungen auf den Abend habe ich fast alle ablehnen müssen. Ich befand mich so unwohl in den Abendgesellschaften. Die Wärme der Gasbeleuchtung in den Salons, sowohl in New-York als in Boston, quält mich ebenfalls, verursacht mir Fieber und macht mich roth und häßlich. Dagegen habe ich mich einiger stillen Abende zu Haus erfreut, seit ich einen jungen Vorleser bekommen habe, wie ich mir keinen bessern wünschen konnte. Ein angenehmer und hübscher junger Mann, Mr. Vickers, der Sohn eines Engländers, des Associé von Benzon, der hier im Hause wohnt, erbot sich mir Abends vorzulesen, obschon er, wie er sagte, nicht wisse, ob er mirs zu Gefallen machen könne, da er noch niemals vorgelesen habe. Er las auch im Anfang etwas stammelnd, aber sachte und mit der allersanftesten männlichen Stimme. Dies war Musik für meine Seele und meine Sinne; es beruhigte mich auf eine liebliche Art. Bald verlor sich auch das Stottern gänzlich, und die Vorlesung wurde gleichmäßig und melodisch, wie ein sanft dahinrinnender Bach. Und

so hat er mir manchen guten, stillen Abend bereitet, indem er mir Washingtons Biographie von Mr. Sparks, dem Präsidenten in Cambridge, oder Emersons Versuche und andere Bücher vorlas.

Bei beiden Geschlechtern habe ich eine auffallend singende Betonung bemerkt, wenn sie sprechen. Bei entwickelten Individuen wird diese melodisch, aber bei minder entwickelten, zumal Frauenzimmern, ist sie oft gleichsam klagend und mitunter piepsend, z. B. am Ende einer Frage, was nicht angenehm ist. Die Männer (die ungebildeten) näseln oft. Starke und volle Stimmen sind selten. Im Allgemeinen sprechen sie, besonders die Männer, leise, ohne Accent, mit einer gewissen Nonchalance, wie wenn sie die Worte ganz gleichgültig fallen ließen. Ich kann sie oft nicht hören und verstehen, wenn sie unter einander sprechen, so leise und ausdruckslos ist es. Gleichwohl sehe ich, daß sie mit diesen wenigen affectlosen Worten ganz kurz und bestimmt Partei ergreifen, Geschäfte abmachen u. s. w. Sie besinnen sich wenig, sprechen wenig, verlieren weder Zeit noch Worte, entschließen sich im Nu und mit einem Wink. Ich wundere mich oft, wie still und leicht die Sachen sich zu machen scheinen; man sollte meinen, die Leute benützten eine Art von Telegraph. In der feineren Gesellschaft legt man großes Gewicht darauf, mehrere Sprachen, besonders französisch zu kennen, und mancher möchte sich gerne mit seiner Fertigkeit darin rühmen, aber man wagt es höchst selten, obschon die Amerikaner weit besser französisch sprechen als die Engländer. Die Vernünftigen hier sind über eine solche Prahlerei weit erhaben und machen sich darüber lustig.

Auch Mr. Charles Sumner hat mir einige angenehme Stunden bereitet, indem er mir allerlei und namentlich Gedichte von Longfellow vorlas. Eines Tags las er mir eine Erzählung (die Wirklichkeit, ein

Gedicht in Prosa) von Nathanael Hawthorne, vor, die mir so großes Vergnügen machte, daß ich mir erlaube, sie dir in der größten Kürze mitzutheilen.

Hawthorne ist einer von den jungen Prosaikern Nordamerikas, der sich bereits einen großen Ruf erworben hat. Seine Schriften sind mir von einer anonymen Freundin zugesandt worden, welche ich entdecken zu können hoffe, denn ich will ihr danken. Er behandelt nationale Gegenstände mit großer Sinnigkeit und Frische, und das mystisch düstere Gefühl, das in der Tiefe seiner Gemälde liegt wie ein nächtlicher Grund, auf welchem die Sterne vortreten, übt einen großen Zauber auf die Gemüther der neuen Welt, vielleicht auch deßhalb, weil es ihrer Alltagswelt so ungleich ist. Das Stück, das Mr. Sumner mir vorlas, heißt: das große steinerne Gesicht („the great stone face") und der Gedanke dazu scheint aus dem wirklichen großen steinernen Gesicht entnommen zu sein, das man an einer Stelle unter den Bergen von New-Hampshire, die weißen Berge genannt, sehen kann.

In einem der Thäler New-Hampshires, erzählt Hawthorne, wurde in einer geringen Hütte von armen Eltern ein junger Knabe erzogen. Von seiner Wohnung und vom ganzen Thale aus konnte man in einem der hohen fernen Berge ein großes menschliches Profil gleichsam im Berg ausgehauen sehen, und es war bekannt unter dem Namen das große steinerne Gesicht. Es ging eine alte Sage im Thal, daß einmal ein Mann ins Thal kommen würde, dessen Gesicht dem großen steinernen Gesicht gleiche, und er sollte der edelste Mann sein und ein goldenes Zeitalter im Thal einführen. Der junge Knabe wuchs heran in der Anschauung des großen steinernen Gesichtes, welches das Thal beherrschte, und unter Gedanken an den erwarteten Fremdling, der eines Tags kommen und das Thal so glücklich machen würde. Ganze Stunden konnte er

das große steinerne Gesicht betrachten und sich in den hohen Adel und die Schönheit seiner Züge vertiefen. So wuchs er auf, ging in die Schule, wurde Jüngling und Schullehrer und Pfarrer; aber immer sah er auf das hohe reine Gesicht im Gebirge, und immer mehr wuchs seine Liebe für die Schönheit desselben und immer inniger sehnte er sich nach dem Mann der Verheißung, der seine herrlichen Züge tragen sollte.

Auf einmal ging ein großer Ruf durch das Thal: Er kommt! er kommt! Und alles Volk zog aus um dem großen Mann entgegen zu gehen und ihn willkommen zu heißen, und der junge Priester unter der Menge. Und der große Mann kam in einem großen Wagen, gezogen von 4 Pferden, umgeben von einem jauchzenden Volkshaufen. Und alles Volk rief: Wie gleicht er dem großen steinernen Gesichte! Aber schon auf den ersten Blick sah der junge Priester, daß er es nicht war, daß er der verheißene Fremdling nicht war. Und nachdem er sich einige Zeit im Thal aufgehalten, sah alles Volk dieß auch. Aber der junge Priester wandelte seines Wegs still weiter, indem er Gutes that und den verheißenen Wohlthäter erwartete. Und immer sah er auf das große Gesicht und meinte vor seinen Augen zu leben und zu handeln. Noch einmal geht das Gerücht durch das Land aus: Er kommt, er kommt der große Mann! Und wieder strömt das Volk hinaus ihm entgegen. Und er kommt in Pracht und Herrlichkeit wie vorher und wieder ruft das Volk: Wie gleicht er dem großen steinernen Gesicht! Das ist er gewiß! — Und der Jüngling sieht ein blaßgelbes Gesicht, das wirklich dem großen Gesicht ein wenig gleicht; aber es ist doch auch etwas sehr ungleiches darin. Und nach einiger Zeit wird diese Ungleichheit immer mehr bemerkt und man sieht bald allgemein, daß der große Mann kein wirklich großer Mann und dem großen steinernen Gesicht ganz und gar nicht gleich ist. Und er

wird aus dem Thal weggewiesen. Diese Hoffnungen und Täuschungen erneuern sich noch ein paarmal. Endlich gibt der Missionär seine sanguinische Erwartung auf, hofft aber noch immer im Geheimen und fährt fort im Stillen in seinem Beruf zu wirken, immer ernster und in ausgedehnteren Kreisen, immer zu dem großen Gesicht emporschauend und gleichsam seine Züge immer tiefer und tiefer in seine Seele prägend. Während der Zeit ist der Jüngling Mann geworden; sein Haar hat zu grauen und sein Gesicht von den Furchen des Alters gepflügt zu werden begonnen; aber noch ist der große Erwartete nicht gekommen. Gleichwohl hofft er noch immer. Inzwischen hat sein Einfluß das Volk im Thale veredelt und verschönert. Allgemeiner Friede und allgemeine Wohlfart sind nach einer langen Reihe von Jahren entstanden. Das Haar des Missionärs ist silberweiß; sein Gesicht ist blaß geworden und hat starre Züge bekommen, doch ist es voll von Menschenliebe. Da beginnt das Volk im Thale zu flüstern: Sieht man nicht deutlich, daß er eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem großen steinernen Gesichte bekommt? . . . Eines Abends kommt ein Fremdling zu der Hütte des Priesters und empfängt Gastfreundschaft. Er ist ins Thal gekommen, um das große steinerne Gesicht zu sehen und den Mann, von welchem das Gerücht sagte, daß er seine Züge trage nicht blos in der Schönheit des Gesichts, sondern auch in der Schönheit des Geistes. An dem stillen Abend vor den ewigen Lichtern, vor dem großen steinernen Gesicht im Gebirge erkennt der Fremdling den Gesuchten in — seinem Wirth; und dieser, dessen letzte Stunde gekommen ist, fühlt seine Seele schwellen von einer glückseligen Ahnung, während seine Züge im Tode erstarren und sich in diesem Augenblick zu vollkommener Gleichheit mit dem großen Gesichte verklären, welchem auch in der Todesstunde sein Antlitz zugekehrt ist.

Hawthorne ist wesentlich Dichter und Idealist seiner Natur nach. Sein letztes Buch, „der Scharlachbrief", macht gegenwärtig großes Aufsehen und wird als ein geniales Werk gerühmt. Hawthorne selbst soll ein schöner Mann sein, gehört aber zu den menschenscheuen Dichternaturen. Seine Frau und seine Schwägerin kenne ich. Beide sind seelenvolle Weiber und namentlich die erstere ist sehr hübsch und angenehm. Hawthornes stehen im Begriff, nach der schönen Binnenseegegend im westlichen Massachusetts, Lenox zu ziehen, wo auch Miß Sedgewick wohnt und sie haben mich freundlich in ihr Haus eingeladen. Ich werde mich freuen, den Verfasser des „großen steinernen Gesichtes" näher kennen zu lernen.

Ein sehr gelesener und talentvoller Schriftsteller, aber von ganz anderer Natur als Hawthorne, ist N. P. Willis in New-York. Geistreich, sarkastisch, voll von spielender Lebendigkeit, gibt Willis Genrebilder mehr aus dem äußern, als aus dem innern Leben. Hawthorne zeichnet mystische Scharlachbuchstaben aus dem dunkeln Innern des Herzens, Willis schreibt „beiläufige Pinselstriche" („pencillings by the way").

Cooper und Washington Irwing (der erstere lebt jetzt auf seinem Gut im Westen von New-York) haben uns durch ihre Romane und Erzählungen bereits zu näherer Bekanntschaft mit einem Welttheil eingeführt, den wir vorher nur wenig kannten, außer durch die Namen Niagara und Washington. Nach diesen Dichtern in Prosa haben sich mehrere Frauenzimmer in den nördlichen Staaten als Schriftstellerinnen im Roman und in der Erzählung ausgezeichnet. In der vordersten Reihe stehen und allgemein beliebt sind: Miß Katharina Sedgewick, deren vortreffliche Charakterschilderung und Gemälde amerikanischer Scenen wir auch in Schweden durch ihr „Redwood" und „Hope Leslie" kennen; Mrs. Maria Child, die in ihren Ge-

mälden vom Leben der Vorzeit sowohl, als der Jetztzeit ihre warme Liebe für die Ideale des Lebens, für alles Gute, Edle und Schöne ausspricht und in allen Gegenständen, Menschen, Blumen, Sternen Institutionen, Wissenschaften, Künsten, Ereignissen, den Punkt oder den Ton sucht, wo sie mit den ewigen Harmonien zusammentönen; eine rastlose Sucherin nach ewiger Ruhe in der Harmonie der Sphären, eine platonisirende Denkerin, eine Christin an Herz und Wandel. Mrs. Karoline Kirkland, geistreich, humoristisch und sarkastisch, aber auf dem Grund eines großen Herzens und eines großen Verstandes, wie wir dieß auch aus ihrem köstlichen Buch „Eine neue Heimath im Westen" gesehen haben. Miß Maria Mac Intosh, die wir aus ihrem Roman „Scheinen oder Sein" kennen, und deren alltägliches Leben ihr schönster Roman ist. Aber das dürfte man auch von den andern sagen können. Von Mrs. Sigourney habe ich bereits gesprochen. Mrs. L. Hall, Verfasserin eines größeren dramatischen Gedichts, Mirjam, kenne ich bis jetzt blos dem Rufe nach.

Die Zahl der Schriftstellerinnen und Dichterinnen zweiten und dritten Rangs ist hier Legion. Sie singen wie die Vögel im Lenz. Da sind eine Menge Zeisige, Buchfinken, Sperlinge, auch die eine und andere Drossel mit tiefen, gedankenreichen Tönen, schön aber wenig; aber der Lerche reichen, anhaltenden Gesang, der Nachtigall volle Begeisterung habe ich bei den Sängerinnen hier zu Lande noch nicht gehört. Und ich weiß nicht, ob diese reiche artistische Eingebung weiblichen Naturen angehört. Ich halte im Allgemeinen nicht viel vom Talent des Weibes als schaffende Künstlerin. Die „ungeschriebenen lyrischen Gedichte" (the unwritten lyrics) (wie Emerson einmal sagte, als wir davon sprachen) dürften ihre eigentliche Stärke sein.

Die jungen Lowells sind in Trauer versetzt. Ihr jüngstes Kind, die kleine schöne Rosa, ist gestorben. James Lowell meldete es mir kürzlich mit einigen Worten. Ich muß zu ihnen hinausfahren. Ich habe sie seit der Erkrankung des guten Kindes nicht gesehen.

Den 10ten Februar.

Jetzt, meine gute Agatha, will ich den Augenblick am Flügel nehmen und . . . .

Den 15ten Februar.

Der Flügel ging just herunter, als ich ihn anfassen wollte. Ein Besuch kam, den ich empfangen mußte und dann . . . Ach wie wenig Lebensgenuß hat man doch bei diesem gehetzten Leben, obschon es ehrenvoll sein sollte und wohl auch ist! Ich möchte einmal Ruhe haben vor offenen Briefen mit Einladungen, vor Bitten um Autographe, vor Versen, Packeten und Schachteln mit Geschenken an Büchern, Blumen u. s. w. Ich komme nicht dazu, oder vielmehr, es ist mir oft rein unmöglich, alle diese Briefe und Billete zu lesen, die im Verlauf des Tags eintreffen, und schon der Gedanke, sie beantworten zu müssen, macht mir Fieber, und dann die Menschen, die Menschen, die Menschen!!!

Inzwischen danke ich Gott und meinem guten Doctor innig, daß meine Gesundheit sich um soviel gebessert hat, denn das wird mich in den Stand setzen, künftig besser ein Wohlwollen anzunehmen, das ich dennoch dankbar empfinde, um meinen Feldzug in diesen Ländern auszuführen. Ich kann Benzon nicht genug danken für das angenehme Leben, das er mir in Boston bereitet hat, und ebenso Mr. und Mrs. King, meinen freundlichen Wirthsleuten seit Benzons Abreise.

Ich habe, was Bequemlichkeit und Comfort betrifft, wie eine Prinzessin gelebt. Aber ich sehne mich nach dem Süden, ich sehne mich nach einer milderen Luft, ich sehne mich nach einem Leben mit der Natur. Ich sehne mich auch nach freien Ansichten, nach den unermeßlichen Prärien in dem wundervollen Westen, am Ohio und den Fluthen des Mississippi. Dort erst, so sagt man mir, werde ich das werdende Amerika sehen und verstehen. Aber soviel verstehe ich aus dem, was man mir von der Fruchtbarkeit und dem Reichthum dieser Gegend sagt, daß, wenn einmal das tausendjährige Reich auf die Erde kommt, es hier im Mississippithal sein muß, das zehnmal größer sein soll, als das Nilthal, und eine Bevölkerung von mehr als 250 Millionen Menschen aufnehmen könnte .... Wie schön muß es sein, wenn der Frühling kommt! Hier ist es jetzt sehr kalt und eine harte Luft.

Ich will Dir jetzt in aller Kürze ein kleines Bülletin über die Ereignisse der verflossenen Zeit geben.

Nach Cambridge zu Lowell reiste ich, hinausgeführt von dem ehrlichen Professor Parsens. Die kleine Rosa lag in ihren Sarg eingehüllt, noch schön, aber sehr gealtert; der Vater saß zu ihren Häupten und weinte wie ein Kind; Mary weinte auch so still, so schön, und ich weinte mit ihnen, wie Du wohl glauben kannst. Die liebenswürdigen jungen Gatten können ohne Bitterkeit weinen. Sie sind zwei, aber eins in Liebe. Sie werden sich an einander anlehnen und ausruhen. Aber beide sind sehr zartfühlend, so daß der Kummer sie tief ergriff. Mary erzählte mir, die kleine Mabel (sie ist 3 Jahre alt) sei am Morgen früh an ihr Bett gekommen und habe gesagt: Bist Du allein jetzt, Mama? (die kleine Rosa lag früher immer in der Mutter Bett) Soll ich Dich trösten? — Ueber Mittag war ich bei Professor Parsens, aber ich war betrübt, unwohl, ganz und gar nicht aimabel, und

zwang mich beinahe mit Gewalt von der Abendgesellschaft hinweg, um nach Hause zu fahren. Wenn die Leute wüßten, wie dieses Nervenleiden mich angreift, so würden sie eine scheinbare Unfreundlichkeit, die nicht in meinem Willen und Herzen liegt, verzeihen. Abends fand ich bei der melodischen Vorlesung des jungen Vickers Ruhe.

Eines Tags wurde ich von einem gefälligen jungen Landsmann, Herrn Wachenfelt, der seit mehreren Jahren hier ansässig ist, in Lowells berühmte Fabrik geführt. Ich hatte die Fahrt aufschieben wollen, denn es war so kalt und ich befand mich nicht wohl, aber man hatte mir zu Liebe Fremde eingeladen, ein Mahl veranstaltet und ich mußte also hinreisen. Und ich bereute es nicht. An dem sternhellen schneekalten Abend hatte ich von der Höhe von „Drewcott-Hill" eine herrliche Aussicht über die Lowellschen Fabrikgebäude, die in einem Halbkreis von tausend Lichtern beleuchtet, gleich Zauberschlössern auf der schneebedeckten Erde lagen. Und dann zu denken, zu wissen, daß diese Lichter keine Irrlichter, daß sie nicht blos Schein und Zierrathen, sondern daß sie wirkliche Symbole eines gesunden und hoffnungsvollen Lebens der Personen waren, deren Arbeit sie beleuchteten; zu wissen, daß in jedem Herzen in diesen Arbeiterpalästen ein klares Lichtlein brannte, das eine Zukunft der Behaglichkeit und des Wohlstandes beglänzte, die mit jedem Tag, mit jeder Drehung des Rades der Spinnmaschine näher kam! . . . . In Wahrheit, die Lichter hier beschienen eine schöne Sache, und ich betrachtete diese Illumination mit einem Vergnügen, das mich die Winternacht warm empfinden ließ.

Später schüttelte ich einer ganzen Menge Menschen in großer Gesellschaft freundlich die Hände und blieb bis in die späte Nacht in der Societät. Später besuchte ich die Manufacturen und sah die „jungen Ladies"

bei ihrer Arbeit, an ihrem Mittagsmahle, sah ihr Kosthaus, ihre Schlafzimmer u. s. w. Alles war comfortable und gut, wie wir sie beschreiben gehört hatten. Blos bemerkte ich, daß einige der jungen Ladies ungefähr 50 Jahre zählten. Auch waren einige in der Fabrik weniger gut gekleidet, andere dagegen allzu geputzt. Am Meisten frappirte mich das Verhältniß zwischen den Menschen und den Maschinen. So z. B. sah ich junge Mädchen, je eine an der Zahl, zwischen vier eifrig arbeitenden Spinnstühlen stehen; sie gingen zwischen ihnen herum, sahen zu, wachten über sie und pflegten sie ungefähr, wie eine Mutter für ihre Kinder sorgt und sich mit ihnen beschäftigt. Die Maschinen werden immer mehr gehorsame Kinder unter dem Mutterauge der Intelligenz. Die Procession der Arbeiterinnen, zwei und zwei in Shawlen, Hüten und grünen Schleiern, als sie zum Mittagessen gingen, sah hübsch und sehr anständig aus, und die Mittagskost, die ich an einigen Tischen sah (sie essen an kleinen Tischen fünf bis sechs zusammen) schien ebenfalls gut und anständig zu sein. Ich bemerkte Speck und Kartoffeln nebst Torten mit Compotfüllsel. Mehrere junge Frauenzimmer vom Bildungscirkel bei Lowell wurden mir vorgestellt, unter ihnen einige ausgezeichnet schöne. In der Kutsche fuhr ich dann über den knarrenden Schnee (es war an diesem Tag 17° kalt) mit meiner Gesellschaft aus, um die Stadt und ihre Umgebung zu sehen. Die Lage ist schön an dem frisch brausenden Merrimacfluß (dem lachenden Wasser), und die Aussichten von den Höhen der Stadt bis zu den weißen Bergen in New-Hampshire, die ihre schneeigen Scheitel hoch über alle andern sichtbaren Berge erheben, sind großartig und prächtig. Die Stadt, die vor etlichen und dreißig Jahren durch den Bruder von James Lowells Großvater angelegt worden, ist in dieser Zeit von einer Bevölkerung von einigen hundert Personen

bis auf 30,000 angewachsen, und in demselben Verhältniß ist auch die Zahl der Häuser gestiegen. Man legt großes Gewicht auf den guten Charakter der arbeitenden Mädchen, wenn sie in den Fabriken angenommen werden, sowie auf ihr Verhalten während der Dauer ihrer Beschäftigung in denselben. Ich habe von der einen und andern Entführung erzählen gehört. Aber das Arbeiterleben ist hier mächtiger, als das Romanleben, obschon es stark genug in den Herzen und Gehirnen der jungen Mädchen spukt; es wäre auch übel, wenn es nicht so wäre. Die Fleißigen und Geschickten können sechs bis acht Dollars in der Woche verdienen, aber Keine bekommt weniger als drei. Und so viel kostet ihre Pension in der Woche. So ist mir gesagt worden. Die Meisten legen Geld zurück, so daß sie nach einigen Jahren die Fabriken verlassen und ein weniger beschwerliches Geschäft unternehmen können. Abends kehrte ich mit der Eisenbahn nach Boston zurück, begleitet von dem gefälligen Wachenfelt, der bei den Lowellianern sehr beliebt zu sein scheint.

Etwas verlor ich durch meinen Besuch bei Lowell, und das that mir unendlich leid, nämlich Mrs. Kembles Vorlesung Macbeths, die an demselben Abend stattfand. Die Zeitungen hatten just in diesen Tagen ausführliche Berichte über die Untersuchung der Parkmann'schen Ermordung gegeben, und diese unheimlichen Details hatten auf Mrs. Kembles Phantasie gewirkt (sie gesteht das selbst zu), so daß sie ihrer Vorlesung des Shakespeare'schen Dramas eine schreckliche Wirklichkeit und den nächtlichen Hexenscenen, sowie dem ganzen Stück eine beinahe übernatürliche Macht gab. So haben mir mehrere Zuhörer erzählt.

Letzten Sonntag war ich mit Miß Sedgewick, die auf einige Tage in die Stadt gekommen ist, und etlichen Herrn in der Matrosenkirche, um den berühmten Matrosenprediger, Vater Taylor, zu hören. Er ist ein

wahres Genie und entzückte mich. Welche Wärme und welche Originalität, welcher Reichthum an neuen Wendungen, an poetischen Gemälden! Er muß wahrhaftig geistig Todte erwecken können. Einmal, just als er von dem bösen und lasterhaften Mann in seinem Zustand sprach, unterbrach er sich und begann einen Frühlingsmorgen auf dem Lande zu beschreiben, die Schönheit der Gegend, die Ruhe, den Duft, den Thau auf Gras und Laub, den Aufgang der Sonne; und dann kam er zu dem bösen Mann zurück und stellte ihm diese Naturherrlichkeit vor; aber „der Unglückselige! er kann sie nicht genießen!" Ein andermal, so erzählte man mir, kam er in seine Kirche mit einem Ausdruck tiefer Bekümmerniß, mit niedergebeugtem Haupte und ohne wie gewöhnlich nach rechts und links zu sehen (notabene, er muß durch die Kirche gehen, um auf die Kanzel zu gelangen), und, wie er zu thun pflegte, seinen Freunden und Bekannten freundlich zuzunicken. Und Alle wunderten sich, was an Vater Taylor sein möchte. Er trat auf die Kanzel, und da beugte er sich nieder, indem er im Tone tiefster Betrübniß ausrief: „Der Herr erbarme sich über uns, denn wir sind eine Wittwe." Und er zeigte auf einen Sarg, den er unter der Kanzel auf den Gang hatte stellen lassen. Einer der Matrosen aus der Gemeinde war vor Kurzem gestorben und hatte sein Weib nebst mehreren kleinen Kindern ohne alle Versorgungsmittel hinterlassen. Vater Taylor erklärte sich und die Versammlung jetzt als eins mit der Wittwe und schilderte ihren Kummer und Zustand, ihre traurigen Aussichten so ergreifend, daß die Gemeinde nach der Versammlung wie ein Mann aufstand und der Wittwe Geschenke brachte, die ihr auf einmal aus der Noth halfen. Wahrhaftig, unsere ihr Concept ablesende und kalt moralisirende Geistliche sollten von Vater Taylor lernen, wie man die Seele rühren und hinreißen muß. Nach der Predigt wurde

ich dem Vater Taylor und seiner freundlichen Frau, die gleich ihm eine warmherzige Natur ist, vorgestellt. Der Greis (er ist ungefähr 60 Jahre alt) hat ein sehr lebhaftes und ausdrucksvolles Gesicht voll von tiefen Furchen. Auf unsere Danksagungen für seinen Vortrag antwortete er: „Ach, es ist aus, es ist aus mit mir! Ich bin gänzlich gebrochen! Ich muß mich mit Gewalt hinaufschrauben, um ein wenig ins Feuer zu kommen! Es ist jetzt Alles vorbei!“ Während er so sprach, schaute er auf und rief mit leuchtenden Blicken: „Was sehe ich? O, mein Sohn! mein Sohn!“ Und mit offenen Armen ging er auf einen riesigen Jüngling zu, der mit strahlender Freude auf seinem frischen gutmüthigen Gesicht in die Kirche kam und jetzt von Vater Taylor und dann von seiner Frau mit großer Innigkeit empfangen wurde. „Ist Alles recht hier, mein Sohn?“ fragte Taylor, sich auf die Brust klopfend. „Ist Alles wohlbehalten hier? Ist das Herz nicht hart geworden von dem Golde?“ Und als er große Thränen in des Jünglings Augen schwellen sah, rief er: „O, ich sehe es, ich sehe es! Es ist Alles recht! Alles gut! Gott sei gelobt! Gott segne Dich, mein Sohn!“ Und jetzt kam es zu neuen Umarmungen. Der Jüngling war ein junger Seemann (mit Vater Taylor blos geistig verwandt) und hatte sich, vom „Kalifornienfieber“ ergriffen, nach dem Goldland begeben, von wo er jetzt nach einjähriger Abwesenheit zurückkam, ob mit oder ohne Gold, weiß ich nicht. Aber daß das Herz seine Gesundheit nicht verloren hatte, das sah man deutlich. Ich habe hier viel von Vater Taylors und seiner Frau Güte und Freigebigkeit, hauptsächlich gegen arme Matrosen von allen Nationen, erzählen gehört.

Nachmittags an demselben Tag wohnte ich dem Gottesdienst in Mr. Barnards Kapelle bei, wohin ich eingeladen worden war. Ich sah in seinem Haus Proben von der bewunderungswerthen Wirksamkeit

dieses Mannes in Unterstützung der Armen und Unglücklichen durch Erziehung und Arbeit. In der Kapelle, wo ungefähr 500 Kinder anwesend waren, gab ich nach dem Gottesdienst all diesen 500 kleinen Republikanern und Republikanerinnen, einigen von ihnen sogar zweimal, die Hand. Die Knaben waren besonders eifrig. Und sie waren prächtige Kinder voll Leben. — Die warme Thätigkeit für die Erziehung des jungen Geschlechts, welche durch diese nördlichen Staaten pulsirt, ist eine der sichersten und schönsten Zeichen von ihrem gesunden Leben und enthält die Prophezeiung einer großen Zukunft. Mr. Barnard ist Missionär in der unitarischen Gemeinde und eines ihrer eifrigsten Mitglieder in der Arbeit fürs Menschenwohl. Notabene, die meisten größeren Sekten hier zu Lande haben Missionäre, oder, wie sie auch genannt werden, Reiseprediger (Ministers at large), welche ausgesandt werden, das Wort zu predigen, Schulen zu stiften und Werke der Barmherzigkeit zn verrichten; unterhalten werden sie von der Gemeinde, der sie angehören, deren Lehren sie predigen und deren Gebiet sie erweitern.

Ich habe während meines Aufenthaltes in Boston verschiedene Kirchen besucht, und es hat sich so gefügt, daß die meisten von ihnen dem unitarischen Bekenntniß angehörten. Boston wird allgemein die Unitarierstadt genannt, so groß ist das Uebergewicht dieser Sekte hier. Und da zufällig mehrere meiner näheren Bekannten derselben angehören, so glauben Viele, auch ich gehöre dazu. Du weißt, wie weit ich davon entfernt bin, wie ungenügend und unbefriedigend ich diesen Standpunkt finde, den ich selbst einige Monate meines Lebens inne hatte, dann aber mit einem umfassenderen vertauschte. Aber hier zu Lande ist mir daran gelegen, nicht meinen Sympathien zu folgen, sondern jede bedeutende Schöpfung des Herzens und Gedankens in ihrer Eigenthümlichkeit kennen zu lernen. Darum suche

ich überall das zu sehen und zu studiren, was charakteristisch ist. Darum will ich auch in Amerika die Kirchen aller Sekten besuchen, womöglich die ausgezeichneten Lehrer aller Sekten hören. Ihre Verschiedenheiten sind zwar für die speculative Auffassung des Lebens in seinem ganzen System von Gewicht, aber für das praktische Christenthum, für das innere Leben von geringer Bedeutung. Darum kümmere ich mich im Grunde wenig darum. Alle christliche Sekten bekennen doch denselben Gott, denselben göttlichen Mittler und Lehrer, dieselbe Pflicht, dieselbe Liebe, dieselbe ewige Hoffnung. Die verschiedenen Kirchen sind getrennte Familien, ausgegangen von demselben Vater und zu seligen Wohnungen führend im ewigen Vaterhause. Jeder hat seine besondere Mission im Reich des Gedankens auszuführen. Gott hat ungleiche Verstandesgaben verliehen. Daher ungleiche Formen für die Auffassung und Aussprechung der Wahrheit. Die Wahrheit in ihrer Allseitigkeit und Ganzheit gewinnt dabei. Und die große Discussion über die höchsten Zwecke, die hier zu Lande durch die verschiedenen Kirchen und ihre Vertreter in der Presse geht (jede größere Religionssekte hat ihr eigenes Journal, das ihre Lehren verficht und die Angelegenheiten der Gemeinde bespricht), ist von unendlicher Wichtigkeit für die Entwicklung des religiösen Verstandes bei dem Volke. Sie muß überdieß zur steigenden Einsicht des wesentlich Gleichen bei allen christlichen Gemeinden, zur Einsicht des Positiven im Christenthum führen und allmälig einer Kirche von universellem Charakter und Einheit auch in den Dogmen den Weg bereiten.

Die zwei kirchlichen Hauptabtheilungen in den Vereinigten Staaten scheinen Trinitarier und Unitarier zu sein. Die Unitarier erstanden im Protest gegen die mechanische Dreieinigkeit und die alte Staatskirche (die episkopale), welche sich dazu bekannte. Die letztere legt

das größte Gewicht auf den Glauben, die erstere auf die Handlungen. Beide bekennen Christum (die einen als Gott, die andern als göttlichen Menschen), und setzen das höchste Ziel des Menschen in seine Nachfolge. Beide haben Bekenner, welche beweisen, daß man in beiden gleichweit in der Heiligung des Lebens kommen, und in gleichem Grade den Namen eines Christen verdienen kann.

Ich habe hier zu Lande ein paar gute Predigten von Predigern der alten Staatskirche gehört. Und es scheint mir, als werde diese Kirche als die eigentlich aristokratische im Lande betrachtet, denn die fashionable Bevölkerung gehört gewöhnlich ihr an. Dies gehört zum guten Ton. Aber der speculative Gedanke in der Kirche scheint mir noch nicht aus seiner mittelalterlichen Hülle hervorgekommen zu sein. Man setzt da noch Glauben und Vernunft einander entgegen, und ein erklärender Gedanke, wie der von Martensen in unserem Norden, zeigt sich hier zu Lande noch nicht im Gebiete der Theologie. Aber dieß sage ich, ohne vollkommene Gewißheit davon zu haben. Ich habe noch nicht genug von der theologischen Literatur des Landes gehört und gelesen.

Der vornehmste Führer und Kämpe der Unitarier dahier, Doktor Ellery Channing, auch der Heilige der Unitarier genannt, ist eines der schönsten Beispiele, wie weit ein Mensch in christlicher Sinnesart kommen kann. Von seinen Freunden habe ich mannigfache Züge des tiefen Ernstes und der Innigkeit gehört, womit dieser edle Mann das Rechte und Reine in Allem, auch in den geringsten Dingen suchte. Man sieht in seinen Portraits einen Blick, der nicht von dieser Welt ist, nicht sie sucht oder fragt, sondern einen höhern Freund und Rathgeber sucht und fragt. Man sieht dieß auch aus seiner Biographie und einzelnen Briefen, welche sein Neffe H. W. Channing neulich herausgegeben, und

die derselbe mir zu überschicken die Freundlichkeit hatte. Ich lese mannichmal darin und muß dabei an Deinen geliebten Schriftspruch denken: Selig sind die Reinherzigen, denn sie werden Gott sehen.

Wie rein und schön ist nicht das Gefühl, das sich in folgenden Worten ausspricht, welche ich eben jetzt in dem Buche vor mir aufgeschlagen habe:

„Erkennt, wie ungerecht ihr gegen euch selbst seid, wenn ihr irgend einem menschlichen Wesen gestattet, eine Seele wie die eurige in ihrem Wachsthum zu hindern. Bedenket, daß ihr geschaffen seid, unendlich zu lieben; und laßt keine unerwiederte Ergebenheit die göttliche Quelle verschließen.“

— — — — — — — — — — —

„Ich möchte euren Wunsch, zu sterben, nicht abweisen. Ich kenne keinen größeren Vortheil, als den des Todes, aber er ist ein Vortheil für diejenigen, bei welchen das Böse immer mehr bezwungen wird und die immer mehr über sich selbst hinaufsteigen. Diese uneigennützige, aufopfernde Menschenliebe möchte ich bei euch und bei mir selbst erwecken können, wie auch ein tieferes Bewußtsein von unserer eigenen geistigen Natur, Vertrauen zu dem göttlichen Princip in uns, dem innersten Grund unseres Wesens, und zu Gottes unendlicher Liebe, zu diesem göttlichen Leben in seinen geschaffenen Wesen. Nichts kann uns schaden, außer Untreue gegen uns selbst, außer Mangel an Verehrung für unsern eigenen höchsten Geist. Durch Mangel daran werden wir Sclaven der Umstände und der Mitmenschen. Wenn ich diese Verehrung hege, so finde ich mich stark und frei.“

Ueberall und in allen Dingen sieht man Channing zu dem göttlichen Lehrer in des Menschen Brust gewandt, erleuchtet von dem Göttlichen, der von Gott gesandt worden ist, das Gesetz zu vollenden, und von diesem Standpunkt der Innigkeit aus handelt er.

Und niemals hat wohl Gottes Segen sichtbarer auf einem Menschen geruht. Wie frisch, wie voll sind nicht die Ausdrücke seiner Dankbarkeit, obschon er altert; wie scheint er nicht mit jedem Jahr jünger, glücklicher zu werden! Er macht sich Vorwürfe, daß er so viel genieße, daß er sich so glücklich fühle in einer Welt, wo so viele leiden. Aber er kann da nicht helfen. Die Freunde, die Natur, die unsichtbare Liebes- und Dankesquelle, die immer reicher in seiner Seele schwillt, alles vereinigt sich, um sein Leben zu verschönern. Immer mehr erweitert sich sein Gesichtskreis, immer mehr steigert sich bei abnehmender Gesundheit sein Glaube und seine Hoffnung auf Gott und die Menschen, immer mehr seine Liebe zum Leben, dem großen herrlichen Leben.

Er schreibt folgendermaßen über sein Alter:

„Unsere Freundschaftsbande werden immer lieblicher für mein Gefühl. Ich meine mitunter, als ob ich vor dieser letzten Zeit noch nichts vom Leben verstanden hätte; aber so wird es immer. Wir werden zum Wunderbaren und Schönen in demjenigen erwachen, was wir vorher mit verhüllten Blicken gesehen haben, und wir finden eine neue Schöpfung, ohne einen Schritt aus unsern alten Wohnstätten herauszutreten."

Oft spricht er von seinem Lebensgenuß im Alter. Jemand fragte ihn eines Tags, welches Alter im Leben er für das glücklichste halte. Er antwortete lächelnd, er glaube, dieß sei etwa um die 60.

Während der abzehrenden Krankheit, die seinem Leben ein Ende machte, scheint sein inneres Leben an Kraft und Größe zugenommen zu haben. Mit dem herzlichsten Interesse fragt er diejenigen, die ihm nahe kommen, um ihre Angelegenheiten. Jeder Mensch scheint ihm theurer, wichtiger geworden zu sein. Und dabei will sein Hirn rastlos mit großen Gedanken und Gegenständen arbeiten. „Können Sie mir helfen, sagte er in

seinen letzten Tagen zu seinen Freunden, meine Seele von diesen Bildern der Unendlichkeit, diesem Wasserfall von Gedanken zu alltäglichen Dingen herabzuziehen?"

Als man ihm einmal vorlas, sagte er: „Laßt das sein, laßt mich von Menschen und ihren Verhältnissen hören."

In seinem letzten schmerzlosen Kampf hörte man ihn oft sagen: „Himmlischer Vater!" Seine letzten Worte waren: „Ich weiß nicht, wann mein Herz so übergeflossen ist von dankbarem Gefühl für Gottes Güte." Und die allerletzte, schwach geflüsterte Aeußerung: „Ich habe manche Botschaft von dem Geist gehabt." Als der Tag sich neigte, fügt sein Biograph hinzu, wurde er schwächer und schwächer. Mit unserer Beihülfe wandte er sich gegen das Fenster, das eine Aussicht über die Thäler und waldigen Höhen im Osten gewährte. Wir zogen die Vorhänge weg und das Licht fiel auf sein Gesicht. Die Sonne war just untergegangen, und Wolken und Himmel strahlten in Purpur und Gold. Er athmete immer leiser, bis sein Körper ohne einen Seufzer einschlief. Wir konnten nicht bemerken, wann der Geist ihn verließ.

So sinkt blos ein sonnengleicher Mensch, so stirbt blos ein Mann, welchen Gott lieb hat und in dessen Herzen sein Geist wohnt.

Welche Gewalt dieser wahre Christ auf Menschen ausübte, schließe ich auch aus folgendem kleinen Ereigniß:

Eines Tags spazierte ich an Benzons Arm in den Straßen Bostons. Als wir an einem Haus vorbeigingen, beugte er ehrfurchtsvoll sein Haupt und sagte: „Dies ist ein Haus, dem ich mehrere Jahre nie ohne Gefühle der innigsten Verehrung nahte. Hier wohnte Doctor Channing."

Was meine Freunde betrifft, so bekümmere ich mich nicht das Geringste darum, welcher Religionssecte sie

angehören, ob sie Trinitarier oder Unitarier, Calvinisten oder Methodisten u. s. w. sind, wenn sie nur edel und liebenswürdig sind. Hier gibt es auch viele Menschen, die, ohne einer bestimmten Kirche anzugehören, gerne in irgend eine beliebige gehen, wo ein guter Prediger ist, und im Uebrigen nach den großen Wahrheiten leben, welche das Christenthum ausgesprochen und die sie in ihr Herz aufgenommen haben. Einige meiner besten Freunde hier zu Lande gehören zu dieser unsichtbaren Kirche Gottes.

Den 19. Februar.

Schöne Tage! Drei Tage des lieblichsten Frühlingswetters. Und dieser strahlende blaue Himmel und diese Luft, so fein, so spirituös lebensvoll, so champagnergleich — ich habe nie etwas Aehnliches empfunden. Ich bin gleichsam etwas voll von ihr. Ich habe mich auch dieser Tage so wohl befunden, habe eine solche Fluth frischen Lebens in mir verspürt, daß ich darüber ganz glücklich war und kindisch genug, es allen Menschen, denen ich begegnete, selbst auf den Straßen sagen und sie bitten zu wollen, daß sie sich mit mir freuen möchten. Ich weiß auch, daß viele es thun würden, und ich weiß, daß ich selbst froh wäre, zu wissen, daß eine Person, die wie ich gelitten, sich so fühle, wie ich jetzt thue. In meiner Freude zwang ich meine kleine allopathische Doctorin Miß Hunt, Gott für mich und für den Erfolg der Homöopathie zu danken. Und sie that es herzlich. Ihr Herz ist lauter wie Gold. Ich habe mich in diesen schönen Tagen am Wetter und an Spaziergängen, an angenehmen Menschen und — an der ganzen Welt erfreut. Eines Tags kam Longfellow und holte mich zu einem Mittagessen bei — seinen Schwiegereltern, glaube ich — Du weißt ja, daß

Genealogie nicht meine Stärke ist — Mr. und Mrs. Appelton. Es war der erste der schönen Tage, und als ich aus meinem Thore kam, blieb ich ganz verwundert über die Schönheit von Himmel und Luft, die meinen Sinnen entgegentrat, stehen. Ich sagte dem liebenswürdigen Dichter, er müsse es gewesen sein, der dies hervorgezaubert habe. Bei Appeltons sah ich eines der schönsten Hauswesen, die ich noch in Boston gesehen, und ein schönes älteres Paar. Der Herr Invalid, aber mit der freundlichsten Laune, die Frau frisch an Körper und Seele und sehr angenehm; und mit ihnen, mit Longfellow und seiner schönen Frau hatte ich ein sehr gemüthliches kleines Mittagsmahl.

Dieser Tage ließ Longfellow meine Hand in Gips modelliren, denn hier wie an andern Orten herrscht der Irrwahn, daß meine Hände schön seien, während sie doch blos fein und weiß sind. Als ich nach Haus kam, waren meine Zimmer voll von Leuten. Notabene, es war mein Empfangtag, und ich war über die Zeit ausgeblieben. Aber ich war um so artiger, und ich glaube, daß Niemand unbefriedigt wegging. Es war mir an diesem Tage so recht menschenfreundlich zu Muthe. Auch blieben die Menschen bis nach drei Uhr da. Als meine Gäste gegangen waren, kamen die jungen Lowells — das erste Mal nach ihrem Verlust — und Marie stellte einen großen Topf voll der allerschönsten Moose und Wickelflechten auf den Boden, die sie und James auf den Bergen für mich gesammelt hatten, da sie wissen, wie sehr ich sie liebe. Das rührte mich innig, und es rührte mich auch, ähnliche Flechtenarten zu sehen, wie ich selbst auf dem Berg im Park bei Arsta gesammelt habe, und ich konnte nicht helfen, ich benetzte sie mit Thränen. Meine Seele ist wie eine schwellende See, deren Wogen abwechselnd steigen und fallen. Sie werden jedoch von einem und demselben Element getragen.

Gestern Nachmittag war Waldo Emerson bei mir

und wir hatten ein sehr ernsthaftes Gespräch mit einander. Ich fürchtete die Bewunderung, die er mir eingeflößt und der Zauber, den er auf mich geübt, habe mich veranlaßt, mein eigenes Glaubensbekenntniß zurückzuhalten, so daß ich den Schein auf mich geladen, als ob ich dem seinigen huldigte und somit meiner höhern Liebe untreu geworden wäre. Dieß wollte ich nicht. Und just weil ich Emerson für so edel und großsinnig halte, wollte ich sowohl vor ihm, als vor meinem eigenen Gewissen klar erscheinen. Ich wollte auch hören, welche Einwürfe er gegen eine Weltansicht vom christlichen Standpunkt aus machen könnte, der an concretem Leben und Wirklichkeit so unendlich über dem pantheistischen steht, welcher alles concrete Leben in einem elementarischen auflöst. Ich dachte, daß er blos durch das speculative Interesse aus dem blos allgemeinen zu dem Innerlichen geführt würde. Denn wenn Alles gesagt ist, was die antike Weisheit und der edelste Stoicismus von dem höchsten Wesen, von der „Oberseele“ als einer unendlichen gesetzgebenden, unpersönlichen Macht sagen können, welche alle Wesen hervorbringt und sodann in sich absorbirt, gleichgiltig für die Schicksale und Gefühle der Einzelnen, eine Macht, der sich Alle als einem ewigen, unerschütterlichen Weltgesetz blind unterwerfen müssen — wie groß und vollkommen erscheint nicht die Lehre, daß Gott mehr ist als diese Weltmacht, und daß er auch ein V a t e r ist, der sich um jeden Menschen als um sein Kind bekümmert und jedem nach seiner Art ein unendliches Erbtheil in seinem Hause, in seinem Licht bereitet hat, daß er auch den fallenden Sperling sieht; — — sieh, das ist eine Lehre, welche ausreicht!!! . . . . .

Und wenn alles gesagt ist, was der edelste Stoicismus zu dem Menschen von seiner Pflicht und seinem höchsten Adel sagen kann, wenn er Epiktet und Sokrates geschaffen, und Simon Stylita auf seine

Säule gestellt hat, wie überschwenglich hoch und überraschend kühn erscheint nicht den Menschen die Forderung:

Seid vollkommen, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist.

Ein Wort, ein Ziel, welches auch für die Ewigkeit ausreicht!

Und wenn Alles gesagt ist, was alle Weisen der alten Welt und alle Transcendentalisten der neuen Welt über den ursprünglichen Adel der Seele und ihre Macht, sich durch beständige Anschauung des Ideals und Fernhaltung von dem Pöbel und Plunder der Erde edel zu erhalten, sagen konnten; — und wenn ein noch transscendentalerer Forscher, wenn der göttliche, aufwärts strebende Funke in uns, uns die Armseligkeit dieses blos negativen Standpunkts, sowie unser Unvermögen zu den höchsten Forderungen und zur höchsten Natur hinaufzukommen, erkennen ließ — wie groß und trostreich, wie vollendend erscheint nicht die Lehre, welche sagt, daß der göttliche Geist sich in Beziehungen zu unserem Geist setzen und alle unsere Mängel durch Eingießung seines Lebens ergänzen wolle!

Dieser äußerste Lebensproceß, diese neue Geburt und Entwicklung, von welcher die Schrift oft als von einer Vermählung, als von einem Kommen des Bräutigams zur Braut, als von einer neuen Geburt spricht, die wir auch im Naturleben vorgebildet sehen können, z. B. durch Einimpfung eines edeln Fruchtbaums auf einen wilden — ist endlich die einzige Erklärung und Erfüllung des menschlichen Lebens und Strebens.

Dieß alles wollte ich Emerson sagen, ich versuchte es zu sagen, aber ich weiß nicht, wie ich mich anschickte. Ich kann mich gewöhnlich nicht leicht oder glücklich ausdrücken, bevor ich warm geworden und über oder durch das erste Besinnen hinausgekommen bin. Und Emersons kühle und gleichsam bewachte Haltung hin-

derte mich in diese meine natürliche Region hineinzukommen. Ich befinde mich wohl mit ihm, bin aber mit ihm nie vollkommen ich selbst. Ich glaube auch nicht, daß ich mich jetzt so aussprach, daß er mich verstand. Er hörte mich ruhig an und sagte nichts Bestimmtes dagegen, schien aber auch seine Lebensansicht nicht als abgeschlossen geben zu wollen. Sein Standpunkt schien mir hauptsächlich polemisch gegen den blinden oder erheuchelten Glauben zu sein. Ich will nicht, sagt er, daß man sich dafür ausgebe, als wisse oder glaube man mehr als man wirklich weiß oder glaubt. — Die Auferstehung, die Fortsetzung des Daseins sind gegeben, sagte er auch, wir tragen die Bürgschaft dafür in unserer Brust; ich behaupte blos, daß wir nicht sagen können, auf welche Art und in welcher Form wir fortdauern werden.

Wenn mein Gespräch mit Emerson zu keinem besonders befriedigenden Resultat führte, so führte es doch mich zu der festen Ueberzeugung von seiner edeln Denkungsart und Wahrheitsliebe. Er ist treu dem Gesetz in seiner Brust, treu seiner Aufgabe und spricht die Wahrheit aus, die er in seinem Innern erkannt hat. Er handelt recht. Er wird dadurch den Weg zu einer wahreren Auffassung der Religion und des Lebens bereiten. Denn wenn dieser starke Blick, der in allem auf das Innerste, auf den Mittelpunkt und die Idee sieht, einmal die im Baum des Lebens verborgene Menschengestalt gewahr wird — wie man Napoleons Gestalt im Baume auf Sct. Helena wahrnimmt; — so wird er Andere lehren sie auch zu sehen, wird mit so starken herrlichen Worten darauf hinweisen, daß für Manche ein neues Licht aufgehen und daß man glauben wird, weil man sieht.

Zum Schluß unseres Gesprächs machte ich mir die Freude, Emerson ein Exemplar von Geijers schwedischer

Geschichte in englischer Uebersetzung zu geben, was er auf die liebenswürdigste Weise annahm.

Spät an diesem Abend hörte ich Emerson eine öffentliche Vorlesung über den Geist der Zeiten halten. Er pries die Schönheit der liberalen Ideen, geißelte aber streng die Leiter derselben unter dem Volk und ihren Mangel an Charakteradel. „Die Schiefheit und Unreinheit des Parteigeistes hinderten die Reinen sich an eine Partei anzuschließen.“ Emerson rieth den Augenblick abzuwarten, wo man für das Allgemeine wirken könnte, ohne seinen höchsten Glauben und Charakter zu verlieren. Alle Akkommodation sei eine Erniedrigung.

Emerson ist in England und auch hier als öffentlicher Redner sehr berühmt. Ich für meinen Theil finde ihn als solchen nicht merkwürdiger als bei einem Privatgespräch von tieferem Inhalt. Dieselben tiefen, kräftigen und gleichwohl melodischen, gleichsam metallischen Töne, dieselben plastischen Wendungen in Sprache und Ausdruck, dieselben glücklichen, natürlich glänzenden Worte, dieselbe Ruhe und ruhende Kraft. Aber sein Blick ist schön, wenn er vom Catheder über die Menge hinschweift, und seine Stimme erscheint mächtiger, wenn sie dieselbe beherrscht. Diesen Abend war das Wetter garstig, es blies heftig und der Regen fiel in Strömen, wie es überhaupt hier niemals mäßig oder sachte regnet, und sehr wenig Volk hatte sich bei der Vorlesung eingefunden. Emerson nahm dieß wie alles andre ruhig und sagte blos lächelnd zu Jemand: „Vor so einer kleinen Versammlung kann man seine große Kanonen nicht losschießen.“ Er meinte damit gewisse Knalleffecte in der Stimme, durch welche er berühmt ist.

Heute habe ich die Schiffswerften von Boston und Massachusetts besucht; ich schüttelte da den Offizieren der Flotte und ihren Damen die Hände im Hause des

Commodors, wo ein Frühstück servirt wurde und ein Musikkorps die ganze Zeit hindurch eine schöne Instrumentalmusik aufführte. Eine prächtige Schiffswerfte und eine hübsche, freundliche Bewirthung, die mir Vergnügen machte.

In dieser Woche habe ich auch mit dem ausgezeichneten Schullehrer G. B. Emerson, einem Oheim Waldos, einige Kinderschulen besucht und ich konnte mich blos freuen über die vortreffliche Art, wie die Kinder, zumal die Mädchen lasen, nämlich mit einem Ausdruck und einer Lebendigkeit, woraus deutlich hervorging, daß sie Worte und Sinn vollkommen verstanden; auch die Fragen in der Naturgeschichte beantworteten sie sehr gut. Mr. Emerson hat selbst eine große Privatschule, die sehr berühmt ist.

Heute Abend werde ich Mrs. Kemble den Sommernachtstraum von Shakespeare vorlesen hören und später werde ich mit Emerson einer musikalischen Soiree bei einem ihm befreundeten vermöglichen Kaufmann, Mr. Adams, beiwohnen, der sein großes praktisches Talent, wie auch seinen redlichen, entschiedenen Charakter sehr hoch schätzt.

Und jetzt, meine liebe Agatha, bereite ich mich auf meine Reise in den Süden vor, zuerst nach New-York, sodann nach Philadelphia, hierauf nach Washington und von da nach Charlestonn im südlichen Karolina. Dort werde ich meinen weitern Reiseplan entwerfen. Gott sei Dank, daß ich mich jetzt kräftig und muthig zur Reise fühle. Einladungen und Wohnungsanerbietungen habe ich von allen Ecken und Seiten und beinahe aus allen Staaten. Von Philadelphia allein mehr als ein halbes Dutzend. Viele kann ich nicht annehmen, aber von einigen werde ich wohl Gebrauch machen, und es ist jedenfalls ein wohlthuendes Gefühl soviel warme und zuvorkommende Gastfreundschaft zu erfahren.

Mein guter Doctor fährt fort mich täglich zu besuchen und mich, ich kann wohl sagen, mit väterlicher Liebe zu überwachen. Ich liebe ihn herzlich. Dieser Tage kam er mit einem allopathischen Arzt, Doctor Ware, den er mir vorzustellen wünschte, „weil ich," sagte er, „eine hohe Achtung vor ihm habe." Doctor Ware hat mehrere Wochen lang nebst zwei andern Allopathen einen gefährlich am Typhus erkrankten Herrn, der neben Benzon wohnt, einen der Gebrüder Clarke und einen der berühmtesten Prediger Bostons, behandelt. Die Krisis war glücklich vorübergegangen, der Patient lebte, blieb aber noch immer krank unter einer Menge sonderbarer Symptome, die Woche um Woche der Kunst und Wissenschaft der Aerzte Trotz boten. Einer von ihnen (Dr. Ware) sagte da: „Wir haben alles gethan, was wir als Allopathen thun konnten. Wir müssen einen Homöopathen rufen und ihn seine Kunst versuchen lassen." Und mein Doctor wurde gerufen. Er begann sogleich specifische Mittel gegen die Symptome, welche den Krankheitszustand chaotisch machten, anzuwenden, bewältigte sie binnen $1\frac{1}{2}$ Tagen oder in noch kürzerer Zeit und brachte den Kranken zur Ruhe; aus einer mit homöopathischer Genauigkeit vorgenommenen Befragung ergab es sich dann, daß in der linken Seite des Patienten eine Eitergeschwulst sich gebildet hatte, die seinen Fieberzustand unterhielt. Sie wurde operirt und der Kranke befindet sich jetzt vollkommen auf dem Wege der Besserung, zur großen Freude seiner Familie und seiner vielen Freunde. Siehst Du, das hat die Homöopathie gethan. Kürzlich hörte ich von einem kleinen Knaben erzählen, der sich durch Erkältung einen akuten Rheumatismus zugezogen hatte und in so schrecklichen Schmerzen dalag, daß er Niemand in seine Nähe kommen lassen wollte. Er wurde durch Homöopathie binnen 12 Stunden gänzlich von seinen Schmerzen befreit. Mein guter Doctor ist

in seinen jungen Tagen Allopath gewesen und hat sich durch allzugroße Anstrengung in der Ausübung seines Berufs ein Nervenübel zugezogen, das dermaßen zunahm, daß die Aerzte ihn verloren gaben und ihn als eine Art von letztem Versuch nach Europa schickten. Dort traf er Hahnemann, der ihn durch seine Lehre nicht überzeugte, aber doch bestimmte, seine Mittel zu versuchen. Sie veränderten sogleich Osgoods Zustand und mit ihm seine medizinische Theorie. Als er nach Amerika zurückkam, war er gesund und — Homöopath. Auch ich preise die Homöopathie hoch. Aber ich glaube, daß die Allopathie ihr Gebiet hat und daß sie mit der Homöopathie Hand in Hand gehen muß, so wie der ehrliche Doctor Ware und Doctor Osgood kamen, als sie mich besuchten.

Einen Kummer hat mein guter Doctor mit mir. Die kleinen Pillen, welche Downing mir gab, und die mich so gut schlafen machten, haben ihre Zauberkraft über mich behalten und geben mir Schlaf, auch wenn Osgoods Medicin dieß nicht zu Stande bringt. Downing will den Namen dieses Heilmittels nicht sagen, sondern treibt eine kleine anmuthige Koketterie damit, indem er behauptet, nicht die Medicin, sondern die Beschwörungen, die er darüber lese, machen es so wirksam; und wenn ich nach dem Namen frage, so schickt er mir blos neue kleine Pillen. Mein guter Doctor brummt und sagt: „Ich liebe diese Downing'sche Medicin nicht, welche es der meinigen zuvorthut. Ich liebe sie nicht, weil ich es nicht bin, der sie Ihnen gegeben hat.“ Aber ich lache (und dann lächelt er auch) und habe immer meine Downing'sche Medicin jede Nacht auf meinem Nachttischchen stehen. Mit ihr lege ich mich getrost zu Bette. Es ist ein guter Geist in dem Fläschchen.

Den 25. Februar.

Wo verließ ich Dich das letztemal? Ja richtig, als ich Fanny Kembles Vorlesung besuchen wollte. Sie las den Sommernachtstraum. Aber diesen Traum habe ich niemals verstanden oder nie Freude daran gehabt, und das hatte ich auch jetzt nicht trotz Mrs. Kembles meisterhafter Vorlesung. Der Abend bei Adams war mir gut. Miß Adam ist ein braves und angenehmes junges Mädchen mit Verstand und Sicherheit des Benehmens, dabei ein wahres Talent auf dem Fortepiano. Ueberdieß war Emerson freundlich und gesprächig. Mrs. Kembles Persönlichkeit und Talent (er hat sie jetzt zum erstenmal gesehen) hat großen Eindruck auf ihn gemacht und er sagte von ihr: welche Vielseitigkeit! „Sie ist Miranda, Königin Catharina und dergleichen Alles auf einmal.“ Er liebt eine stark ausgesprochene Individualität und das thue ich auch. Aber Emerson betrachtet die Menschen gar zu sehr blos als Individuen. Er sagt von dem Einen: das ist eine Actrice; von dem Andern: das ist ein Heiliger; von einem Dritten: das ist eine praktische Person u. s. w. und stellt Jeden in seine Ecke, nachdem er auf Jeden seine Etikette geschrieben hat. Auch hat wohl jeder Planet seine Axe, um die er sich dreht, aber seine größte Bedeutung scheint mir in seinem Verhältniß zur Sonne, zu dem Centrum zu liegen, um welches er kreist, und das sein Leben und seinen Lauf bestimmt.

Ich schreibe Dir wohl nicht mehr aus Boston; denn ich muß mich reisefertig machen und bekomme viel mit Besuchen und Briefschreiben zu thun, um einigermaßen anständig von der Stadt und Gegend scheiden zu können. Aber ach, es wird wohl knapp genug zu-

gehen. Ich vermag nicht viel. Die geringste Anstrengung macht mir Fieber. Die Luft ist wieder kalt und hart und ich bin wieder nicht wohl, ich weiß nicht ob es von der Luft oder der Nahrung, oder von meinem Abmühen mit den Leuten und Gesellschaftspflichten herkommt. Aber ich weiß doch, daß ich bald wieder wohl sein werde. Das Klima und ich sind hier zu Lande sehr veränderlich. Und wenn man mich fragt: — eine der stehenden Fragen, die ich oft höre — „wie verhält sich das Klima in Ihrem Lande zu dem unsrigen?“ so ist meine stehende Antwort: „wie ein solider Ehemann zu einem veränderlichen Liebhaber.“ Und dann lächelt man.

Einen angenehmen Abend hatte ich vorgestern mit Miß C. Sedgewick bei ihrer Pflegtochter, einer liebenswürdigen jungen Dame, Mrs. Meinert. Mrs. Kemble war da und ihr lebensvolles, stark ausgeprägtes Wesen ist immer belebend; ebenso auch Miß Sedgewick's Güte und ihr schöner Verstand. Fanny Kemble richtete quer über das Zimmer eine Frage über Lindblad an mich. „Was wissen Sie von unserem Lindblad?“ erwiederte ich. — „Sollte ich Lindblad nicht kennen,“ antwortete Fanny Kemble mit der Miene einer Königin und gleichsam beleidigt, „sollte ich diese schönen Gesänge nicht kennen?“ Und sie nannte mehrere von Lindblads Liedern mit Namen, solche, die sie, wie sie sagte, auch singen konnte. Es freute mich zu hören, daß Lindblads Poesieen auch in England und Amerika gekannt und geschätzt sind.

Für dießmal nichts mehr. Jetzt will ich vor Boston und Bunkerhill (dem Monument, welches durch die Arbeit der Frauenzimmer vollendet worden sein soll, nämlich sein Gipfel, da die Arbeit der Männer nicht ausreichte) mein Compliment machen, und nun — nach dem Süden! nach dem Süden!

Elfter Brief.

New-York, den 2. März 1850.

Welche Posse, meine liebe Agathe, oder vielmehr welche Gemeinheit von dem Schicksal, ein so unbedeutendes Menschenkind, das so wenig überflüssige Kräfte und, dächte ich, auch ohne weitere Uebung so hinlängliche Geduld besitzt, auf solche Art umzuwerfen! Es thut mir in der Seele weh. Das falsche Eis, das Dich so übel fallen macht in einem Augenblick, wo Du in einem so guten Geschäft begriffen warst! Und wo waren denn die guten Engel, daß sie nicht Acht hatten? Ich kann ihnen nicht recht verzeihen. Gott sei Dank jedoch, daß Du wieder auf dem Wege der Besserung bist, und daß der Frühling naht und die Zeit für die Marsstrander Bäder, und daß Du sie benützen kannst! Und unsre arme Maria bedarf ihrer auch. Daß Charlotte und alle Freunde so zärtlich besorgt, so gut gegen Dich waren, dafür danke ich ihnen nicht, denn das ist ganz natürlich; aber ich liebe sie sehr dafür und habe eine bessere Meinung von ihnen als von den saumseligen Engeln. Und, meine gute Agathe, könnten Herz und Liebe Flügel verleihen, so wäre ich jetzt in Deinem Zimmer, an Deinem Bette, oder wenn Du, wie ich hoffe, dem Bette Adieu gesagt hast, an Deiner Seite, als Dein Stab oder Deine Krücke. Und das weißt Du.

Dank sei es der Homöopathie und meinem guten pflegenden Doctor, ich bin mit meiner Gesundheit wieder ordentlich auf den Beinen. Aber ganz fest stehe ich gleichwohl noch nicht darauf und habe noch den einen oder andern Rückfall. Dies währt indeß kurz,

und da ich jetzt mein Uebel und seine nothwendige Verpflegung besser verstehe, so hoffe ich vollkommen wieder ich selbst zu werden. Das bin ich in diesen Wintermonaten nicht gewesen. Meine Sonne hat sich verfinstert und mitunter so gänzlich, daß ich fürchtete, ich könnte genöthigt werden nach Europa zurückzukehren, ohne meine Geschäfte in Amerika verrichtet zu haben; ich glaubte, es wäre mir nicht möglich das Klima zu ertragen. Und das hat mich nicht wenig in Verwunderung gesetzt, da ich mich kräftig oder geschmeidig genug glaubte, um Alles ertragen und überall im Land umhergehen zu können, so gut wie irgend ein Yankee. Aber das Uebel, an dem ich gelitten habe und noch leide, gleicht dem alten Zaubergeist, welchen Thor dadurch zu Fall brachte, daß er ihm krumme Beine stellte. Es ist eine garstige, giftige, schlangenartig schleichende Krankheit, ein Vampyr, der sich den Menschen in der Finsterniß naht, und den Saft und das Mark des Körpers wie auch der Nerven und der Seele aussaugt. Die Hälfte oder auch zwei Drittheile der Bevölkerung dieses Landes leiden einigermaßen an diesem Uebel oder haben daran gelitten. Und ich bleibe dabei, die Schuld liegt an der Nahrung, an der Lebensweise, an den Wärmungsanstalten in den Zimmern, welche in jedem Klima schädlich sein müßten, und in diesem hitzigen, aufreizenden Klima geradezu mörderisch sind. Der viele Speck und das viele Fett, das warme Brod, die Gewürze auf den Speisen, die Sulzen am Abend, die Austern — alles das würden wir in Schweden nicht aushalten (wir wollen ja niemals unsere Speisen in etwas anderem als in guter Butter braten) und hier müßte man es förmlich verbieten. Das müßte man auch mit den sogenannten Furnaces thun, mittelst welcher warme Luft in die Zimmer geblasen wird durch ein Loch im Boden oder in der Wand, wodurch das Zimmer binnen 5 — 10

Minuten warm, ja gleichsam gekocht wird, aber von einer heftigen, dicken, ungesunden Wärme, die mir immer ein Gefühl der Angst einjagt und mich im Kopfe duselig macht. Die kleinen Eisenöfen, die ebenfalls oft gebraucht werden, sind auch nicht gut; sie sind zu heftig und erhitzend, aber doch unendlich besser als diese Furnaces, von denen ich überzeugt bin, daß sie in irgend einer geheimen Gemeinschaft mit dem Ofen der Hölle stehen. Sie scheinen mir gemacht zu sein, um die Nerven und Lungen der Menschen zu zerstören. Dazu kommt die Hitze der Gaslichter in den Salons, die Schärfe und Veränderlichkeit der Luft außer dem Haus, und so erklärt es sich leicht, warum besonders die Frauenzimmer, die es mit ihrer Kleidung durchaus nicht vorsichtig nehmen, hier zu Lande schwach und mit Krämpfen behaftet sind, und warum Brustkrankheiten und Auszehrungen in diesen nordöstlichen Staaten so stark überhand nehmen. Sie kommen überdieß oft in Folge von Verdauungsschwäche. Ich bin inzwischen unbeschreiblich froh, daß ich aus den Klauen des Unthieres gerettet bin. Und meinen alten guten Doctor mit seiner etwas schroffen Außenseite und seinem warmen, menschenliebenden Herzen, ihn liebe ich so innig. Sieben Wochen lang hat er mich jetzt mit der größten Sorgfalt gepflegt, ist alle Tage, mitunter sogar zweimal, wenn er mich wieder mehr leidend fand, gekommen, hat mich väterlich ermahnt, und mich zuletzt mit Heilmitteln und diätetischen Vorschriften für meine ganze Reise ausgestattet, und als ich dann seine Mühe erkennen, ihn bezahlen will, so ist es rein unmöglich, dieß thun zu dürfen. Er schüttelt den Kopf und will nichts davon hören, und sagt mit seiner tiefen, ernsten Stimme, es gehöre zu den freudigsten Ereignissen seines Lebens, daß er einigermaßen zur Wiederherstellung meiner Gesundheit habe beitragen können. „Aber um

eines bitte ich Sie," schrieb er in seinem väterlichen Abschiedsbrief an mich, „nämlich, daß Sie mir zuweilen schreiben und mir von Ihrer Gesundheit erzählen, wie Sie leben und genießen. Denn von der Menschen Leiden und Kummer bekomme ich viel zu hören, aber nur selten von der Freude der Menschen." Ja, meine Agathe, ich weiß nicht, ob ich die Amerikaner recht kennen lernen kann, aber gewiß ist, daß das, was ich von ihnen kennen lernen darf, schöner und liebenswürdiger ist, als was ich irgendwo anders in der Welt kennen gelernt hätte. Ihre Gastlichkeit und Herzlichkeit, wenn ihre Herzen warm sind, sind wirklich überfließend und kennen keine Grenzen. Und da so manche Reisende ihre Fehler sehen und großes Wesen daraus machen, so ist es wohl billig, daß auch Jemand vorzugsweise ihre Tugenden kennen lernt. Und diese Fehler — soweit ich noch ihre Nationalfehler gesehen habe — können alle hauptsächlich auf das Jugendleben des Volkes zurückgeführt werden. In manchen erkenne ich just meine eigenen Jugendfehler wieder, ungeheure Neugierde, Mangel an Besonnenheit, an Aufmerksamkeit auf sich und Andere, Großsprecherei u. s. w. Und wie frei von diesen, und wie kritisch über ihnen stehen nicht die Besten hier, eine täglich wachsende Menge! Der Amerikaner beste Sittenrichter und Kritiker sind — Amerikaner.

Den 5ten März.

Du dankst mir für meine Briefe, gute Agatha. Ach! mir scheint, es seien ihrer so wenige, und diese wenige so armselig. Ich dachte besser an Dich zu schreiben. Aber theils bin ich so oft unwohl und verstimmt gewesen, daß ich nicht schreiben wollte; theils hat die tägliche Mühseligkeit, Menschen und Dinge zu

sehen, Besuche und Billete zu empfangen u. s. w., meine ganze Besinnung und Sammlung in Anspruch genommen, und meine Briefe in die Heimath haben darunter leiden müssen. Auch dieser wird blos eine dürftige Summa Summarum von den Ereignissen der zwei letzten Wochen; sie sind wie der Strom dahin gefahren, und ich erinnere mich ihres Inhalts kaum. In Boston wohnte ich noch einigen conversations von Alcott bei. Sie fesselten mich durch Waldo Emersons Anwesenheit und Betheiligung bei denselben. Mehrere interessante und talentvolle Personen fanden sich dabei ein und alle Bänke wurden voll. Das Gespräch sollte die Haupttendenzen der Zeit betreffen. Es kam allerlei Schlaues zum Vorschein, obschon es sehr schwer hielt, zu einem Mittelpunkt zu gelangen. Die Gegenstände hatten eine starke Neigung, gleich Irrsternen im Raum herumzufahren, ohne Sonne und Schwerpunkt. Aber Emersons Anwesenheit ermangelt niemals eine gewisse gründliche Wirkung hervorzubringen, und allmälig ordnete sich das Gespräch zu einer Art von Disputation, besonders da Emerson so klug war gewisse Personen aufzufordern, daß sie sich über verschiedene Fragen aussprechen möchten. Ein etwas ungebürsteter Gesell unter der Menge forderte auf einmal in unhöflichem Tone ihn selbst auf, er solle Rede stehen und sagen, was er unter dem moralischen Recht des Sieges auf Erden, Gerechtigkeit des Schicksals und mehreren solchen absurden Behauptungen verstehe, die er in seinen Schriften aufstelle, und die den Grundsätzen des Christenthums, sowie den Zeugnissen der Märtyrer geradezu widerstreiten, und alle Märtyrer als Thoren oder Betrogene erscheinen lassen würden. Der Ton, in welchem die Aufforderung erlassen wurde, war herb und anklagend. Die ganze Versammlung richtete ihre Augen auf Emerson. Ich konnte an seinem Athemzug eine etwas erhöhte Aufregung gewahren; aber als er

nach kurzem Besinnen antwortete, war seine Art und Weise ebenso ruhig, seine Stimme vielleicht noch milder und melodischer als gewöhnlich, sein Ton bildete einen starken Kontrast gegen den des Fragestellers. „Allerdings,“ antwortete er, „halte ich dafür, daß Jeder, der für etwas Wahres und Rechtes gekämpft und gelitten hat, zuletzt den Sieg behalten wird, wenn auch nicht in seiner ersten Erscheinung, so doch ganz gewiß in seiner zweiten.“ Der Fragesteller schwieg bei dieser Antwort, sah aber böse und zweifelhaft aus.

Allmählig vertheilte sich unter Emersons Einfluß das Gespräch in zwei Ströme, welche in Wahrheit die zwei Haupttendenzen der Zeit genannt werden konnten. Die eine Partei waren die Sozialisten, welche den Menschen und die Menschheit durch die sozialen Einrichtungen vervollkommnen wollen, und diese Richtung schien mehrere Sachwalter in der Versammlung zu haben; die andere Partei, an deren Spitze Emerson selbst steht, will die Gesellschaft durch die besondere Vollendung jedes Individuums in sich selbst vervollkommnen. Die ersteren beginnen mit der ganzen Gesellschaft, die letzteren mit dem einzelnen Menschen. Eine Person in der Gesellschaft, die von Emerson aufgefordert wurde sich zu äußern, sagte, sie vereinige sich mit Emerson dahin, daß der Mensch die Vervollkommnungsarbeit mit sich selbst beginnen müsse. Aber er müsse sich wie eine Braut schmücken, um sich zur Vereinigung mit dem himmlischen Geist geschickt zu machen. Nur durch diese Vermählung werde die höchste Menschlichkeit erreicht; eine Bemerkung, welche Emerson mit einem gedankenvollen Lächeln beantwortete. Und da diese Person ebenfalls lächelnd hinzufügte: „Sie sehen, daß ich, wie meine großen Landsleute Swedenborg und Linné, großes Gewicht auf die Ehe lege,“ so eräthst Du sicherlich, wer die Person war. — „Sie glauben also, daß die Ehe von höchster Wichtig-

keit im Leben sei?“ fragte Alcott ganz vergnügt. — „Ja, die geistige. Sie ist die einzige nothwendige.“ Damit schien Alcott weniger zufrieden.

Alcott blieb übrigens dabei, uns alle zusammen auf die Seite schaffen zu wollen, und ebenso auch alle Kinder, mit Ausnahme einiger weniger auserwählten, deren Lehrer er selbst werden und welche die Wiedergeburt des Menschengeschlechtes erzielen sollten. Nachdem die Versammlung so ziemlich ihre ganze Weisheit und Unweisheit ausgesprochen hatte, ergriff Mr. Parker (der Prediger) das Wort und gab eine vortreffliche, aber sehr sarkastische Zusammenstellung dessen, was am Abend gesagt worden, besonders auch der menschenfreundlichen Absichten Alcotts für die gegenwärtige Generation. Als er schloß, spielte ein unwillkürliches Lächeln auf allen Gesichtern, auch auf dem Emersons; aber er kehrte seinen adlerartigen Kopf — das Epitheton soll den Ausdruck desselben, wenn auch nicht gerade seine Züge bezeichnen — gegen den Kritiker und sagte: „Dies ist ganz richtig; es würde aber noch richtiger sein, wenn es sich hier um Beurtheilung eines Kathedervortrags und nicht einer freien, rückhaltlosen Besprechung handelte. Aber hier könnte ein Wahlspruch geltend gemacht werden, den ich bei einem meiner Freunde in England sah, welcher einige Freunde zur Besprechung interessanter Fragen bei sich zu versammeln pflegte. Er hatte nämlich über die Thüre des Gesprächszimmers einige Worte geschrieben, deren ich mich leider nicht vollständig entsinnen kann, aber ihr Inhalt war folgender: „Jeder ist willkommen zu äußern, was er für gut findet; aber es ist verboten, über das, was geäußert worden ist, Bemerkungen zu machen.“ Jetzt zeigte sich ein neues Lächeln und offenbar auf Kosten Parkers. Dieser schien etwas verblüfft, erröthete, sagte aber nach einer kurzen Pause, er halte es für besser, über das Gesagte einige Bemerkungen zu machen,

als zusammenzukommen und zu sprechen, ohne sich über die Gegenstände der Besprechung klar zu werden. Und jetzt lächelten wiederum Alle, und auch Emerson mit Parker, und die Versammlung brach munter auf, und ich fuhr heiterer und erbauter nach Hause, als ich mir jemals von einer Konversation bei Alcott versprochen hatte.

Den Vorlesungen Mrs. Kembles wohnte ich noch ein paarmal mit großem Vergnügen bei. Und Vergnügen und Interesse gewährte mir überdies ihre persönliche Bekanntschaft. Sie ist ein geistreiches und in jeder Beziehung reichbegabtes Weib von warmem Herzen und edlem Gemüth; sie hat Munterkeit und Lebensgeister genug, um täglich ein Pferd zu Tode zu reiten, und jeden Mann oder jedes Weib zu meistern, der oder das sie meistern wollte. In einem Augenblick stolz wie die stolzeste Herrscherin, kann sie im andern gegen ein anspruchsloses Wesen, das sie schätzt, demüthig und liebenswürdig sein, wie ein liebenswürdiges junges Mädchen. Prachtliebend und großartig in ihrer Lebensweise und ihren Gewohnheiten, kann sie doch mitunter einfach sein wie ein Bauernmädchen. Auf dem Land geht sie oft in Mannskleidern und streift in Wäldern und Feldern herum; einmal trieb sie selbst eine Kuh heim zu Miß C. Sedgewick, welche die ihrige verloren hatte, und jetzt von der „erhabenen Fanny“ diese zum Geschenk erhielt. Notabene, sie wohnt in Miß Sedgewicks Nachbarschaft, und die beiden Damen halten große Stücke auf einander. Sie kann die edelsten Gedanken aussprechen, aber es fehlt ihr zuweilen an der feineren Weiblichkeit, und sie scheint mir den wahren Werth ihres eigenen Geschlechtes nicht zu verstehen. Aber Shakespeare versteht sie und liest ihn unvergleichlich. Ihren Heinrich V, Brutus, Kleopatra (in der Todesscene) vergesse ich nie.

Bei ihrer Vormittagsvorlesung letzten Sonnabend

hatte ich Marie Lowell bei mir. Fanny Kemble las Shakespeares entzückendes „Wie's Euch gefällt", und las es entzückend gut. Nach der Vorlesung bat ich sie, mit der jungen Lowell einen Imbiß bei mir zu nehmen. Sie kam voll von schäumendem Leben, warm von der Vorlesung, warm vom Erfolg, von der Wärme aller Zuhörer, ihr Auge schien die ganze Welt auffassen zu können, und die erweiterten Nasenflügel schienen das reiche Leben der ganzen Welt einzusaugen. Zufällig hatte auch Laura Bridgeman mit ihrer Pflegerin zu gleicher Zeit mich besucht und saß in meinem Salon just als Fanny Kemble eintrat. Fanny Kemble hatte die blinde und taubstumme Laura noch nie gesehen und wurde beim Anblick dieser armen gefangenen Natur so ergriffen, daß sie gewiß über eine Viertelstunde in ihre Betrachtung versunken dasaß, während große Thränen unaufhörlich über ihre Wangen rollten. Laura war eben nicht ganz wohl und deßhalb ungewöhnlich blaß und still. Man kann sich nicht leicht zwei größere Contraste denken, als diese zwei Wesen, diese zwei Leben. Fanny Kemble mit allen Sinnen offen für das Leben, fähig das Leben in seiner ganzen Mannigfaltigkeit und Fülle zu erobern; Laura Bridgeman vom Leben ausgeschlossen, ihre edelsten Sinne verschlossen und todt, ohne Gesicht, ohne Gehör, ohne Sprachvermögen. Und dennoch war vielleicht jetzt Laura die glücklichere von Beiden, wenigstens in ihrem Gefühl des Daseins. Auch jetzt gab sie auf Befragen lebhaft ihr Gefühl des Glückes zu erkennen. Und Fanny Kemble weinte, weinte bitterlich. War es über Laura, über sich selbst, über den bloßen Kontrast zwischen ihnen? — Ich ging ein paarmal zu ihr und ersuchte sie einige Erfrischungen zu nehmen, aber sie antwortete blos „Schon gut," und sie fuhr fort Laura anzusehen, und ihre Thränen fuhren fort, zu rollen. Später be=

ruhigte sie sich, und wir hatten mit Lowells ein lebhaftes, interessantes Gespräch.

Fanny Kemble ist, wie Du weißt, mit einem reichen Amerikaner und Sklavenbesitzer, Mr. Butler, verheirathet gewesen, und lebt jetzt von ihm getrennt. Diese Ehe und ihre Folgen scheinen ihr Leben verbittert zu haben, besonders dadurch daß sie von ihren beiden Kindern getrennt ist. Ich habe sie auf herzergreifende Weise darüber klagen gehört und kann nicht begreifen, wie der amerikanische Gesellschaftsgeist, der gewöhnlich dem Weib und der Mutter günstig ist, ein solches Unrecht gestatten kann, während der Fehler, der die Ehescheidung veranlaßte, auf Seiten des Mannes lag. Eine Mutter von ihren Kindern trennen! Das sollte nie geschehen können, wenn die Mutter nicht ein offenbares Verbrechen begangen oder ihr Recht auf die Kinder abgegeben hat. In dieser Ehetragödie haben die beiden Hauptpersonen jede ihre Freunde und Anhänger; aber die allgemeine Stimme scheint für die Frau zu sein. Ich kann schon glauben, daß Fanny Kemble vielleicht nicht die allerangenehmste oder nachgiebigste Gattin war. Aber warum bemühte er sich so beharrlich, sie zu gewinnen? Er kannte ihre Gemüthsart und ihre abolitionistischen Sympathien zum Voraus, denn sie ist viel zu aufrichtig, um etwas zu verhehlen. Merkwürdig ist die Art von magnetischer Gewalt, welche dieses in so vielen Dingen unweibliche Weib über eine Menge von Männern ausübt. Ich meines Theils bin, um mit einer ihrer Freundinnen zu sprechen, sehr froh, daß sich eine Fanny Kemble in der Welt vorfindet, aber ich würde es für kein sonderliches Glück achten, wenn ihrer zwei da wären.

Meinen letzten Gesellschaftsabend in Boston brachte ich bei dem Maire der Stadt Mr. Quincy zu, der einer der ältesten Familien von Massachusetts angehört. Die Tage unmittelbar vor meiner Abreise waren der

Arbeit gewidmet, und der letzte, wo ich zu packen, mehrere Briefe zu schreiben, Besuche zu machen und bis auf die letzte Stunde welche zu empfangen hatte, warf mich wieder in mein Elend und in meinen Fieberzustand. Aber als er zu Ende war, dieser letzte Tag meines Aufenthaltes in Boston, mit seinen verschiedenen Scenen, seinen Arbeiten und seinen Kuriositäten, und mit ihm ein Theil, und zwar ein bedeutender Theil meines Lebens in der neuen Welt, und als ich mir spät am Abend von dem jungen Vickers einige Kapitel aus dem Evangelium Johannis vorlesen ließ, da war es gut, da war es schön und lieblich. Und wenn auch jetzt die Thränenquelle sprang, so hatte die Dankbarkeit einen großen Theil daran. Denn war sie nicht vorüber, diese Zeit der Niedergeschlagenheit und Kränklichkeit? Hatte ich nicht durch sie einen der besten, edelsten Menschen, meinen guten Arzt und Freund Osgood kennen und lieben, und auch sein herrliches Heilmittel sowohl für Dich, als für mich kennen gelernt? Und ich weiß jetzt auch, wie es den Kränklichen und Nervenschwachen zu Muth ist. Das habe ich früher nicht gewußt, und ich war geneigt, ungeduldig gegen solche Leute zu sein. Hernach werde ich besser sein.

Dieser letzte Abend war für mich wie eine liebliche Friedensbotschaft nach der unruhigen Zeit und dem unruhigen Tag.

Ich reiste am letzten Februar Morgens 8 Uhr von Boston ab. Ich war seit 5 Uhr aufgewesen. Nach der Eisenbahnstation wurde ich von Mr. King und dem jungen Mr. Vickers begleitet, und auf der Station, wen sollte ich da noch sehen? Meinen guten Doctor, der gekommen war, um mir Lebewohl zu sagen, und den gefälligen Professer How, der mir einen großen schönen Blumenstrauß verehrte. Mit diesem in der Hand fuhr ich in dem bequemen Wagen auf den Fittigen des Dampfes, im funkelnden Sonnenschein an dem klaren

kalten Morgen, über Erwarten leicht an Seele und Leib, denn Tags zuvor war es mir lumpig zu Muth gewesen, dahin; aber ich hatte in der Nacht ziemlich gut geschlafen und empfand eine Art von Gewissensfrieden darüber, daß ich meine gesellschaftlichen Pflichten in Boston so gut wie möglich erfüllt hatte. Aber allerdings blickte ich auch mit einem neidischen Seufzer auf die Hühner, die vor den kleinen Landhäusern am Weg im Sonnenschein und Sand da lagen, sich wärmten und gütlich thaten, und ich dachte, es sei weit seliger, eine Henne zu sein, als eine Löwin.

In Springfield wurde ich zum Mittagessen im Union-Hotel eingeladen, hatte Besuch von verschiedenen Herrn und Damen und fabricirte Autographe. So weiter auf der fliegenden Fahrt. Der Himmel hatte sich verdüstert, er wurde trüber und immer trüber, und in vollkommenem Sturm, Schnee und Regen kam ich nach New-York. Aber im Bahnhof erwarteten mich Diener und Wagen, geschickt von Marcus Spring. Und eine halbe Stunde später war ich in Rosenhütte zu Brooklyn, auf's Herzlichste empfangen von meinen vortrefflichen Freunden, mit denen ich bis in die späte Nacht Thee trank und plauderte.

Und jetzt bin ich bei ihnen und kann mich hier auf einige Tage vor der Welt verbergen. Dieß ist herrlich, und ich hoffe mich hier vollkommen erholen zu können, bevor ich mich nach dem Süden begebe. Ich habe hier alle Ruhe und Freiheit, die ich nur wünsche, und Springs Lebensweise ist auch in Bezug auf die Nahrung einfach und gesund, und sie selbst und die Kinder und Rosenhütte mit seinem unverletzlichen Bezirk — ja, noch einige solche Häuser, und die neue Welt ist auch die bessere Welt! Aber hier ist es noch sehr kalt, und ich sehne mich nach dem Süden, nach einer anderen und milderen Luft.

Das Klima von Massachusetts ist mir nicht hold

gewesen. Dennoch danke ich Massachusetts für einige herrliche Frühlingstage mitten im Winter, für seinen schönen hochblauen, strahlenden Himmel, für seine stattlichen Ulmen, in deren langen, wehenden Zweigen der Oriole so zuversichtlich sein im Winde schwankendes Nestchen baut; ich danke ihm für seine ländlichen Häuser, wo Gottesfurcht und Fleiß, Familienliebe und reine Sitten heimisch sind. Das Schulwesen allda hat meine ganze Achtung und mehrere vortreffliche Menschen meine volle Liebe. Der guten Stadt Boston schenke ich meinen Segen, und ich bin zwar für den Augenblick froh von ihr fort zu sein, aber ich hoffe wieder zu kommen, denn ich muß meine Freunde dort wieder sehen, wenn die Ulmen Blätter bekommen haben, vor Allen meinen guten Doctor und Lowells! Ich danke dem Lande der Pilger hauptsächlich auch für seine Ideale, für seine Begriffe von einem höchsten Gesetz in der Gesellschaft, einem Gottesgesetz, dem mehr gehorcht werden muß als dem Menschengesetz, für seine Begriffe von einer Menschenwürde, die höher ist als die gangbare Moral, welche die höchste Reinheit in den Sitten als Ziel des Mannes feststellen, und keine schlaffen Concessionen dulden; ich preise es um sein edles Gefühl für des Weibes Recht auf Entwicklung zum bürgerlichen Leben; um sein Gefühl für die Ehre der Arbeit und für das Recht aller guten Arbeiter auf ehrlichen Arbeitslohn; ich danke ihm für sein großartiges Wollen und Bestreben, Alles Allen zu geben, für die kleinen Colonien, wo die Kinder der neuen Welt die göttliche Lehre von der allgemeinen Brüderschaft zu verwirklichen versuchen. Man sagt, solche Ideale seien unpraktisch. Für hohe Seelen ist nichts Hochsinniges unpraktisch. An solchen unpraktischen Idealen wächst die Gesellschaft näher zum Himmel, näher zu Gottes Reich, durch solche Ideale kommen die

Dinge, welche bebend sich darin festwurzeln, in einen Zustand, wo sie nicht mehr beben.

Sonntag, den 10ten März.

Ich komme aus einer presbyterianischen Kirche, wo ich einen jungen Geistlichen aus dem Westen über das „Positive im Christenthum“ predigen hörte: einer der besten improvisirten christlichen Vorträge, die ich in irgend einem Lande vernommen. Der Prediger, Henry Beecher, ist ein junger Mann voll von Leben und Energie, und predigt aus einer Erfahrung des christlichen Lebens, die seinen Worten eine ergreifende Macht verleiht. Dabei scheint er mir ungewöhnlich frei vom Sektengeist, und er hält sich mit Kraft und Klarheit an das gemeinschaftliche Licht und Leben aller christlichen Kirchen. Er ist auch witzig und scheut sich nicht, seine Predigt mit humoristischen Einfällen zu beleben, und mehr als einmal brach in der vollgepropften Kirche ein allgemeines Lachen aus, was nicht verhinderte, daß die Gemeinde bald in der Stimmung war, Freudenthränen der Andacht zu vergießen. Dieß war der Fall bei dem Gebet des jungen Priesters über das Brod und den Wein im Nachtmahl, und Thränen strömten auch über seine Wangen, als er in eine still entzückte Betrachtung über das lichte Mysterium des Nachtmahls, über die in Christi Leib (Fleisch und Blut) neugeborne Menschheit versank. „Wenn wir mit unsern Nebenmenschen oder unsern Freunden zur Communion gehen, so sollten wir diesen Gedanken für uns lebendig machen, wir sollten sie vom Standpunkt der christlichen Verwandlung aus betrachten und denken: Wie schön wird nicht mein Gatte, mein Freund, mein Bruder werden, wenn dieser Fehler oder dieses Gebrechen wegfällt, wenn er durch das göttliche Leben verklärt dasteht!

O wie geduldig, wie sanft, wie liebreich und hoffnungsvoll können wir nicht dann werden!“

Dies war die Richtung der Predigt des jungen Geistlichen; aber wie innig und hinreißend er sprach, kann ich nicht beschreiben. Am Nachtmahl, wozu er alle anwesenden Christen ohne Unterschied des Namens und der Sekte, auch Fremdlinge aus andern Ländern einlud, nahm auch ich Theil. Das Brod (kleine viereckige Stückchen Brod auf einem Teller) und der Wein wurden an den Bänken umhergetragen und von Hand zu Hand gereicht, was der Handlung viel von ihrer Feierlichkeit nahm. Wie schön ist nicht unser Altargang und nach dem Altargang der Hallelujahgesang der Gemeinde!

Das Ritual unserer schwedischen Kirche scheint mir auch als Ausdruck des religiösen Bewußtseins der Gemeinde besser und vollkommener als das von irgend einer andern Kirche, die ich kenne, was mich indeß nicht hindert zu glauben, daß es noch vollkommener sein könnte. Aber die Predigt und der Kirchengesang sind im Allgemeinen hier zu Lande besser. Die erstere hat bedeutend mehr Leben und Anwendung auf das wirkliche Leben; der letztere hat auch mehr Leben und Schönheit, und er würde noch mehr haben, wenn wirklich die Gemeinde sänge. Aber ich habe am Kirchengesang in den Vereinigten Staaten das auszusetzen, daß er gewöhnlich von einem eingeübten Chor auf der Emporkirche gesungen wird und daß die übrige Gemeinde stumm dasitzt und zuhört, wie sie in einem Concertsaal sitzen könnte. Einige folgen dem Gesang, indem sie in den Psalmbüchern lesen, aber viele öffnen diese nicht einmal. Wenn ich manchmal meine Stimme mit denen des Sängerchors vereinige, sehe ich oft, daß meine Nachbarn mit einiger Verwunderung sich umschauen. Und gleichwohl sind die Hymnen und Kirchenlieder hier so voll von rythmischem Leben, sie haben so anregende

Töne und auch einen so belebenden schönen Text, daß ich meine, man müßte sie von Herz und Seele singen. Unsre vielen, langen, schwerfälligen Psalmen in Schweden, die voll von Selbstbetrachtungen sind und immer dasselbe wiederholen*), finde ich hier nicht, — auch nicht den einförmigen, abgemessenen, schleppenden Takt, der alles Leben in der Seele und im Gesang tödtet und macht, daß ich, wenn ich einen Psalm beginne, immer mit einer gewissen Furcht auf seine Länge blicke. Denn ist er lang, so beendige ich ihn nie, ohne müd und schläfrig zu werden, wenn ich ihn auch mit warmem Herzen begonnen habe. Und geht es Andern wohl anders? Ich habe mich oft während des Gesangs in schwedischen Kirchen umgesehen und eine Menge stiere, träumerische Blicke, halboffene Munde, die kein Wort aussprechen und vergessen sich zu schließen, mit einem Wort, eine Art albernen Ausdruck erblickt, der mir sagt, daß die Seele fort ist, und während ich darauf sehe, bemerke ich, daß es mit mir auch so ist. Dagegen scheint es mir, als ob wir bessere Gebete hätten, als die Gemeinden hier. Wir könnten aber immerhin noch bessere haben.

In der episcopalen Kirche hier werden die Gebete laut nach einer Vorschrift im Buche verlesen und oft kann die Seele nicht dabei sein. Das ist dann ein bloßes Geplapper. In den unitarischen Kirchen betet der Prediger für die Gemeinde und im Namen der Gemeinde ein unendlich langes Gebet, welches den Uebelstand hat, daß es gar zu viel und in zu vielen Worten sagt, und dennoch nicht das sagt, was zu sagen jeder Einzelne ein Bedürfniß empfindet. Wie oft habe

---

*) Von unsern herrlichen Psalmen, die an religiösem Leben mit den schönsten Psalmen aller Völker wetteifern, wo nicht sie übertreffen, spreche ich hier nicht.

ich nicht während dieser langen Gebete, wo beständige Wiederholungen vorkommen, gedacht, wie weit vollkommener wäre es, wenn der Priester blos sagte: Herr, hilf uns! oder: Herr, lasse deine Angesicht leuchten über uns!

Das allerbeste wäre, wenn man, wie Jean Paul vorschlägt, blos sagte: Laßt uns beten! Und dann sollte eine schöne innige Musik beginnen, während welcher alle still nach den Bedürfnissen und Eingebungen ihrer Seele beten würden. Sicherlich würden dann die Gebete reiner und wärmer emporsteigen, als sie je von Menschenformeln und Zungen vorbuchstabirt worden sind. Ein Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit, ein lebendiger Ausdruck des christlichen Lebens und der christlichen Wahrheit, — wann werden wir einen solchen auf Erden haben?! . . .

Aber ich muß noch einige Worte von dem jungen Schüler Calvins, von Henry Beecher sprechen, der inzwischen das Harte und Versteinerte in Calvins Orthodoxie weit hinter sich läßt, und bis zu einer wahrhaft christlichen Gnadenlehre — einer Gnade für Alle vorgedrungen ist. Er war gestern Abend bei mir und erzählte, wie er als Missionär im Westen unter freiem Himmel den Völkern der Wildniß gepredigt und auf einsamen Reisen in der großen ursprünglichen Natur, unter täglichen Erfahrungen dessen, was im Leben des Christenthums am kräftigsten auf frische Menschenseelen wirkt, sich selbst allmälig seine innere Welt, seine religiösen Fragen klar gemacht habe und aus der alten versteinerten Kirche in eine umfassendere und lichtvollere getreten sei. Er beschrieb auf eine höchst malerische Art die nächtlichen Zusammenkünfte im Westen, die Taufscenen an Flüssen und Strömen, mit ihren poetischen sowohl als oft auch komischen Zügen. In diesem jungen Mann steckt etwas von der Weite und der Wachsthumsfähigkeit des großen Westens, aber auch etwas

von seiner — Rohheit. Er ist ein muthiger und warmer Kämpfer für das junge Amerika, zu gut begabt und schon zu hoch emporgekommen, als daß er nicht sein Ich sehr bedeutend fühlen sollte. Und auch in seiner Predigt trat dieses Ich etwas zu sehr hervor. Aber immer mehr und mehr fühle ich, welch großes Interesse es mir gewähren wird, den großen Westen zu besuchen, wo Wachsthum (growth) das einzige geltende Losungswort zu sein scheint, wo in dem ungeheuren Mississippithal zwischen den Alleghani und den Felsbergen (Rocky mountains) Raum für eine größere Volksmenge vorhanden sein soll, als ganz Europa besitzt, und wo ein großes neues Volk sich durch Vereinigung aller Völkerschaften im Schooße einer großen und mächtigen Natur entwickelt, die gleich einer starken Mutter sie zu einer stärkeren und höheren Menschheit erziehen wird.

Ich hatte im Sinn gehabt, von New-York jetzt in Gesellschaft der Mrs. Kirkland, die mir das vorgeschlagen, nach Philadelphia und sodann mit Anna Lynch nach Washington zu reisen, um allda einigen Sitzungen des Congresses anzuwohnen und seine Löwen zu sehen. Aber ich habe noch immer eine solche Scheu vor Anstrengung im Gesellschaftsleben, und es liegt mir so viel daran, in den Süden zu kommen, so lange die Jahreszeit dazu am besten ist (schon im Mai wird die Hitze in den südlichen Staaten gar zu groß), daß ich auf den Rath meiner Freunde beschlossen habe, nächsten Sonnabend das Dampfboot nach Charlestonn in Südkarolina zu nehmen. In drei Tagen bin ich dort und wahrscheinlich im vollen Sommer (hier ist jetzt alles mit Schnee bedeckt). Von da mache ich Ausflüge nach verschiedenen Orten, wohin ich eingeladen bin, in Carolina und Georgia, bringe in diesem südlichen Paradies von Nordamerika die Monate März und April zu, gehe im Mai nach Washington, kehre nach einem vierzehntägigen

Aufenthalt daselbst hieher zurück, fahre von da westwärts nach Cincinnati im Ohiostaat, hierauf nach Illinois und Wiskonsin, wo ich meine Landsleute, Schweden und Norweger sehen, und mich recht genau über ihr Befinden erkundigen will. Hierauf fahre ich durch die großen Binnenseen an den Niagara, wo ich auf Ende Juni eine Zusammenkunft mit Downings und Lowells verabredet habe. So sieht jetzt meine Reisekarte aus, und ich bin überzeugt, daß ich den Gedanken eines guten Geistes von meiner schwedischen Heimath mit mir auf dem Weg haben werde. Mit ihm und meinem kleinen Reisekobold wird alles gut gehen. Es kann wohl geschehen, daß ich Dir nachher nicht mehr so oft schreiben kann wie bisher, aber einmal wenigstens im Monat wirst Du Briefe erhalten, und ich werde mir es angelegen sein lassen, bessere zu schreiben als bisher. Ach! wenn ich nur so gesund werde, wie ich jetzt den Ansatz dazu in mir verspüre, so werde ich viel leben und denken und schreiben. Manchmal ist mir auch zu Muth, als ob ein Buch über Amerika den Kopf in mir emporstrecken wollte. Aber dies sieht ganz anders aus als alle andern Bücher. Da kommt jetzt die Sonne und scheint auf mich herein in meinem gemüthlichen Stübchen in Rosenhütte. Möchte sie auch zu Dir hineinschauen, und Frühling und warme Winde, Salzbäder und große Gesundheit verkündigen!

Den 13. März.

Es ist aus meiner Reise nichts geworden. Das Schiff, mit dem ich gehen zu können glaubte, war an einen Kalifornienfahrer verkauft worden, und das nächste Dampfboot nach Charlestonn sollte erst Sonnabend über vierzehn Tage abgehen. So lange mit meinem Be-

such im Süden zu warten, dazu hatte ich weder Zeit noch Lust. Ich habe deßhalb beschlossen, mit einem Segelschiff zu gehen, und Markus Spring hat auf einem guten und sichern Paketboot einen Platz für mich genommen. Bekomme ich guten Wind, so kann die Fahrt in 4—5 Tagen von Statten gehen, und ich denke, es soll sehr angenehm sein zu segeln. Wird der Wind widrig und die Fahrt stürmisch, so — geht es wohl auch. Ich habe nichts dagegen, jetzt ein Bischen mit Winden und Wellen zu kämpfen. Heute habe ich gepackt und mich ganz fertig gemacht, und obschon es bläst und schneit, fühle ich mich doch ganz leicht und reiselustig. Der Wikingersinn regt sich wieder in mir und

Mich däucht so lieblich der Wellen Gesang,
Die da gehen im brausenden Meer.

Es wird mir auf ihnen besser zu Muth werden, als in den gasbeglänzten Salons Bostons und New-Yorks.

Ich habe jetzt eine Woche bei Mrs. Kirkland in New-York zugebracht. Sie ist nicht das heitere und scherzhafte Wesen, das ihr Buch „Eine neue Heimath im Westen" uns vermuthen ließ. Sie wird immer bedeutender. Der humoristische, spielende Sinn ist unterdrückt von Sorgen und Unglücksfällen, blitzt aber zuweilen vor und verräth auch dann einen tiefen Ernst der Seele. Sie ist ein warmes kräftiges Weib und eine ächte Bürgerin; sie erhält sich unter schweren Prüfungen oben durch Religion, sowie durch die Arbeit für ihre vier Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter (der jüngste Sohn Willis und die Tochter Cordelia sind meine besonderen Günstlinge). Die Freundschaft für den ausgezeichneten und edeln Prediger Bellows, sowie ihre bürgerliche Wirksamkeit als Schriftstellerin machen ihr Leben reich. Sie gehört zu den Naturen, in welchen das Weibliche und das Männliche harmonisch ver-

einigt sind, die dadurch ein schönes Aplomb im Leben gewinnen und auf ihre Umgebungen einen leitenden Einfluß ausüben. Bei ihr sah ich eine Miß Haynes, die Missionärin in China war, und jetzt, obwohl noch jung und schön, einer großen Mädchenpension in New-York vorsteht. Sie interessirte mich durch ihre Persönlichkeit, sowie durch ihre ansprechenden Erzählungen von Miß Dorothea Dix (der Mrs. Fry der neuen Welt) und ihrer ungewöhnlichen Charakterkraft und Thätigkeit. Ich hoffe, diesen Engel der Gefängnisse und Spitäler noch treffen und ihr die Hand küssen zu können für das, was sie ist und was sie thut.

Bei Mrs. Kirkland sah ich auch den jungen Wandersmann Bayard Taylor, einen schönen Yankeejüngling, der neulich aus Kalifornien gekommen ist. Und ich war froh, seine Erzählungen vom Goldland, besonders von seiner Natur, seinem Klima, seinen Pflanzen und Thieren zu hören.

Weil ich gerade an ihm bin, so will ich dir doch einmal sagen, was ein Yankee ist und was er mir zu sein scheint. Unter Yankee versteht mau eigentlich einen Eingebornen Neuenglands, einen Vertreter des „go a head" Amerika, des jungen welterobernden Amerika. Er ist ein junger Mann (gleichviel ob er auch alt ist), der sich im vollen Vertrauen auf eigene Kraft seinen eigenen Weg in der Welt bahnt, vor nichts stutzt, vor nichts zurückweicht, nichts unmöglich findet, Alles glaubt, Alles hofft, Alles versucht und allezeit derselbe, durch Alles hindurch geht und aus Allem heraus kommt. Fällt er, so steht er sogleich wieder auf und sagt: „no matter" (macht nichts!), Mißlingt ihm etwas, so sagt er: „Mußt's noch einmal versuchen"! und: „Nur immer zu!" Und so beginnt er von Neuem und unternimmt etwas Anderes und ruht nicht, bevor etwas geglückt ist. Nein, er ruht auch da nicht. Er ruht niemals. Sein Werk und sein Wille ist, immer

zu wirken, zu bauen, von Neuem oder mit neuen Werken zu beginnen, die stets ihm selbst oder seinem Lande eine neue Entwicklung oder Erweiterung geben sollen. Und Jemand hat mit Recht gesagt, daß alle Herrlichkeiten des Himmels einen Amerikaner nicht an einem Ort halten würden, wenn er wüßte, daß es weiter westlich noch einen andern Ort gebe. Da muß er hin um zu pflanzen und zu bauen. Das ist wieder Wikinger Sinn, aber nicht der heidnische, sondern der christliche, der nicht erobert, um zu zerstören, sondern um zu veredeln.

Und er thut dieß nicht mit Ach und Weh, sondern munter und gutlaunig. Er könnte auch bei allen Widerwärtigkeiten seinen Yankee-Doodle singen, denn geht es nicht auf die eine Art, so geht es auf die andere. Er ist auf der Erde daheim und kann alle Dinge zu seinem Dienst verwenden. Der Yankee-Doodle ist der Vertreter des Volkshumors. Er ist, noch ehe er über das mittlere Alter hinauskommt, Schullehrer, Ackerbauer, Advokat, Krieger, Schriftsteller, Staatsmann gewesen, hat sich in allen Gewerben versucht, ist in allen heimisch gewesen und dazu auf der halben oder ganzen Erde herumgereist. Wohin er kommt und unter welchen Umständen, trägt er ein doppeltes Bewußtsein in sich, das ihn stark und ruhig macht, nämlich daß er ein Mann ist, der sich auf sich selbst verlassen kann, und daß er der Bürger eines großen Volkes ist, welches die Bestimmung hat, das größte auf der Erde zu werden. So fühlt er sich als Herr der Erde und er beugt sich vor Niemand außer vor dem Herrn aller Herrn. Aber zu diesem blickt er mit kindlichem Glauben und Vertrauen auf. Dieser Charakter kann sonderbare, zuweilen lächerliche Seiten zeigen, aber er hat unläugbar eine frische, zwanglose Größe und kann viel Großes ausrichten. Und was die Lösung des größten Problems und höchsten Zieles der Menschheit, die Erschaffung

eines Volkes von Brüdern betrifft, so glaube ich, daß der Vater der Völker seine Hand auf das Haupt des jüngsten Sohnes gelegt und (wie unser König Carl IX.) gesagt hat: „Er wird es thun."

Als eines der lustigen, charakteristischen Beispiele des Yankeegeistes habe ich oft die Reise eines jungen Mannes (eines Bruders von Charles Sumner) anführen gehört, der nach Petersburg ging, um dem Kaiser Nikolaus eine Eichel zu schenken. Aber ich muß dir die Geschichte so erzählen, wie Maria Child in ihren unterhaltenden „Briefen aus New-York" sie mittheilt. Mr. Dallas, der noch vor einigen Jahren Gesandter der Vereinigten Staaten in St. Petersburg war, sah eines Tags einen hochgewachsenen Jüngling von 19 Jahren in sein Zimmer treten. Er war ein vollkommenes Specimen des Genus Yankee, mit zu kurzen Rockärmeln für seine knochigen Arme, mit Hosen, die an die Kniee hinaufstrebten, während seine Hände mit Kupferpfennigen und Zehn-Stüberstücken in seinen Taschen spielten. Er intreducirte sich mit den Worten: „Ich bin just mit einigen wenigen Yankeeartikeln gekommen, um zu handeln, und ich wünschte den Kaiser zu sehen."

„Warum wünschen Sie ihn zu sehen?"

„Ich habe ihm auf dem ganzen Weg von Amerika her ein Präsent mitgebracht. Ich achte ihn recht ansehnlich und ich wünsche zu ihm zu kommen, um es ihm mit meinen eigenen Händen zu geben."

Mr. Dallas antwortete lächelnd: „Es ist ein gewöhnlicher Brauch, mein Junge, gekrönten Häuptern Geschenke zu geben, in der Erwartung, etwas Schönes dagegen zu bekommen, und ich fürchte, der Kaiser wird es blos als einen Yankeekniff betrachten. Was haben Sie für ihn mitgebracht?"

„Eine Eichel."

„Eine Eichel! Was in aller Welt veranlaßte Sie, dem Kaiser von Rußland eine Eichel zu bringen?“

„Nun, just kurz bevor ich unter Segel ging, reisten meine Mutter und ich nach Washington, um uns nach einer Pension zu erkundigen, und als wir dort waren, dachten wir, wir sollten auch Mount Vernon *) sehen. Dort pflückte ich die Eichel hier und ich dachte bei mir selbst, ich sollte sie dem Kaiser bringen. Wahrscheinlich, dachte ich, muß er von unserem General Washington viel gehört haben und ich glaube, daß er unsere Institutionen sehr bewundern wird. So habe ich, wie Sie sehen, sie hiehergebracht und jetzt will ich zu ihm kommen.“

„Mein Junge, es ist für einen Fremden nicht leicht zum Kaiser zu kommen und ich fürchte, daß er sich aus Ihrem Geschenk nicht viel machen wird.“

„Ich sage Ihnen, daß ich ein Gespräch mit ihm haben will. Ich meine, daß ich ihm allerlei von Amerika erzählen könnte. Gewiß wird er ansehnlich zufrieden sein, wenn er von unsern Eisenbahnen hört und welche große Furchen uusere Dampfschiffe schneiden. Und wenn er hören wird, wie galant unser Volk vorwärts geht, so wird es ihn vielleicht in Thätigkeit setzen, auch etwas zu thun. Das Lange und Kurze an der Sache ist, daß ich mich nicht zufrieden gebe, bevor ich mit dem Kaiser gesprochen habe, und es würde mich auch freuen sein Weib und seine Kinder zu sehen. Ich will sehen, wie solches Volk eine Familie auferzieht.“

„Nun wohl, Sir, da Sie so entschlossen sind, so will ich Alles für Sie thun, was ich kann. Aber Sie müssen sich darauf gefaßt halten, Ihren Wunsch nicht erfüllt zu sehen. Obschon dieß ein etwas ungewöhnlicher

---

*) Washingtons früheres Gut und der Platz wo er begraben ist.

Weg ist, so möchte ich Ihnen gleichwohl rathen dem Vicekanzler Ihre Aufwartung zu machen und Ihre Wünsche vorzutragen; er kann Ihnen möglicherweise helfen.

„Gut, das ist Alles was ich von Ihnen wünsche. Ich werde wieder kommen und Sie wissen lassen, wie ich mich hinausschlage.“

Nach zwei oder drei Tagen kam er wieder und sagte: „Nun, ich habe den Kaiser gesehen und habe ein Gespräch mit ihm gehabt. Er ist ein wirklicher Gentleman, kann ich Ihnen sagen. Als ich ihm die Eichel gab, sagte er, er werde neben ihr eine große Bude errichten; es sei kein Charakter in der alten und neuen Geschichte, den er so sehr bewundere wie unsern Washington. Er sagte, er werde sie mit eigener Hand in seinen Schloßgarten pflanzen, und er that dieß, denn ich sah ihn mit meinen eigenen Augen. Er wollte mich so vieles von unsern Schulen und Eisenbahnen fragen und das Eine und Andere, so daß er mich ersuchte wieder zu kommen, um seine Töchter zu sehen, denn er sagte, seine Frau könne besser englisch sprechen als er. Ich ging also gestern wieder zu ihm und sie ist ein feines kluges Weib, kann ich Ihnen sagen, und seine Töchter sind artige Mädchen.“

„Was sagte die Kaiserin zu Ihnen?“

„O sie stellte eine ganze Menge Fragen an mich. Glauben Sie wohl, daß sie meinte, wir hätten in Amerika gar kein Gesinde? Ich sagte ihr, arme Leute verrichten ihre eigene Arbeit, aber reiche Leute haben Diener im Vollauf. Aber dann nennt Ihr diese Leute nicht Diener, sagte sie, Ihr nennt sie Helfer. — Ich vermuthe Madame, daß Sie Mrs. Trollope gelesen haben, sagte ich. Wir hatten dieses Buch da auf unserm Schiff an Bord. Da klatschte der Kaiser in die Hände und lachte laut auf. Sie haben Recht, Sir, sagte er, wir schickten nach einem englischen Exemplar und sie hat es just diesen Morgen gelesen. Da sagte ich

ihm Alles was ich von unserem Land wußte, und er war sehr vergnügt. Er wollte wissen, wie lang ich hier am Ort bleiben würde. Ich sagte ihm, daß ich all die Artikel, die ich mit mir gebracht, verkauft habe, und daß ich vermuthlich mit demselben Schiff wieder umkehren würde. Und ich sagte ihnen allen sammt und sonders Adieu und ging wieder meinen Geschäften nach. Habe ich meine Sache nicht gut gemacht? Vermuthlich rechneten Sie nicht darauf, daß ich mich so durchbeißen würde, Mr. Dallas?"

„Nein, in Wahrheit, mein Junge, ich glaubte das nicht. Sie können sich glücklich schätzen, denn es ist sehr ungewöhnlich, daß gekrönte Häupter einen Fremdling mit so großer Auszeichnung behandeln."

Einige Tage später kam der Jüngling wieder und sagte: „Ich vermuthe, daß ich noch eine Weile länger hier bleiben werde, man begegnet mir so freundlich. Neulich kommt ein großer Offizier zu mir in mein Zimmer und sagt mir, der Kaiser habe ihn geschickt, um mir alle Merkwürdigkeiten zu zeigen; und ich kleidete mich an und er nahm mich mit in einem sehr raren Wagen mit 4 Pferden; und ich bin im Theater und im Museum gewesen und ich vermuthe, daß ich ungefähr alles gesehen habe, was in St. Petersburg zu sehen ist. Was sagen Sie dazu, Mr. Dallas?"

Es klang so unglaublich, daß ein armer ungehobelter Yankeejüngling auf solche Art mit Aufmerksamkeiten überhäuft werden sollte, daß der Gesandte nicht recht wußte, was er glauben und denken sollte.

Nach kurzer Zeit kam sein sonderbarer junger Landsmann wieder zum Vorschein: „Nun, sagte er, ich hatte mich entschlossen wieder nach Haus zu fahren und so ging ich hin um dem Kaiser zu danken. Ich dachte, ich könnte nicht weniger thun, er war so artig gewesen. Da sagte er: Gibt es noch etwas Anderes, das Sie zu sehen wünschen, ehe Sie nach Amerika zurückkehren?

Ich sagte ihm, daß ich gerne Moskau ansehen möchte, denn ich hatte eine Menge Sachen gehört, wie sie Feuer im Kreml anzündeten, und ich hatte gar viel vom General Bonaparte gelesen; aber es würde viel Geld kosten, dahin zu kommen, und ich wolle das, was ich verdient habe, der Mutter heimbringen. So daß ich ihm Adieu sagte und ging. Aber was meinen Sie, daß er am nächsten Morgen that? Ich schwöre Ihnen, daß er denselben Mann in Uniform schickte, um mich in einem seiner eigenen Wägen nach Moskau zu führen und wieder zurück, wenn ich alles gesehen habe, was ich sehen will. Und wir werden morgen fortfahren, Mr. Dallas. Was denken Sie jetzt?"

Und wirklich fährt am nächsten Morgen der Yankeejunge in einem prächtigen Vierspänner am Hause des Ambassadeurs vorüber, indem er mit seinem Nastuch winkte und Adieu! Adieu! rief.

Mr. Dallas hörte später von dem Kaiser selbst, daß das was der Jüngling ihm erzählt hatte, vollkommen wahr war. Er hörte von ihm später aus Moskau, wo er von den städtischen Beamten begleitet und mit derselben Auszeichnung behandelt wurde, die man gewöhnlich fremden Gesandten erweist.

Die letzten Nachrichten, die man aus den Zeitungen von ihm hat, gehen dahin, daß er in Circassien reise und ein Tagebuch schreibe, das er drucken zu lassen beabsichtige.

„Und wer außer einem Yankee hätte das Alles thun können?" fügt Mrs. Child hinzu.

Zwischen diesem jungen Yankee und dem amerikanischen Staatsmann und Gentleman Henry Clay ist ein weiter Abstand, und ich weiß nicht, warum just er jetzt aus der Menge von Personen, die ich diese Woche in New-York sah, vor mein Gedächtniß trat. Vielleicht wegen des Kontrastes mit dem jungen Yankee. Ich sah ihn bei Anna Lynch, die eine seiner spe-

ziellen Freundinnen ist und zuweilen Secretärsdienste für ihn verrichtet. Er ist ein sehr großer und magerer alter Herr, mit ungewöhnlich hoher, kahler Stirne, einem unschönen, aber ausdrucksvollen Gesicht, ungraziös von Gestalt, aber in seinem Benehmen und seiner tonvollen Stimme liegt etwas wahrhaft Einnehmendes. Er hat, wenn er will, und bei Frauenzimmern will er das immer, einen ausnehmend verbindlichen, ich möchte sagen innigen Ausdruck, der sich in seiner ganzen Art und Weise beurkundet. Er ist auch von Verehrerinnen umgeben und soll selbst ein großer Verehrer der Frauen sein. Er war jetzt auf einige wenige Tage in New-York, wo er von Freunden und Einladungen halb überwältigt wurde. Indeß schien es mir doch, als sonne er sich im Glanz seiner Popularität mehr, als nach meiner Ansicht ein alter Mann thun sollte. Ich meine, er sollte dieses überhöfliche, schreckliche Tagwerkleben nicht aushalten können . . . Die Amerikaner haben für ihre großen Staatsmänner mehr Enthusiasmus als die Europäer für ihre Könige. Henry Clay ist, obschon aus einem der Sklavenstaaten (Kentucky, glaube ich), ein freisinniger Mann, der die wahre Größe seines Landes und seiner Nation versteht und will. Obschon nicht eigentlich der Yankeerace angehörig (die südlichen Staaten wurden von derjenigen politischen Partei bevölkert, die man in England die Cavaliere nannte, und die in Bezug auf Sitten, Leben und Charakter von den Puritanern weit abwich), hat er doch Etwas von dem Wikinger Sinn, welcher die Söhne des Südens auszeichnet. Er ist was man hier einen „selbstgemachten" Mann nennt (sein Vater war ein armer Farmer), und er verbrachte den größeren Theil seines Lebens als rastloser Kämpe auf dem stürmischen Meer der Politik; er hat dabei mehrere Duelle gehabt und als Senator eine lange Reihe von Jahren hindurch, tapfer und ehrenvoll, im Kongreß der Vereinigten Staaten

mit seinem Wort und Einfluß für den inneren Bestand der Union und ihre Macht nach außen gekämpft.

Noch eine andere Gestalt blickt aus diesen menschenreichen Tagen klar hervor, eine schöne, einnehmende weibliche Gestalt, die ladygleiche Mrs. Bancroft, die Frau des Geschichtschreibers. Nach mehrjährigem Aufenthalt in Europa und genauer Bekanntschaft mit dessen „high life“ in den höchsten Kreisen Englands, kehrt sie mit klarem und warmem Gefühl für die wahren Vorzüge ihres Vaterlandes und für seinen Beruf in der Menschheit nach Amerika zurück.

Mrs. Kirkland führte mich zu Springs zurück. Ach Agatha! könnte ich Dir doch malen, wie liebenswürdig dieses Ehepaar ist, wie gut, wie rein, wie feindenkend! Marcus S. ist gewiß einer der besten und reinherzigsten Menschen, welche diese Erde verschönen. Und Rebekka ist auch gut, ungewöhnlich begabt, heiter und voll Anmuth. Gutes zu thun, Andern zu helfen, ist beiden die größte Freude, ihr beständiger Gedanke. Und dabei sind sie so lebensfroh, haben eine so gute und schöne Art die Dinge zu nehmen, daß in ihren Händen auch das Widerwärtige sich in etwas Gutes und Angenehmes verwandelt. Wenn so Etwas sich lernen ließe, so würde ich viel von ihnen lernen. Glücklichere Menschen habe ich nicht gesehen. In ihrer innigen Dankbarkeit für die Seligkeit, welche sie genossen haben und fortwährend genießen, stehen sie bereit jeden Schicksalsschlag aufzunehmen mit dem Gefühl, daß sie so viel von dem besten Glück dieser Welt besessen haben. Aber das Unglück scheint sich nicht zu wagen an diese sanften, dankbaren Wesen, die ihm mit Blicken ergebungsvoller Liebe entgegenschauen; es naht und droht, geht aber dann vorüber. So war es mit ihrem „baby,“ das lange am Rand des Grabes schwankte, jetzt aber mit jedem Tag kräftiger und munterer wird. Wie gut sie gegen mich waren und noch immer sind, kann ich

nicht beschreiben. Sie denken für mich, bestellen Alles für mich, sorgen für mich wie wenn ich ihre Schwester wäre, und machen Alles so artig und klug. Ich kann für diese Freunde nicht dankbar genug sein. Auch Downings sind unschätzbar für mich. Sie kamen nach New-York, um mit mir zusammenzutreffen, und sie brachten mir die allerschönsten Blumen mit. Seine dunkeln, warmen Augen, und die ihrigen, die mild und hellblau sind wie unsere schwedischen Veilchen, folgen mir auf meinem Weg und — in meinem Herzen.

Den 16. März.

Aber ich weiß noch nicht einmal recht, ob ich überhaupt werde reisen können, so widrig fügt es sich mit den Schiffen und den — Schiffskapitänen. Der Kapitän der Segelbrigg nemlich, die ich für meine Reise auserkoren hatte, weigerte sich, als er den Namen der Dame erfuhr, die mit ihm fahren wollte, mich an Bord zu nehmen. Und als Marcus nach dem Grund fragte, antwortete er, er wolle keine Schriftstellerin an Bord haben, die sich über seine Anordnungen lustig machen und ihn in ihr Buch setzen könnte. Marcus lächelte und wollte ihn überreden das Ding zu wagen, versicherte, daß ich nicht gefährlich sei u. s. w. aber der Mann blieb unbeweglich. Er wollte mich durchaus nicht an Bord nehmen. Und nun muß ich noch acht Tage warten, bis das nächste Dampfboot geht. Und das habe ich Mrs. Trollope und Dickens zu verdanken. Aber ich bin glücklich in der Rosenhütte bei meinen liebenswürdigen Freunden, und dieser Aufschub hat mir das Vergnügen verschafft, Emersons Vorträge verschiedene Male hier und in New-York zu hören. Es ist ein ganz eigener Zauber von dieser tiefen, klangvollen Stimme Worte zu vernehmen, die einen ähnli-

chen Eindruck machen wie Juwelen und ächte Perlen. Gestern hörte ich ihn in einem Vortrag über Beredsamkeit die gedankenlose Uebertreibung seiner Landsleute und ihre Schwülstigkeit im Ausdruck, im Vergleich mit des Orients natürlicher, poetisch schöner Vergrößerung der Gefühle und Dinge streng geißeln. Er gab Proben von beiden Theilen, und die Versammlung, die im besten Einverständniß mit dem Lehrer war, gab lebhaft ihren Beifall und ihr Vergnügen zu erkennen. Markus S. hatte nebst einigen andern Bewohnern Brooklyns E. eingeladen, Vorlesungen da zu halten, und ich durfte ihn mehrere Male hier im Hause sehen. Vielleicht sehe ich ihn nie wieder. Aber ich bin froh, daß ich ihn gesehen habe.

Den 20. März.

Wir haben ein Paar stille, schöne Abende gehabt (denn ich empfange diesmal nur ausnahmsweise Besuche und Einladungen — ich muß ruhen;) meine Freunde und ich; und wir haben da viel mit einander gelesen und geplaudert. Ich habe auch Briefe gelesen, die sie jetzt von Miß M. Fuller, nunmehriger Marquise Ossoli, empfangen haben. Denn ihre Ehe ist jetzt öffentlich gemacht worden und ihr Vertheidiger Mr. W. Russel hatte vollkommen Recht. Mrs. Ossoli befindet sich jetzt mit Mann und Kind auf dem Weg nach Amerika, wo sie sich niederlassen will. Und am Bord desselben Schiffes befindet sich auch der junge Mann, der nach Petersburg reiste, um dem Kaiser von Rußland eine Eichel zu schenken. Ihr letzter Brief ist aus Gibraltar und sie beschreibt rührend schön den Abend, wo die Leiche des an den Blattern gestorbenen Kapitäns ins Meer gesenkt wurde, über welchem die Abendsonne glühend unterging und kleine weiße Segel wie

„ausgebreitete Engelfittige“ ruhten. In den Briefen athmet eine gewisse Melancholie und ein durch und durch edles Gemüth, aber nichts von dem trotzigen und stolzen Geist, den ich aus verschiedenen Gründen bei ihr vermuthet hatte. Von ihrer Mutterfreude und ihrem schönen Kind spricht sie mit Rebekka in hinreißenden Ausdrücken. „Ich kann mein Glück kaum fassen,“ sagt sie an einem Ort, „ich bin Mutter eines unsterblichen Wesens! Gott sei mir Sünderin gnädig!“ Dies klingt nicht sehr stolz. Sie hat ein Kästchen mit Geschenken und Souvenirs an ihre Freunde nach Haus geschickt, „für den Fall,“ schreibt sie, „daß ich mein Vaterland nicht wieder sehen sollte.“ Sie hat sich mit unlustigen Ahnungen auf die Reise begeben und jetzt, da der gute Kapitän der Brigg unterwegs gestorben ist, scheinen diese zuzunehmen. Doch ist bis jetzt alles gut gegangen, und ihre Mutter, drei Brüder und ihre einzige Schwester (die liebenswürdige junge Frau in Concord) sowie eine Menge Freunde erwarten sie mit Sehnsucht und Freude.

Den 22. März.

Gestern besuchte ich die Frauenakademie in Brooklyn, ein Erziehungsinstitut für fünfhundert junge Mädchen, die da studiren und graduiren, gerade wie die jungen Männer. Ich bewunderte die Einrichtung des Instituts, Museum, Bibliothek u. s. w., fand die Haltung der jungen Mädchen ausnehmend schön, hörte ihre Compositionen in Versen und Prosa und hatte mein Wohlgefallen an ihnen und den jungen Vorleserinnen. Ich hörte hier auch einen Gesang, mit dem ich zu meinem Aerger schon vorher zwei- oder dreimal im Lande begrüßt worden war, denn der Text, worin ich auch nicht einen Funken von gesunder Vernunft und Ideengang entdecken kann, wird mir

(er beginnt: Ich träume, ich träume von meinem Vaterland) und die Musik wird Jenny Lind zugeschrieben. „C'est imprimé." Diese großen Dressiranstalten für junge Mädchen geben unläugbar viel — Dressur, Specialkenntnisse, gesellschaftliche Haltung, Sicherheit u. s. w. Aber sind sie vortheilhaft für die Entwicklung des Besten beim Weibe? Ich zweifle und ich habe hier denkende Weiber, auch unter den jungen, ebenfalls daran zweifeln oder vielmehr es läugnen gehört. Sie dürften zur Uebergangsbildung gut sein, um die Frauenzimmer in Kreise von Kenntnissen einzuführen, von welchen sie vorher ausgeschlossen waren. So rühmt man allgemein ihre Talente und Fortschritte in mathematischen Studien, in Algebra und Physik. Aber das ist mir klar, daß über diesen Studien und Schulbesuchen viel von den Tugenden und Reizen des häuslichen Lebens verabsäumt wird. Das junge Mädchen, das im Eifer ist seine Lection zu lernen, fährt gegen die Mutter auf und sieht den Vater böse an, wenn sie es wagen sie zu unterbrechen. Man feuert ihren Ehrgeiz auf Kosten ihres Herzens an. Man legt auf die Schulgelehrsamkeit zu großes Gewicht. Die höchste Bestimmung der Schule dürfte darin bestehen, daß die Leute vorbereitet werden, sie zu entbehren. Wenigstens sollte das Leben der jungen Mädchen zwischen ihr und dem Hause getheilt werden, und zwar so, daß die erstere den kleinern Theil davon bekäme. Das gute Haus ist doch die wahre Hochschule.

Aber ich mache mir beinahe Vorwürfe, daß ich gegen eine Anstalt rede, wo ich so viel von der Wärme junger Herzen erprobt habe, wie hier. Gewiß ist, daß ich von Töchtern und Nichten, Müttern und Tanten umarmt und geküßt wurde, und daß ich sie umarmte und küßte, so daß es beinahe zu viel wurde. Aber eine

warme und erwärmende Zeit hatte ich da und manche schöne Erinnerung daran.

Ich bereite mich jetzt zur Abreise und portraitire inzwischen meine Freunde und ihre Kinder, „die rosige Familie," in einer kleinen Gruppe von Köpfen, die ich ihnen als Andenken zurücklasse. Es wird mir schwer, von ihnen zu scheiden. Ich möchte immer mit ihnen leben. Aber ich werde sie wieder sehen, denn ich kehre hieher zurück. Einen großen Theil meiner Bücher und Kleider lasse ich in ihrem Hause. Wenn ich die ersteren und die dicken Bände Hegel'scher Philosophie und skandinavischer Mythologie ansehe, die ich während meines Aufenthaltes hier zu Lande zu studiren gedachte, so muß ich lächeln. Es ist mir noch gar nicht eingefallen, sie zu öffnen.

Den 24. März.

Gestern war Channing hier, der liebenswürdige H. W. Channing! Er kam am Morgen und er war frisch und klar wie ein Maimorgen. Den Winter über hatten wir einige Briefe gewechselt und darin einigermaßen mit einander gehadert. Der Zankapfel war Emerson. Channing stellte Emerson hoch und ich stellte — mich hoch. Und so schwiegen wir Beide. Jetzt, als wir zusammentrafen, war er herzlich und strahlend, schenkte mir ein Buch von Wordsworth, „the Excursion", war vollkommen gut und liebenswürdig. Mit solchen Menschen athmet man Frühlingsluft. Am Abend war kleine Gesellschaft hier und Channing auch dabei. Als er schon Abschied genommen hatte und gegangen war, kam er plötzlich wieder herein und rief mich hinaus, führte mich auf die Piazza, zeigte auf den Sternenhimmel, der in strahlen-

der Pracht klar über uns stand, lächelte, drückte mir die Hand und — war fort.

Aber ich sollte nicht blos von mir und meinen Interessen allein sprechen; ich muß auch ein wenig vom Allgemeinen reden. Ein allgemeines und brennendes Interesse ist jetzt hier zu Lande die Sclavenfrage, zu neuem Leben erweckt durch die Frage, ob Californien und Texas als selbstständige Staaten den Vereinigten Staaten einverleibt werden sollen. Man kann sagen, daß das ganze Land in Anhänger und Gegner der Sklaverei „pro-slavery und anti-slavery-folk" getheilt ist. Californien, das schnell, besonders von Leuten aus den nordöstlichen Staaten, den unternehmenden Söhnen der Pilger, bevölkert worden, hat den Congreß mit der Bitte angegangen, von der Sclaverei befreit und für einen Staat von freier Bevölkerung erklärt zu werden. Dieß wollen die südlichen Sclavenstaaten nicht zugeben, da Californien vermöge seiner Lage zu den südlichen Staaten gehört und seine Emancipation von der Sclaverei ihre Macht im Congreß schwächen würde. Sie kämpfen verzweifelt um Behauptung dessen, was sie ihre Rechte nennen. Die nördlichen, von Sclaverei befreiten Staaten kämpfen ebenso verzweifelt, theils um die Ausdehnung der Sclaverei auf Californien und Texas zu verhindern, theils um die Ausrottung eines Zustandes zu bezwecken, den sie mit Recht als ein Unglück und eine Schande für ihr Vaterland betrachten. Und der Streit wird auf beiden Seiten mit großer Bitterkeit sowohl in als als außer dem Congreß geführt. Abolitionisten sind auch hier von allen Farben vorhanden. Verschiedene von meinen Bekannten gehören zu den Ultras, Springs zu den gemäßigten, und den Letzteren schließe ich mich an. Die Andern finde ich unvernünftig.

Die stets zunehmende Einwanderung von Euro-

pa's ärmster Bevölkerung, meistens aus Irland und Deutschland, ruft große Anstalten hervor, aber nicht um ihr feindlich entgegenzutreten, sondern um ihr freundlich zu begegnen, und sie für Volk und Land nicht blos so unschädlich, sondern so wohlthätig wie möglich zu machen. Die Irländer werden die besten groben Arbeiter der Amerikaner, besonders beim Straßen- und Kanalbau. Die Deutschen ziehen meistens westwärts zu den großen deutschen Colonien im Mississippithal, wo alle Hände und alle Kräfte noch vollauf zu thun haben. In den östlichen Staaten beginnt bereits der Fall einzutreten, daß es, wie in Europa, mehr Arbeiter als Arbeit gibt. Diese ziehen daher ebenfalls in großen Schaaren westwärts. Dieser große Westen, der bis ans Stille Meer reicht, ist Nordamerika's Zukunft und Hoffnung, der freie Raum und die Aussicht, die seinem Volk einen freieren Athem, ein frischeres Leben verleiht, als andere Völker besitzen.

Für alle Fragen von allgemeinerem Interesse in den einzelnen Staaten werden große Versammlungen gehalten, Beschlüsse gefaßt und Motionen oder Petitionen an den Congreß abgeschickt, wenn sie in den Bereich seiner Verwaltung fallen. Und es ist eine Freude zu hören, wie alle, wenigstens in den nördlichen Staaten, in einer fortschreitenden Richtung gehen, welche die Entwicklung der Volksbildung und Volksherrschaft, wie überhaupt solche Maßregeln und Mittel bezweckt, die zum Vortheil Aller führen.

Mitten unter der Aufregung, welche durch all diese großen Fragen veranlaßt ist, geht in diesem Augenblick die Nachricht von Jenny Linds bevorstehender Ankunft wie ein Lauffeuer durch das Land, electrisirt alle Gemüther und macht alle Gesichter von Freude strahlen. Es ist, als ob ein melodischer Durton auf einmal in jeder Brust widerklänge.

Jetzt sage ich Dir Lebewohl, umarme Dich und küsse Mama im Geiste die Hand. Mögest Du mir bald melden, daß Du ganz wohl bist! Jeden kommenden Frühlingstag begrüße ich für Deine Rechnung. Und wir haben hier einige schöne frühlingsmilde Tage gehabt, aber jetzt ist die Kälte hart und trocken zurückgekehrt, und es ist jetzt hier so schneeig wie nur irgendwo um diese Zeit in Schweden. Aber das verändert sich bald. Wie verlangt mich jetzt nach dem Süden! Ich habe hier einige Tage gut geruht und fühle mich mit jedem Tag stärker. Möchte es Dir auch so gehen!

N. S. Mrs. Howland von Charleston hat mir geschrieben und mir freundlich ihre Wohnung angeboten. Aber ich muß sie zuerst sehen und schauen, ob wir zusammen gedeihen können. Deßhalb steige ich vorläufig in einem Hotel in der Stadt ab, bleibe da einige Tage in aller Stille und genieße Freiheit und Einsamkeit. Dann wollen wir sehen.

Zwölfter Brief.

Charleston in Südcarolina, den 28. März 1850.

Ach, daß ich fliegen und in mein Haus blicken und sehen könnte, wie es mit Dir, meine Agathe, und mit Mama steht! Aber jetzt darf ich mich mit der Hoffnung und dem Glauben vergnügen, daß Du mit großen Schritten auf dem Wege der Besserung wandelst, und daß Deine Beine an Geschmeidigkeit und Anmuth immer mehr Aehnlichkeit mit denen der Taglioni bekommen. Möchte es so sein, mein Herzchen, und möchte Alles daheim gut stehen. Mit mir

steht es „galant.“ Ich kam heute früh nach einer dreitägigen Seefahrt hier an, in der Meinung, hier in volle Sommerwärme zu kommen, und etwas böse darüber, daß ich statt dessen in Kälte und graues Wetter kam, und genöthigt war, in Winterkleidern herumzuschreiten. Aber lange kann das nicht währen. Die Bäume — alle Straßen sind mit Bäumen bepflanzt — kleiden sich bereits in zartes Grün; Rosen, Lilien und Orangeblumen nicken von Terrassen und Gärten, und die Sonne beginnt sich durch die Wolken Bahn zu brechen. Vermuthlich haben wir morgen wieder vollen Sommer.

In den letzten Tagen meines Aufenthalts in Brooklyn herrschte ein vollkommenes Unwetter, und der Tag, wo ich an Bord ging, war eiskalt. Man sah überall Eis und Eiszapfen; der scharfe Wind war voll von solchen. Die guten, liebenswürdigen Eheleute Spring, mit ihren zwei ältesten Kindern, dem engelgleichen Eddy und der kleinen Jenny, begleiteten mich an Bord. Markus trug meine Sachen, sprach mit dem Capitän und mit der Schiffsverwalterin wegen meiner und sorgte für Alles. Ueberfluthet von fremden Leuten, die sich mir vorstellen lassen wollten, mußte ich in meine Cajüte fliehen, um noch ein paar Worte mit meinen Freunden sprechen und von ihnen Abschied nehmen zu können. Ich möchte doch wissen, was Du sagen würdest, wenn Du sehen könntest, wie brüderlich meine Freunde hier zu Lande mich küssen und wie schwesterlich ich beim Abschied oder nach längerer Trennung sie küsse. Das gibt sich hier ganz natürlich und ganz gut. Ich saß lange ganz betrübt da, als Springs mich verließen, während ich auf den Wogen immer weiter von ihnen wegrollte. Und in der Nacht träumte ich von ihnen, daß sie bei mir seien, und ich dachte: sie sind also nicht fort und wir sind nicht getrennt; es war

blos ein böser Traum! — Aber der Traum war Wirklichkeit.

Der ganze erste Reisetag war kalt, grau, regnerisch und windig. Ich wich allen Menschen aus außer einem Quäckerpaar, Freunden (friends werden sie hier zu Lande gewöhnlich genannt) Mann und Frau, mit denen ich etwas bekannt geworden war, und die mir wie gewöhnlich die „Freunde" wegen ihrer Stille und ihres friedsamen ruhigen Wesens gefielen. Beide waren etwas über die erste Jugend hinaus; die Frau hatte eines jener reinen schönen Gesichter, die man so oft bei jungen Quäckerweibern findet, der Mann schien leidend zu sein und sie reisten jetzt seiner Gesundheit wegen nach dem Süden. Am folgenden Tage hatten wir schönen Sonnenschein, aber es blieb doch kalt bis gegen Mittag, wo wir auf einmal in vollen, warmen Frühling versetzt wurden. Es war wie ein Zauberwerk. Himmel und Meer badeten in goldenem Licht; die Luft war voll von Leben und Lieblichkeit. Es war bezaubernd schön, göttlich! Mein ganzes Wesen badete in dieser Herrlichkeit. Ich lehnte neugierige Gespräche ab und saß allein auf dem obern Verdeck, sah die Sonne hinabsteigen und den Vollmond in milder Herrlichkeit aufgehen; sah den Nordstern immer ferner von mir funkeln und den Orion und Sirius ins Zenith ziehen; und Stunde um Stunde verging und ich wußte von nichts, als daß die Welt schön war und ihr Schöpfer groß und gut, und ich fürchtete nichts außer daß Jemand mit mir sprechen und dadurch diese heilige Stille, die Ruhe und Freude meines Geistes unterbrechen könnte. Auf dem untern Verdeck sah ich junge Männer mit ihren Frauen im klaren Mondschein Paar um Paar zärtlich und zuthulich wie Tauben herauskommen; sah die „Freunde," meine Bekannten nebeneinander sitzen und zum Mond hinaufschauen, der ihre milden, friedvollen Gesichter beglänzte, sah die Mond-

strahlen auf den tanzenden Wogen tanzen, während wir auf dem ruhigen Meer gegen das Kap Hatteras zurollten, dessen Feuer wie ein großer klarer Stern vom südlichen Horizont her uns entgegen glänzte. Am Kap Hatteras sollten wir in das Wasser des mexikanischen Meerbusens kommen, und dieß ist ein gefährlicher Punkt für die Seefahrer. Heftige Stürme und Windstöße sind da gewöhnlich und manches schwere Unglück hat sich am Kap Hatteras zugetragen. Aber uns kamen sie nicht nahe. Der Mond schien und die Wellen tanzten, der Wind schwieg und die Taubenpärchen girrten und die „Freunde" schlummerten ein, und wir fuhren um Mitternacht am Kap Hatteras vorbei und ich hoffte mich jetzt in der Region beständiger Sommerwärme zu befinden. Aber, gehorsamer Diener, daraus wurde nichts. Am nächsten Morgen war es wieder grau, kalt, regnerisch und windig, mit einem Worte ganz und gar nicht sommerlich.

Ein Theil der Gesellschaft lag seekrank in den Kajüten. Ein anderer Theil setzte sich zu einem muntern Kartenspiel aufs Verdeck. Ich saß abseits mit den Freunden, welche schwiegen und zuletzt einschliefen. Aber ich war an diesem Tage vollkommen lebendig und wach, befand mich ausnehmend wohl und hatte einen herrlichen Vormittag in Gesellschaft mit dem Meer und mit Bankroft's Geschichte der Vereinigten Staaten, die mich unendlich interessirt und durch ihren wahrhaft philosophischen Blick auf die historische Entwicklung, sowie durch ihren vortrefflichen Styl der Erzählung gleich ausgezeichnet ist. In Bezug auf den ersteren gleicht Bankroft unserem Geijer, in Bezug auf den letzteren dem Schweizer d'Aubigné. Ich las unterwegs auch eine kleine Schrift über specielle Providenz von einem berühmten Clairvoyant in New-York, Namens Davis; aber ein armseligeres Produkt, ein schlagenderes Zeugniß für die Verblendung des Geistes habe

ich nicht gesehen, und ich wußte nicht, sollte ich mich mehr über sein anspruchsvolles Wesen oder über seine Armuth verwundern.

Am vierten Morgen kamen wir nach Charleston. Ein grauer, windiger Morgen, ganz und gar nicht angenehm. Aber die von dunkeln Zedern und hellgrünen Laubbäumen bedeckten Ufer um das Meer her sahen ungewöhnlich und verlockend aus. Alles war neu für meine Augen, auch das Aussehen der Stadt, die, wenigstens in der Bauart der Häuser, mehr Aehnlichkeit mit den Städten des europäischen Festlandes, als mit Boston und New-York darbot. Ein junger Herr, mit dem ich mich an Bord angenehm unterhalten hatte und der mir gefiel, nur daß er ein wenig mit seinem Französisch prahlen wollte, das ihm ganz und gar kein Recht zum Prahlen gab, stand jetzt neben mir auf dem Verdeck, betrachtete das Land, wo er daheim war, und pries das Glück der Negersklaven, was seinen Werth in meinen Augen nicht erhöhte. Denn ein solches Gerede zeugt von Mangel an Urtheil oder Ehrlichkeit. Eine junge Miß, die meine Kajüte getheilt hatte und die ganze Zeit über schweigend und seekrank gewesen war, streckte jetzt auch den Kopf empor und fragte sogleich, wie es mir in Amerika gefalle.

Mrs. Howland schickte ihren Bruder, einen schönen Mann von mittlerem Alter ab, um mich im Wagen nach ihrer Wohnung abzuholen, aber ich zog jetzt meine Freiheit vor und ging lieber mit den Freunden nach dem Hotel, für welches sie sich entschlossen hatten. Und da bin ich jetzt in einem kleinen Zimmer mit zwei kahlen weissen Wänden. Ich bin draußen gewesen und zwei gute Stunden in der Stadt herumspaziert, mich erfreuend an meiner Einsamkeit und den vielen neuen Gegenständen, die mir überall entgegentreten, am Aussehen der Stadt mit ihren vielen Baumgärten (die Stadt gleicht einer großen Sammlung von Landhäu-

sern, sämmtlich mit Verandas oder Piazzas, die mit Laubranken oder Blumen geschmückt sind) an den mancherlei mir fremden Bäumen, die jetzt blühen oder ausschlagen, an den Orangehainen, die in dunklem Grün in den Gärten stehen und im Winde sausen und duften. Auf den Straßen wimmelt es von Negern. Zwei Drittheile der Bevölkerung, die man in der Stadt sieht, sind Neger oder Mulatten. Sie sind häßlich, sehen aber meistens munter und wohlgenährt aus. Besonders sieht man wohlgenährte Negerinnen und Mulattinnen. Ihre bunten, hübschen Halstücher, die sie, oft sehr geschmackvoll, um die Köpfe gebunden tragen, geben ihnen ein pittoreskes Ansehen, tausendmal vortheilhafter als die Hüte und Hauben, welche sie in den freien Staaten tragen und die ihnen so schlecht passen.

Nächst den Negern fielen mir auf den Straßen Schaaren großer Vögel, unsern Truthühnern ähnlich, auf, die sich da und dort herabließen, um Nahrung zu suchen und die so furchtlos waren, daß sie den Fußgängern kaum aus dem Wege gingen. Viele von ihnen setzten sich auf die Dächer und Schornsteine, ihre großen Flügel im Winde ausbreitend, was ihnen ein eigenthümlich köstliches Aussehen gibt.

Den 29. März.

Kalt, kalt, unverzeihlich kalt noch heute! Morgens um 5 Uhr hörte ich die Trommel, welche die Negersklaven zur Arbeit ruft. Gestern Nachmittag luden mich Bekannte aus den nördlichen Staaten, die hier im Hotel wohnen, zu einer Spazierfahrt ein, welche in dem klaren Sonnenschein recht schön war. Das Land ist überall flach, so weit man sieht. Schöne Waldpartheien, Baumpflanzungen und Gewässer machen seine Schönheit aus. Die Stadt liegt am Meer auf einer

Halbinsel zwischen zwei Strömen, Ashley und Cooper, die sich in dasselbe ergießen. Meine Freunde im Wagen kauften mir Orangen und Bananas und zum erstenmal kostete ich jetzt diese tropische Frucht, die aus Kuba kommt und die man hier so sehr liebt. Sie hat einen feinen, süßen, etwas faden Geschmack, gleicht in ihrer Form unsern gelben Sommergurken, der Farbe nach den Melonen und so auch in Bezug auf das Fleisch, ist jedoch weniger saftig. Es kam mir vor, wie wenn ich in Seife bisse. Ich glaube nicht, daß wir uns sonderlich befreunden werden — die Bananenfrucht und ich. Meine Quäckerfreunde sind heute früh weiter südlich nach Savannah gereist, um ein wenig Sommerluft zu bekommen. Hier war es ihnen zu kalt. Der Februar soll hier ganz warm gewesen sein, und der gelbe Jasmin, der da am besten blüht, ist jetzt beinahe vorbei. Jetzt muß ich Dir Adieu sagen, denn ich will ausgehen und Mrs. Howland besuchen, um zu sehen ob ich mich bei ihr wohlbefinden, d. h. ob ich sie lieb gewinnen kann. Im andern Fall bleibe ich da, obschon es wahrlich kein Eldorado ist. Das Hotel ist vermuthlich keines der besten in der Stadt. Ein Chaos von Negerknaben tummelt sich um den Mittag- und Abendtisch; sie stellen die Kellner vor, thun aber nichts andres, als daß sie ohne Geschick und Art um einander hin und herspringen und ohne Sinn und Vernunft alle Sachen auf dem Tisch verstellen, wenigstens so weit ichs entdecken kann, aber just diejenigen Platten, die man wegwünschte, nicht forttragen. Ich werde auf meinem Zimmer von einem artigen Mulattenmädchen bedient, das so zerlumpt ist und so gut und geduldig aussieht, daß es mir wehe thut. Ich fragte sie, wie viel Lohn sie bekomme; sie sah mich verwundert an und antwortete, daß sie Missis gehöre. Aber „Missis" ist eine Frau von barscher Miene und scharfen Augen,

deren Eigenthum ich nicht sein möchte und — armes Mädchen!

Ich werde wohl noch einige Tage hier bleiben und dann fahre ich weiter südlich nach Savannah und nach Augusta in Georgien, wohin ich von meinen Mitreisenden auf dem „Kanada", der Familie Bones und Miß Longstreet eingeladen bin. Dort dürfte ich wohl über den Monat April bleiben, denn dort soll man das Naturparadies des Südens zu sehen bekommen. Und ich dürfte da auch Gelegenheit erhalten, etwas von den Plantagen zu sehen. Wüßten die Südländer, mit welchem vorurtheilsfreien und ehrlichen Gemüth ich zu ihnen komme, blos das Wahre in Allem suchend und bereit, allem Guten, auch in der Sklaverei, Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, so würden sie mir nicht mit mißtrauischen Blicken begegnen. Ich habe überdieß nicht den Wunsch über die traurigste Seite des südlichen Lebens sonderlich genaue Forschungen anzustellen. Es ist schon genug darin nachgeforscht und davon gesprochen worden. Ich will die Natur, das Leben sehen, die werdende neue Welt auch hier und diejenige Phase des Lebens, welche dieser Theil davon in Folge seiner Lage und der Naturgaben vorstellen kann. Ich wünsche daher im Allgemeinen Gesprächen über die Sklaverei auszuweichen. Aber mit einigen Menschen, insbesondere mit klugen und rechtschaffenen Menschen, deren sich hier genug vorfinden, mit ihnen will ich davon sprechen, sie will ich fragen und anhören, und ich bin überzeugt, daß wir einander verstehen, und wenn auch nicht in allen Dingen, doch wenigstens in Bezug auf unser Gemüth übereinstimmen. Ich komme hieher um zu sehen und zu lernen, nicht um zu spioniren. Ich begehre von dem Süden ein wenig milde Luft, Blumen, Ruhe, Gesundheit. Und was er Gutes hat und gibt, das will ich von Herzen anerkennen. Auch glaube ich, daß es wenige Südlän-

der gibt, die nicht die Sklaverei als ein Landesunglück betrachten, so schwer es ihnen fällt, sie los zu werden. Von Savannah schreibe ich Dir weiter. Jetzt nur ein Kuß mit dem innigen Wunsche, daß er Dich wieder munter und rüstig finden möge.

Später.

Noch ein Paar Worte, um Dir zu sagen, daß ich Mrs. Howland und ihre Kinder gesehen habe, und daß ich morgen zu ihr ins Haus ziehe. Schon der erste Anblick ihres Gesichtes und der so gute und redliche Ausdruck desselben genügte mir. Sie gefiel mir sogleich, und mein kurzes Gespräch mit ihr bekräftigte den Eindruck des ersten Blickes. Sie gehört augenscheinlich zu den verständig guten und mütterlichen Weibern auf Erden, und sie hat für literarische Gaben und literarische Personen eine kleine Schwäche, die ich für meinen Theil sehr liebenswürdig finde. Sie steht in meinen Jahren und könnte dem Aussehen nach wohl eine Schwedin sein. Die blauen Augen, das runde, frische Gesicht, die volle Gestalt, dabei das Sichere und Gutmüthige in Rede und Wesen erinnert so vielfach an unsere schwedische Frauen — sie ist auch von scandinavischer Herkunft. Ihr Vater war Däne und hieß Monefelt. Von der übrigen Familie sah ich drei hübsche Mädchen, das älteste 17, das jüngste 9 Jahre alt, und einen schönen Jungen von 10 Jahren. Mr. W. Howland, zwei ältere Söhne und die älteste Tochter des Hauses sind gegenwärtig fort.

Auch eine andere angenehme Familie, bestehend aus Doctor Gilman, Pfarrer der unitarischen Gemeinde in Charleston, seiner Frau, seinem Schwiegersohn und seiner Tochter, hat mich besucht und sich erboten, mich auf den Inseln an den schönen Stellen in der Gegend umherzuführen. Frau Hammarköld (Emilie

Hollenberg) und ihre Mutter habe ich heute auch gesehen. Die alte Dame hatte Thränen der Sehnsucht nach Schweden in den Augen. Die junge Dame ist eine hier sehr beliebte Musiklehrerin. Jetzt kann ich Dir nicht weiter schreiben, die Post geht ab. Gott segne Dich, mein Agathchen!

Dreizehnter Brief.

Charleston, den 12. April 1850.

Ich sehe eine reiche südländische Schönheit, auf schwellendem Blumenbett im Schatten von Nektarinen ruhend, umgeben von dienstwilligen Sclaven, die auf ihren Wink alle köstlichen Früchte und Zierrathen der Welt herbeibringen. Aber all ihre Farbenpracht, der Glanz des Auges, die feine Röthe auf ihrer Wange, und die Pracht, die ihr Lager umgibt, können den Mangel an Gesundheit und Kraft, den Wurm, der in ihrem Innern zehrt, nicht verdecken. Diese weiche, üppige Schönheit ist — Südcarolina.

Und gleichwohl, meine Agathe, ist sie schön, und ich habe mich unaussprechlich erfreut an ihrer eigenthümlichen Farbenpracht, die für mich so lieblich, so reich, so neu ist.

Ich verweile jetzt 14 Tage hier, und obschon es meistens Regenwetter war, was es auch jetzt ist, so habe ich doch hier Tage erlebt, wo ich gewünscht hätte, daß die ganze schwache, kränkliche Menschheit, und Du, meine Agatha, in vorderster Linie hiehergebracht werden, diese Luft einathmen, diese liebliche Pracht des Himmels und der Erde sehen könnte, auf daß sie, wie von einem Lebensbalsam, genesen und sich des Lebens

von Neuem zu erfreuen vermöchte. Ich begreife, daß die Seefahrer, die sich zuerst diesen Küsten nahten und diese Hauche, diese Luft verspürten, ein Lebenselixir zu trinken glaubten und hier die Quelle ewiger Jugend zu finden hofften.

Während dieser bezaubernden Tage habe ich mit Mrs. Howland und andern freundlichen Bekannten Ausfahrten in die Umgegend der Stadt gemacht. Ueberall kommt man, nachdem man sich durch eine Strecke tiefen Sandes durchgearbeitet hat, — man beginnt aber jetzt allenthalben Dünenwege anzulegen, die sehr gut zu befahren sind — in den Wald. Und der Wald ist eine Art von paradiesischer Wildniß, reich an einer Menge Baumarten und Pflanzen, die ich nie zuvor gesehen habe. Nichts ist künstlich angelegt oder geordnet, sondern Alles wächst in wilder Ueppigkeit um einander her, Myrthen und Föhren, Magnolien und Cypressen, Ulmen und Eichen, nebst vielen Bäumen, deren Namen ich noch nicht kenne.

Am prächtigsten und zahlreichsten von allen Bäumen ist hier die Lebenseiche, ein Immergrün, ein ungeheurer Baum, von dessen Zweigen Massen langer Moospflanzen (oft 4—5 Ellen lang) „Tillandsia Usnoides“ in schweren Draperieen herabhängen. Diese hängenden, graugrünen Moose an den massiven Zweigen sind von unendlich pittoresker Wirkung, und da, wo diese Bäume mit einiger Ordnung gepflanzt sind, bilden sie prachtvolle, gothische Naturkirchen mit schönen Arkaden und hochgewölbten Säulengängen. Unter diesen langbärtigen Patriarchen des Waldes blühen eine Menge kleinere Bäume, Gebüsche, Pflanzen und Ranken (insonderheit Weinranken), welche die Wälder mit Wohlgerüchen erfüllen, und zierlich in Hecken und hoch oben auf den Bäumen glänzen, wohin sie ihre wilden, blumenreichen Zweige werfen. So der wilde, gelbe Jasmin, der da und dort noch vorhanden ist; so die

weiße Cherokeser-Rose, die ebenfalls wild und in größter Ueppigkeit wächst, so die zierlichen Schlingpflanzen, die sich überall um die Baumstämme ranken, von denen aber mehrere giftig sein sollen (und viele giftige Pflanzen sowohl als Thiere sollen sich in diesen Wildnissen vorfinden). Die Magnolie ist einer der herrlichsten Bäume des Waldes, ein hoher, dunkelgrüner Lorbeerbaum, dessen weiße Blumen als die schönsten des Südens geschildert werden, aber erst zu Ende Mais ausschlagen.

Die Stadt selbst steht jetzt in voller Blüthe. Die Gärten glänzen voll Rosen aller Art. Und beinahe jedes Haus hat seinen Garten. Der Duft von Orangeblumen erfüllt die Luft, und der Spottvogel, Nordamerikas Nachtigall, von den Indianern der hundertzüngige „Cencontlatolly" genannt wegen seines Talents, alle Arten von Tönen nachzuahmen, singt im Käfig, in den offenen Fenstern oder vor denselben. Frei auf den freien Bäumen habe ich ihn noch nicht singen hören. In Mrs. Howlands Garten sehe ich Nektarinen und Feigenbäume Früchte ansetzen und den Carolina-Kolibri gleich einem kleinen Geisterwesen über die rothen Blumen des Gaisblatts sich hin und her schwingen, im Flug ihren Honig saugend. Das ist etwas Außerordentliches und ist etwas Schönes, meine Agatha, und ich preise mich glücklich hier zu sein.

Eine Menge freundlicher Einladungen und Besuche habe ich auch erhalten, und unter den ersteren muß ich vor allen eine Person nennen, der ich einige der schönsten Stunden, die ich hier verlebte, zu verdanken habe. Du kennst meine Neigung, beinahe auf den ersten Blick schon bestimmte Eindrücke von Personen und von meiner Beziehung zu ihnen zu erhalten. Diese Neigung oder Fähigkeit (denn sie hat mich noch nie getäuscht), hat sich geschärft, seit ich mich ganz allein auf meine Wikingerfahrt außerhalb des Reichs begab,

und dabei mit einer großen Menge Menschen in unmittelbare, persönliche Berührung kam. Ich habe ganz besonders in den letzten Zeiten eine Art Quecksilberempfindlichkeit für verschiedene Temperamente oder Naturen, die sich mir nähern, erhalten und mein Gefühlsbarometer steigt oder fällt sogleich danach. So wie ich Mrs. Howland vom ersten Augenblick an liebte, so liebte ich, obschon auf andere Weise, Mrs. Hollbrook, die Frau des Naturalisten, Professors Hollbrook, von der ersten Sekunde an, wo ich sie sah und hörte. Ich wurde belebt und gleichsam erweckt von dem frischen, intelligenten Leben, das aus dem schönen, lebensvollen Weibe sprach. Bei ihr fand sich nichts Alltägliches, nichts Conventionelles. Alles war klar, eigenthümlich, munter und dabei gut. Ich empfand es wie einen Trank von dem verjüngenden Lebenselixir. Am nächsten Tag speiste ich bei Mrs. Hollbrook zu Mittag in ihrer schönen, eleganten Wohnung, wo die Meerwinde erfrischend durch die Fenstervorhänge hereinspielten. Ihre Mutter, eine schöne, alte Dame (Mrs. Rutlige) mit prächtigen Augen, ihre Schwester (Miß Lukas R.), drei idealisch schöne und anmuthsvolle Mädchen, ihre Nichten und drei recht angenehme Herrn bildeten die Gesellschaft. Mr. Hollbrook selbst befindet sich mit dem Schweizer Agassiz auf einer Naturforscher-Expedition in Florida bei den großen Morästen, welche „Ever glades“ genannt werden. Nach einem ausgesuchten Mittagsmahle fuhren wir nach der „Batterie,“ der fashionabeln Promenade der Stadt, die jedoch in einem kahlen, beschränkten Platz am Meeresufer besteht, wo man sich immer in einem Kreis bewegt, so daß man alle Bekannte und Unbekannte, die da promeniren, immer und immer wieder zu sehen bekommt, eine Sache, die ich höchstens einmal im Jahr aushalten könnte, und gäbe es auch die beste Seeluft da einzuathmen. Auch Mrs. Hollbrook schien dieser Art von Promenade

keinen sonderlichen Geschmack abzugewinnen, aber die Bevölkerung der neuen Welt liebt im Allgemeinen sehr die Gesellschaftlichkeit; sie hat ihr Gefallen an einer großen Menschenmenge (crowd). Nach einem gemüthlichen Thee in guter Gesellschaft führte mich Mrs. H. nach Hause. Und dieß war ein Tag fashionabeln Lebens in Charleston. Und er war recht gut. Aber besser war ein anderer Tag auf dem Lande, den ich allein mit Mrs. H. auf ihrer Villa Belmont, einige Meilen von der Stadt, zubrachte.

Sie kam Vormittags und holte mich in einem kleinen Wagen ab. Wir waren beide den ganzen Tag miteinander allein, wir ergingen uns in den Myrthenhainen, wir botanisirten, wir lasen (Mrs. H. machte mich mit dem englischen Dichter Keats bekannt), und vor allen Dingen sprachen wir und der Tag verging wie ein goldener Traum oder wie die schönste Wirklichkeit. Du weißt, wie ich eines Gespräches müde werde, wie eine langwierige Anstrengung dabei mir zuwider ist. Und jetzt sprach ich einen ganzen Tag hindurch mit derselben Person, ohne eine Anstrengung oder Müdigkeit zu verspüren. Es war blos lieblich und angenehm, angenehm, angenehm. Die Luft war die Lieblichkeit selbst. Mrs. H. war wie eine beständig frisch sprudelnde Quellader, und jeder Gegenstand, der berührt wurde, erhielt Interesse entweder durch ihre Kritik oder durch die Ansichten, die ihre Worte eröffneten. So flogen wir zusammen über die ganze Welt, nicht immer ganz einig; aber immer in gutem Einverständniß, und dieser Tag in Belmonts duftenden Blüthenhainen am Ufer des Ashley, war einer meiner schönsten Tage in der neuen Welt, und ich vergesse ihn nie. Hier lernte ich auch den Ambrabaum und mehrere neue Baumarten und Pflanzen kennen, deren Namen und Eigenschaften Mrs. H. mir auseinandersetzte. Die Naturwissenschaft hat ihren Blick über das Erdenleben

erweitert, ohne ihn vom himmlischen Leben abzuziehen. Für sie ist die Erde ein Poëm, das in seinen einzelnen Gebilden von seinem Dichter und Schöpfer zeugt; aber das höchste Zeugniß von ihm schöpft sie dennoch nicht aus dem Naturleben, sondern aus einer stillen, hohen Gestalt, die einmal aus den Wäldern des Lebens vor ihre Blicke trat und ihr das Leben lichtvoll und groß machte, Zeit und Ewigkeit verbindend. Mrs. H. ist eine platonisirende Denkerin, welche (was hier in der Welt selten ist) die Sachen im System und das Verhältniß der verschiedenen Radien zu einem gemeinsamen Mittelpunkt zu sehen vermag. Und wir kamen in unserer Kritik über die hauptsächlichen Mängel in der Erziehung der Frauen hier zu Lande, so wie in allen Ländern, wohl überein. Sie erhalten eine Menge Specialkenntnisse, aber kein System davon. So viel Latein, so viel Mathematik, so viel Physik u. s. w., aber keinen philosophischen Mittelpunkt für diese Kenntnisse, keine Anwendung des Lebens in ihnen auf das Leben selbst, und keine Gelegenheit, um nach der Schulzeit diese Kenntnisse in lebendiger Handlung anzuwenden. Darum entfallen sie aus der Seele wie wurzellose Blumen oder Bäume, die von den Zweigen des Wissensbaumes herabgerissen sind, wenn die jungen Schülerinnen aus der Schule in das Leben gehen. Oder wenn sie sich erinnern, was sie gelernt haben, so ist das blos Gedächtnißsache und dringt nicht als Saft und Wachsthum fördernde Kraft in das Leben ein. Was der Schulgelehrsamkeit im Großen wie im Kleinen fehlt, das ist ein wenig — platonische Philosophie. In andern Gegenständen kamen wir nicht so gut überein. Aber der Zauber bei Mrs. H. besteht darin, daß sie Genie hat und neue, erweckende Worte spricht, besonders in Fragen über das Leben und die Wechselbeziehungen des Geistes und der Natur.

Als die Sonne unterging in den Wogen des Flusses, hörte dieser schöne Tag für mich auf und wir kehrten nach der Stadt zurück. Aber ich werde nach Belmont zurückkommen und allda einige Tage mit seinem guten Genius verbringen. So ist es verabredet. Aber .... ich weiß nicht, ob ich Zeit bekomme. Mrs. H. gehört der aristokratischen Welt in Charlestown und einer ihrer ältesten Familien (Rutlige) an, gilt aber allgemein für eine der intelligentesten und charmantesten Frauen; man spricht von ihr als von einer außergewöhnlichen Natur.

Südkarolina wird allgemein der Palmettostaat genannt; ich erwartete daher überall diese halbtropische Baumart zu finden und war verblüfft darüber, daß ich weder in noch außer Charlestown Palmettos zu sehen bekam. Man hat sie auch auf eine vandalische Art abgehauen, um sie zu Pfahlwerk und Schiffsholz zu benützen, denn ihr Holz soll wasserdicht sein. Vor einigen Tagen endlich bekam ich diesen karolinischen Staatsbaum (der Staat führt einen Palmetto im Wappen) zu Gesicht, und zwar auf der Sullivansinsel, einer großen Sandbank im Meer vor Charlestown, wo die Stadtbewohner Landhäuser haben, um die Seeluft und Bäder zu genießen, und wo man in verschiedenen Gärten noch Gruppen von Palmettos trifft. Denke Dir einen geraden, runden, kleinknotigen Stamm, von dessen Wipfel eine Menge grüner Sonnenfächer mit fingerartig getheilten Strahlen nach allen Seiten auf langen Stengeln ausgeht, und Du hast ein Bild von dem Palmetto, der Spitze und dem Vorbild der Palme.

Ich war von Mr. und Mrs. Gilman zu einem Picknick auf die Sullivaninsel eingeladen. Picknick ist hier der gebräuchliche Name für ländliche Excursionen, um in munterer Gesellschaft zu essen und sich lustig zu machen; diese Partien sind namentlich bei den jungen Leuten sehr beliebt, und mancher zärtliche ernste Bund

schreibt seinen Anfang von einem muntern Picknick her. Dasjenige, dem ich jetzt anwohnte, war in großer Gesellschaft, und an jungen Leuten und einem jungen Liebespaar fehlte es auch hier nicht, aber der Tag war kühl und ich fand ihn mehr mühselig als angenehm, wie es mir oft bei Vergnügungspartheieen geht. Wirklichen Genuß dagegen hatte ich von einer Spazierfahrt, die ich mit Mrs. Gilman am Meeresstrande machte, wo man auf der festen feinen Sandbank fährt, während die Meereswogen donnernd und schäumend sich bis unter die Füße der Pferde wälzen. Es war in diesem Schauspiel eine wilde Frische gepaart mit der mildesten, lieblichsten Luft. Mr. und Mrs. Gilman sind beide poetische Naturen; sie besingt die Schönheit des stillen und frommen Lebens, er besingt vaterländische Gegenstände. Sein prächtiges patriotisches Lied:

„Väter, habt Ihr umsonst geblutet?"

das mit warmer Eingebung geschrieben worden zu einer Zeit, wo die Union durch die Bitterkeit der Parteikämpfe mit Auflösung bedroht war, ist allenthalben in den Vereinigten Staaten mit Entzücken gesungen worden und hat vielleicht mehr zur Wiederbelebung des allgemeinen Bürgersinnes beigetragen, als verschiedene staatsmännische Maßregeln, von denen man sagt, sie haben die Union gerettet. Mr. G. ist ein hochgeachteter und geliebter Prediger in Charlestown, dessen innerer Adel und Ernst sich getreu in seinem Aeußern abspiegelt.

Gestern Abend war ich bei einer Hochzeit. Man hatte mich nämlich eingeladen, der Trauung in der Kirche anzuwohnen. Sie fand zwischen einem Katholiken und einem Mitglied der englischen Episcopalkirche statt. Sie waren übereingekommen sich von dem Prediger der unitarischen Kirche, Mr. Gilman, trauen zu lassen. Blos die Verwandten und Freunde des Brautpaars sollten der Ceremonie anwohnen. Sie wurde

Abends bei Kerzenschein vollzogen. Die Braut war schön wie eine halbausgeschlagene weiße Rose, klein und fein; sie trug ein weißes Kleid, Kranz und Schleier äußerst hübsch. Der Bräutigam, ein großer magerer Herr, sah gut und ehrlich aus, soll sehr reich und in sein Rosenknöspchen gewaltig verschossen sein. Ihre Brautfahrt ist eine Lustreise nach Europa. Nach der Trauung, die würdig und schön von Mr. Gilman vollzogen wnrde, ging die Gesellschaft aus den Bänken, um das Brautpaar zu beglückwünschen. Eine alte Negerin saß wie ein Schreckbild finster und schweigsam neben dem Altare. Es war die Amme und Wärterin der Braut, und sie konnte den Gedanken an eine Trennung von derselben nicht ertragen. Diese Trennung soll indeß nur für die Zeit ihrer Reise stattfinden, denn diese dunkeln Wärterinnen werden bis zu ihrem Tod in den weißen Familien mit großer Zärtlichkeit behandelt und verdieuen das auch gewöhnlich vermöge ihrer Liebe und Treue.

Du kannst glauben, daß es hier an Gesprächen über die Sclaverei nicht fehlt. Ich veranlasse sie nicht; aber wenn sie, was oft geschieht, über mich kommen, so spreche ich mich so aufrichtig und sanftmüthig wie nur möglich aus. Aber eine Sache, die mich hier in Verwunderung setzt und quält, denn ich hatte sie nicht erwartet, ist der Umstand, daß ich kaum einen Mann oder eine Dame finde, welcher oder welche der Sache offen und ehrlich ins Gesicht schauen will. Man windet und schlängelt sich auf allen Seiten fort, und man bedient sich aller, zuweilen sogar der widerstreitendsten Beweismittel, um mich zu überzeugen, daß die Sclaven die glücklichsten Menschen in der Welt seien und sich keine andere Stellung, kein anderes Verhältniß wünschen können, als worin sie sich jetzt befinden. Dieß ist für Viele und in gewissen Beziehungen auch wahr und dürfte öfter eintreten, als man in den nördlichen

Staaten glauben will. Aber unglückliche Verhältnisse finden sich genug vor und müssen in diesem System immr auftauchen, um es verhaßt zu machen. Ich habe ein paar Gespräche ungefähr folgenden Inhalts über diesen Gegenstand gehabt:

Südländer: Miß B., das Gerücht sagt, daß Sie der Abolitionistenpartei angehören!

Ich: Ja gewiß, das thue ich; aber sicherlich gehören wir Beide ihr an, Sie sowohl als ich.

(Südländer stutzt.)

Ich: Ich bin überzeugt, daß Sie die Freiheit und das Glück des Menschengeschlechts wünschen.

Südländer: J . . . J . . . Ja . . . a . . . a . . . a! Aber . . . aber —

Und jetzt kommen eine Menge Aber, welche die Schwierigkeit und Unmöglichkeit der Befreiung der Negersclaven beweisen sollen. Die Schwierigkeit will ich zugeben, die Unmöglichkeit nicht. Aber es ist klar, daß es einer Vorbereitung zur Befreiung bedarf, und daß sie lange versäumt worden ist. Und hier ist ein edler Mann in der Stadt, der wie ich in der Sache denkt und durch Einweihung der Neger ins Christenthum auf die Vorbereitung zu dieser Befreiung hinwirkt. Früher war ihr Unterricht schändlich verwahrlost oder vielmehr gehemmt worden; die Gesetze des Staats verbieten, die Sclaven schreiben und lesen zu lehren, und haben lange auch ihren Unterricht im Christhum verhindert. Aber bessere Zeiten sind gekommen und scheinen zu kommen. In den Familien lehrt man oft die Sclaven lesen, und auf den Pflanzungen gehen Missionäre, meist Methodisten, umher und predigen das Evangelium.

Aber die Einseitigkeit und selbstwillige Blindheit hier in der Stadt setzt mich wahrhaftig in Erstaunen und quält mich. Und die Frauenzimmer, die Frauenzimmer, von deren moralischem Rechtsgefühl und an-

geborenem Sinn für das Wahre und Gute ich so viel geglaubt und gehofft hatte — die Frauenzimmer machen mir den Kummer, daß sie in dieser Beziehung stockblind, ja sogar noch reizbarer und heftiger sind, als die Männer. Gleichwohl sind es die Frauenzimmer, die durch die Unsittlichkeit und Albernheit der Einrichtung am Tiefsten verletzt werden sollten. Macht sie nicht die Familie zu nichte? Trennt sie nicht Mann und Weib, Kind und Mutter? Täglich erfüllt es mich mit Entsetzen, wenn ich die kleinen Negerkinder sehe und denken muß: diese kleinen Kinder gehören nicht ihren Eltern. Ihre Mutter, welche sie unter Schmerzen zur Welt geboren, die ihnen ihre Milch, ihre Pflege gibt, sie, deren Fleisch und Blut sie sind, hat kein Recht über sie. Sie gehören nicht ihr, sondern dem Eigenthümer, der die Mutter, somit auch alle Kinder, welche sie bekommt, gekauft hat und sie verkaufen kann, wann es ihm einfällt. Sonderbar!

Das allgemeine Gefühl, sagt man, hat sich bei Verkäufen immer mehr gegen die Trennung der Familien, sowie die Trennung kleiner Kinder von ihren Müttern gerichtet, und bei öffentlichen Sclavenauctionen soll diese nicht mehr stattfinden können. Aber sowohl in den nördlichen, als in den südlichen Staaten hört man von Ereignissen, welche bezeugen, wie viel Herzzerreißendes durch solche Trennungen vorkommt, die durch die Consequenzen des Systems unvermeidlich gemacht werden, so daß die besten Sclavenbesitzer sie nicht immer verhindern können.

Im Haus scheinen die Sclaven hier im Allgemeinen sehr gut behandelt zu werden, und ich habe Häuser gesehen, wo ihre Zimmer und was zu ihrem Comfort gehört (jeder Diener und jede Dienerin hat ihr eigenes gemüthliches Stübchen) weit besser bestellt waren, als es die freien Diener in unserem Lande gewöhnlich haben. Das Verhältniß zwischen Diener und Herr-

schaft scheint auch meistens ein gutes und herzliches zu sein, besonders scheinen die älteren Diener in einer Familie in dem innigen Verhältniß zu derselben zu stehen, das einen patriarchalischen Zustand auszeichnet und in guten Familien so gewöhnlich zwischen Gesinde und Herrschaft zu sehen ist, gleichwohl mit dem großen Unterschied, daß bei uns das Verhältniß ein freies, eine freie Verbindung vernünftiger Wesen mit einander ist. Hier tritt zwar oft diese freie Verbindung auch ein, aber sie ist dann ein Sieg über die Sclaverei und das sclavische Verhältniß, und ich meine, daß man hier nie so genau wissen kann, wie es damit aussieht, und ob die Ergebenheit von Seiten des Dieners wahr ist oder nicht.

Gewiß ist indeß, daß die Negerrace einen starken Instinkt der Ergebenheit und Verehrung hat, und dieß kann man den Leuten an den Augen ansehen, die einen eigenthümlich guten, getreuen und wahren Ausdruck haben, welchen ich liebe, und der mich an den schönen Ausdruck in den Augen des Hundes erinnert; gewiß ist auch, daß sie eine natürliche Neigung hat, sich unter die weiße Race zu stellen und ihrer höheren Intelligenz zu gehorchen, und weiße Mütter und schwarze Wärterinnen zeugen von der ausschließlichen Liebe der letzteren für die Kinder der Weißen. Man kann für Kinder keine besseren Pflegerinnen und Wärterinnen bekommen, als die schwarzen Weiber, und im Allgemeinen keine besseren Krankenwärter, als Schwarze, sowohl Männer als Weiber. Sie sind von der Natur gutmüthig und ergeben. Und sind nun die weißen Herrschaften auch gut, dann wird das Verhältniß zwischen Massa und Missis (so nennen die Neger die weißen Herrschaften) und „Daddy und Momo" (so heißen die schwarzen Diener, besonders wenn sie über ein Jahr da gewesen sind) ein wirklich gutes und zärtliches. Aber an Beispielen von andern Verhält-

nissen fehlt es hier auch nicht, und Karolinas Gerichte und Karolinas bessere Gesellschaft haben noch frische Erinnerung an Grausamkeiten, die gegen Haussclaven begangen wurden und die mit den schlimmsten Grausamkeiten der alten Heidenzeit wetteifern. Einige der gröbsten von diesen Missethaten sind von Weibern begangen worden, von Frauen aus der höheren Societät in Charlestown! Noch ganz neulich ist ein reicher Plantagenbesitzer in Südkarolina wegen barbarischer Behandlung eines Sclaven zu zwei Jahren Zuchthaus verurtheilt worden. Und wenn man bedenkt, daß die Gerichte sich mit keinen andern Grausamkeiten gegen Sclaven befassen, als mit solchen, die allzu entsetzlich und allzu öffentlich sind, um übergangen zu werden! Wenn ich gegen Vertheidiger und Vertheidigerinnen der Sclaverei mit diesen allgemein bekannten Ereignissen hervorrücke, so antworten sie: „Auch in Ihrem Land und in allen Ländern sind die Herrschaften zuweilen hart gegen ihre Diener.“ Worauf ich erwiedere: „Dann können sie ziehen!“ Und darauf haben sie nichts mehr zu sagen, aber schneiden saure Gesichter.

Ach, der Fluch der Sclaverei (the curse of slavery), wie die gewöhnliche Phrase lautet, trifft nicht blos die schwarzen, sondern in diesem Augenblick noch mehr die weißen Menschen, denn er verkehrt ihr Wahrheitsgefühl und erniedrigt ihre Moral. Die Behandlung und Stellung der Schwarzen verbessert sich wirklich von Jahr zu Jahr. Aber die Weißen scheinen in der Aufklärung nicht vorwärts zu gehen. Doch ich will noch mehr sehen und hören, bevor ich ich urtheile. Vielleicht daß die Freunde der Finsterniß sich hauptsächlich in Charlestown niedergelassen haben. Charlestown ist wie ein Eulennest, sagte einmal eine geistreiche Caroliner Dame.

Ich muß Dir jetzt ein wenig von dem Hause erzählen, wo ich lebe und wo ich mich so wohl und

glücklich befinde, daß ich es gar nicht besser wünschen kann. Das Haus nebst seinem Gärtchen liegt frei in einer der ländlichsten Straßen der Stadt, in Lynchstreet, und hat von einer Seite freie Aussicht auf das Land und den Fluß, von wo es auch die lieblichste Luft, die frischesten Windhauche bekommt. Buschige Ranken von weißen Rosen und rothem Gaisblatt ziehen sich bis an die obere Piazza hinan und bilden die schönste Veranda. Dort ergehe ich mich oft, besonders Morgens und Abends, trinke die liebliche Luft und schaue auf die Gegend hinaus. In diesem obern Stock ist mein schönes, luftiges Zimmer. Im ersten Stocke sind die eigentlichen Gesellschaftszimmer, und auf der Piazza desselben versammelt man sich und geht Abends hinaus, da hier gewöhnlich Gesellschaft stattfindet.

Mrs. Howland kennst Du bereits ein wenig, aber man kann sie nicht recht kennen oder würdigen, bevor man sie in ihrem täglichen Leben im Hause sieht. Sie gleicht darin mehr einer Schwedin, als irgend einer Frau, die ich bis jetzt noch im Lande gesehen habe, denn sie hat dieses stille, pflegende, sorgsame, mütterliche Wesen, das immer etwas zu thun findet und sich nicht scheut, mit eigenen Händen anzugreifen. (In den Sclavenstaaten betrachtet man gewöhnlich die gröbere Arbeit als etwas Erniedrigendes und läßt es durch die Sclaven besorgen). So sehe ich sie vom Morgen bis znm Abend still beschäftigt, bald mit ihren Kindern, bald mit Mahlzeiten, wo sie ihrem Diener den Tisch in Ordnung bringen oder, wenn das Essen vorüber ist, Alles wieder abräumen und aufheben hilft (was auch bei den Negern wohl nöthig ist, denn sie sind saumselig von Natur), bald beschäftigt Kleider zuzuschneiden und zu nähen, bald die kleinen Neger im Hause zu kleiden und zu putzen, bald im Garten Blumen pflanzend oder gesunkene wieder aufrichtend, verwilderte Ranken aufbindend und ordnend, bald Gäst-

empfangend, Boten absendend u. s. w., und dieß Alles mit dem ruhigen Verstand, mit der würdevollen Güte, die einer Hausmutter so schön läßt, welche macht, daß sie das ganze Haus trägt und seine Stütze sowohl als sein Schmuck ist. Am Abend besonders , . . aber ich muß Dir meinen Tag in Ordnung erzählen.

Früh Morgens kommt Lettis, die schwarzbraune Dieneriu, und bringt mir eine Tasse Kaffee. Eine Stunde später klopft der kleine Willie an meine Thüre und will mich zum Frühstück hinabführen; gestützt auf die Schulter meines kleinen Kavaliers und manchmal zwischen ihm und der kleinen Laura gehe ich in den untersten Stock hinab, wo der Speisesaal ist. Da ist dann die Familie versammelt, die gute Mrs. Howland spendet Kaffee und Thee nebst einer Menge guter Sachen, denn hier wie im Norden sind die Frühstücke nur allzureichlich. Eines der Hauptgerichte im Süden ist Reis (Carolina's Haupterzeugniß) in Wasser gekocht auf eine Art, daß die Körner unbedeutend schwellen, aber doch weich sind und sehr saftig schmecken. Ich esse dieses Reisgericht immer zum Frühstück, denn ich finde es sehr gesund. Man ißt es gewöhnlich mit frischer, kalter Butter, und Viele essen auch weichgesottene Eier dazu. Um Uebrigen hat man noch gebratenen Speck und Fische, süße Kartoffeln, Homuny, Maisbrode, Eier, Milch mit Eis abgekühlt u. s. w. Und eines der stehenden Gerichte bei den Frühstücken im Süden sind Buchweizen- oder Weizenkuchen, die man mit braunem Syrup ißt; es ist dieß wirklich ein Ueberfluß an guten Sachen. Während der ganzen Mahlzeit steht ein Schwarzer oder eine Schwarze da, und jagt mit einem Wedel von Pfauenfedern die Mücken fort. Nach dem Frühstück geht man ein wenig auf die Piazza hinaus, und die Kinder springen und jagen einander im Garten herum, und das ist meine Freude, die graziöse dreizehnjährige Sara, leuchtend von Jugend-

frische und Fröhlichkeit, leicht wie eine Hindin, Locken und Bänder im Winde flatternd, springen zu sehen. Sie ist ein höchst anmuthsvolles Geschöpf. Ihre ältere Schwester Illione ist ebenfalls ein hübsches Mädchen von gemüthlichem und sicherem Wesen. Willie hat schöne Augen und braune Locken, und Laura ist eine kleine Rosenknospe. Zwei kleine schwarze Negermädchen, Georgia und Atilla, die Kinder der Lettis, springen und hüpfen im Haus und auf Treppen umher, so flink und lebhaft, wie man sich nur schwarze Kobolde denken könnte. Nach dem Frühstück gehe ich in mein Zimmer hinauf und darf da den ganzen Vormittag ruhig sein. Um 12 schickt Mrs. Howland mein zweites Frühstück herauf, Butter und Brod, ein Glas Milch mit Eis, Orangen und Bananas. Du siehst, mein Herzchen, daß ich keine Gefahr laufe zu verhungern. Um 3 Uhr ißt man zu Mittag und hat zuweilen den einen oder andern Gast. Nachmittags macht meine gute Wirthin Ausfahrten mit mir, die mir in jeder Beziehung angenehm sind. Der Abend ist indeß die Blume des Tages hier zu Lande (in wie manchen Häusern ist nicht der Abend der drückendste Theil des Tages?). Da werden die Lampen in den schönen Salons angezündet, da wird man zum Thee gerufen. Da sitzt Mrs. Howland so gut und gemüthlich auf dem Sopha mit einem großen Theetisch vor sich, der voll von guten Dingen ist. Da werden kleine Theetischchen umhergestellt (ich bekomme immer mein eigenes Tischchen für mich in der Nähe des Sophas) und der kleine flinke Negerjunge Sam, Mr. Howlands großer Günstling, trägt die Erfrischungen umher. Da kommen beinahe immer drei bis vier junge Söhne von Freunden der Familie, auch ein Paar junge Mädchen, und die Jugend tanzt artig und vergnügt nach dem Klavier. Die Kinder im Haus sind artig mit einander und tanzen oft zusammen, wie wir an den Abenden daheim

zu thun pflegten. Aber sie sind glücklicher, als wir waren. Ich spiele ihnen gewöhnlich eine Weile Walzer oder Françaises vor. Besuche kommen und gehen. Später begibt man sich auf die Piazza, wo man herumgeht oder dasitzt und plaudert. Ich gehe aber am liebsten schweigend, der balsamischen Nachtluft mich erfreuend und durch die offenen Thüren in die Zimmer hineinblickend, wo die schönen Kinder in Jugendlust umherhüpfen, Sara immer idealisch zierlich und anmuthsvoll und — ohne es zu wissen. Mr. Monefelt, Mrs. Howlands Bruder, der Herr, der am ersten Morgen kam, mich abzuholen, ist ein alltäglicher Gast am Abend, ein gemüthlicher, redseliger Mann und guter Erzähler. Aber bei Niemand befinde ich mich so wohl, wie bei meiner guten, klugen Wirthin. Und ich kann nicht beschreiben, wie vortrefflich sie gegen mich ist.

Den 13. April.

Gestern Abend hatten wir großes Spektakel von Donnern und Blitzen, wie ich es in Europa nie gesehen hatte, obschon ich mich einer Juninacht im verflossenen Jahr in Dänemark (auf Sorö) erinnere, wo die Luft wie in hellen Flammen stand. Aber hier waren die Blitze wie glühende Lavaströme. Und das Donnergekrach war darnach. Zum erstenmal in meinem Leben fühlte ich etwas Angstähnliches vor einem Gewitter. Und gleichwohl erfreute ich mich an der wilden Scene. In ein paar Tagen reise ich von hier ab auf Besuch zu Mr. Poinsett, ehemaligem Kriegsminister der Vereinigten Staaten und Gesandten derselben in Mexiko, der jetzt als Privatmann auf seinen Pflanzungen lebt. Er soll ein außerordentlich interessanter und liebenswürdiger Mann sein, hat viel vom Leben und von der Welt gesehen, und ich nehme daher

mit Vergnügen die Einladung in seine Wohnung bei Georgetown, eine Tagreise von hier, an. Ich habe diese Einladung Mr. Downing zu verdanken. Bei Mr. Poinsett verweile ich wohl einige Tage und komme dann hieher zurück, um von da nach Georgia zu reisen. Ich muß eilen, um die Zeit zu benützen, denn schon nach dem ersten Mai soll die Hitze im Süden groß werden, und um diese Zeit ziehen alle Plantagebesitzer von ihren Pflanzungen fort, um den gefährlichen Fiebern auszuweichen, die da beginnen. Während der Sommermonate eine Nacht auf einer Reisplantage zuzubringen, soll, sagt man, für einen weißen Menschen der sichere Tod sein. Die Neger dagegen sollen nur wenig oder nichts vom Klima leiden.

Ich bin jetzt beschäftigt nach einem Oelgemälde das Porträt eines Indianerhäuptlings, Namens Oseconebola zu malen, der an der Spitze des Seminolenstammes fünf Jahre lang tapfer gegen die Amerikaner in Florida kämpfte, als diese die Indianer daraus zu verjagen suchten, um sie westlich nach Arkansas zu verpflanzen. Die Gegend in den südlichen Theilen Floridas, welche die wilden Indianerstämme Seminoli und Creeks inne hatten, und von wo aus sie die weißen Kolonisten beständig beunruhigten, hat in ihren Wäldern hauptsächlich eine Art von Tannen, welche Lichtholz (light-wood) genannt wird wegen ihres harzhaltigen Holzes, das sich schnell entzündet und flammt. Sie ist hoch und leicht zu fällen. Arkansas, auf der westlichen Seite des Missisippi, hat meistens Eichenwaldungen, grenzt an wildes Steppenland, dermalen den hauptsächlichsten Aufenthalt der Indianer in Nordamerika, und hat ein hartes Klima. Deßhalb antwortete der Seminolenhäuptling Oseconehola auf die Anerbietungen und Drohungen, die ihm und seinem Volk von der Regierung der Vereinigten Staaten gemacht wurden: „Mein Volk ist an die warme Luft, an die fisch-

reichen Seen und Ströme in Florida, an das Lichtholz gewöhnt, das leicht zu fällen ist und leicht brennt. Es kann nicht leben in dem kalten Lande, wo blos die Eiche wächst. Das Volk kann die großen Bäume nicht fällen; es wird da aussterben aus Mangel an Wärme." Und als man ihm endlich die Alternative zwischen offenem Krieg mit den Vereinigten Staaten oder Unterzeichnung des Vertrages stellte, der ihn und sein Volk aus Florida vertrieb, da stieß er seinen Dolch durch denselben und sagte: „Ich trotze ihnen auf fünf Jahre." Und fünf Jahre währte der Kampf zwischen den Florida-Indianern und der Armee der Vereinigten Staaten; viel Blut floß auf beiden Seiten und noch immer waren die Indianer im Besitz des Landes und sie würden es vielleicht noch jetzt sein, wenn nicht Osceonehola durch Friedensbruch und Verrath in Gefangenschaft gerathen wäre, als er unter dem Schutz der weißen Fahne kam, um mit dem spanischen General Hernandez zu parlamentiren. Die verrätherische Handlung fiel allerdings dem Spanier zur Last, aber es scheint doch, daß die amerikanischen Offiziere davon wußten oder nicht dagegen waren. Osceonehola wurde als Gefangener zuerst nach St. Augustin, sodann nach Charlestown und ins Fort Moultrie auf der Sullivaninsel gebracht. Von dieser Stunde an schien sein Muth gebrochen zu sein. Personen, die ihn in seinem Gefängniß besuchten (Mr. Monefelt war unter ihnen) sagen, sie haben niemals einen so melancholischen und düstern Blick gesehen. Er beklagte sich jedoch nie, aber er sprach oft mit Bitterkeit über die Art, wie er gefangen genommen worden, und über das Unrecht, das man seinem Volk angethan, als man es zwang von seiner Vatererde nach einem nördlichen Land zu ziehen, wo sich kein „Lichtholz" vorfand.

Seine Schönheit, seine melodische Stimme, seine dunkeln Augen voll von düsterem Feuer, seine Tapfer-

keit und sein Schicksal erweckten allgemeines Interesse, und die Frauenzimmer besonders schwärmten für den schönen Seminolenchef, machten ihm Besuche und Geschenke. Aber er schien gleichgiltig gegen alles, wurde immer schweigsamer, und von dem Augenblick an, wo er ins Gefängniß gebracht wurde, nahm seine Gesundheit ab, ohne daß er jedoch krank zu sein schien. Es war klar, daß er sterben wollte. Der gefangene Adler konnte, des freien Lebens und der Luft seiner Wälder beraubt, nicht leben.

Zwei seiner Frauen, eine junge und schöne, sowie eine alte und häßliche, folgten ihm ins Gefängniß. Die alte bediente und verpflegte ihn, und sie schien er am meisten zu lieben. Immer nur mit dem einen Gedanken, dem sichern Untergang seines Volkes in dem kalten Land ohne Lichtholz beschäftigt, verbittert und schweigsam, zehrte er allmählig ab und starb einen Monat nach seiner Ankunft im Fort Moultrie, starb, weil er nicht leben konnte. Das Lichtholz in seinem Leben war abgebrannt. Eine Thränenweide beugt sich über den weißen Marmorstein, der sein Grab vor den Mauern der Festung am Meeresstrande bezeichnet. Es sind erst einige Jahre seit er starb, und sein Leben, sein Kampf ist eine abgekürzte Geschichte des Schicksals seiner Nation in diesem Welttheil. Darum und auch des Ausdrucks wegen in seinem schönen Gesicht habe ich eine Kopie seines Porträts mitnehmen wollen, so daß du es sehen kannst. Ich habe viele Personen von ihm sprechen gehört. Im Uebrigen bin ich just nicht schwach für die Indianer, trotz ihrer vereinzelten Tugenden und schönen Charaktere und trotz des Schimmers, womit der Roman sie gerne umhüllt. Sie sind sehr grausam im Krieg miteinander (die verschiedenen Stämme unter sich) und die Männer sind gewöhnlich hart gegen die Weiber, welche sie wie Lastthiere und nicht wie Ihresgleichen behandeln.

Casa Bianca, den 16. April.

Ich schreibe dir jetzt aus einer Einsiedelei am Ufer des kleinen Flusses Pee-dee. Es ist eine einsame stille Wohnstätte, so einsam und still, daß ich mich beinahe wundere, sie in diesem lebensvollen, betriebsamen Theile der Welt, unter diesem geselligen Volke zu finden. Ein altes Ehepaar, Mr. Poinsett und seine Frau — sie erinnern mich an Philemon und Baucis — lebt hier ganz allein mitten unter Negersklaven, Reispflanzungen und wilden, sandigen Waldungen. Nicht ein einziger weißer Diener findet sich im Hause. Der Sklavenaufseher, der immer in der Nähe des Sklavendorfes wohnt, ist die einzige weiße Person, die ich hier außer dem Hause gesehen habe. Gleichwohl scheinen die alten Leutchen hier so getrost zu wohnen, wie wir in unserem Arsta, und sichs eben so wenig angelegen sein zu lassen bei Nacht die Hausthüre zu verschließen. Das Haus ist ein altes Gebäude, Notabene für dieses junge Land, mit antiken Möbeln und Zimmern, die von gutem, altaristokratischem Geschmack und Comfort zeugen. Rund um das Haus ist ein Park oder großer Baumgarten mit einem Reichthum von den schönsten Bäumen, Gebüschen und Pflanzen des Landes, von Mr. Poinsett selbst nach Downings Plan angelegt; und hier, wie unter den schneebedeckten Dächern in Concord habe ich die Freude, die Worte zu hören: Mr. Downing hat viel für dieses Land gethan. So allgemein ist Downings Einfluß auf Veredlung des Geschmackes und Schönheitsinnes in Bezug auf Bauten, Gartenkultur und ländliche Anlagen im Allgemeinen. Nordamerika hat auch die Eigenschaft, daß Bäume und Gebüsche aller andern Welttheile hieher versetzt werden können, sich naturalisiren und gedeihen, und unter den Gewäch-

sen um Casa Bianca her sind viele aus fremden Regionen. Am meisten liebe ich jedoch die hier einheimischen großen Lebenseichen mit ihren langen hängenden Moospflanzen (zwei Prachtexemplare davon stehen vor dem Haus am Ufer des Pee-Dee und bilden mit ihren Zweigen eine ungeheure Säulenhalle, durch welche man den Fluß und die Landschaft jenseits desselben sieht) und die ernsten, hohen, dunkelgrünen Magnolien.

Vor meinem Fenster — ich wohne im obern Theil des Hauses — steht ein Cornus Floridae, ein Baum, dessen Krone jetzt wie eine Masse schneeweißer Blumen erscheint, und Morgens in der Frühe sehe und höre ich die Drossel, die im Wipfel dieses Baumes ihr herrliches Morgenlied singt; ferner sind hier die lieblich duftende Olea fragrans von Peru und noch mehrere schöne, seltene Bäume und Buscharten. In diesen singen Drosseln und Spottvögel (Amerikas Nachtigallen), und Schwärme von „schwarzen Vögeln" (black birds) zwitschern, gackern und bauen in den großen Lebenseichen. Mrs. Poinsett will nicht, daß sie gestört werden, und jeden Morgen nach dem Frühstück kommen kleine Sperlinge und kleine Kardinäle (eine Art Vögel, wegen ihres zierlichen, rothen Anzugs so genannt) ganz vertraulich, um die Reiskörner zu picken, die sie ihnen vor der Thüre auf die Piazza streut.

Auf dem stillen Flüßchen Pee-Dee gleitet der eine und andere kleine Kahn, von einem Neger gerudert, und nur aus den Dampfschiffen, die von Zeit zu Zeit ihre Rauchschwänze über den Fluß Wackamow, weiter vor dem Pee-Dee schwingen, sowie aus den Segeln, die man hinabschwimmen sieht, um nach Cuba oder China zu gehen, ersieht man, daß man auch hier in der handelnden und wandelnden Welt lebt.

Mr. Poinsett ist seinem Wesen und Aussehen

nach ein französischer gentilhomme — er stammt auch aus einer französischen Familie — und vereinigt die Feinheit und natürliche Courtoisie der Franzosen mit der aufrichtigen Einfachheit und Rechtschaffenheit, die ich bei dem wahren Amerikaner, dem Mann der neuen Welt, so sehr liebe. Seine feine Gestalt ist noch immer geschmeidig und leicht, obwohl er an Engbrüstigkeit leidet. Er hat Vieles gesehen, Vieles mitgemacht und ist äußerst angenehm in der Unterhaltung, zumal wenn er von den innern politischen Verhältnissen der Vereinigten Staaten spricht, zu deren Ausbildung er mitgewirkt hat, und deren Geist und Ziel er mit scharfem Verstand und zugleich mit warmem Bürgersinn auffaßt. Aus einigen Abendunterredungen mit ihm nach dem Thee habe ich über diese Verhältnisse und die Stellung der einzelnen Staaten zu der Centralregierung mehr erfahren, als ich aus den Büchern hätte lernen können. Denn von dem alten, klugen Staatsmann kann ich auf eine lebendige Art lernen; ich darf Fragen und Einwendungen machen, und ich erhalte Antworten darauf. Er ist der erste Mann, den ich noch im Süden getroffen habe (mit einer einzigen Ausnahme), der recht offen und unparteiisch von der Sklaverei spricht. Er wünscht ernstlich die Befreiung seines Vaterlandes von dieser Fessel und er glaubt auch daran; aber er findet die gegenwärtigen Verhältnisse so verwickelt und die Schwierigkeiten einer Veränderung so groß, daß er die Lösung der Zukunft anheimstellt. Er glaubt an Amerikas Voranschreiten, ist aber gleichwohl mit dem Gang vieler Dinge im Lande und zumal in diesem Staat keineswegs zufrieden. Er ist ein Weiser der neuen Welt, der sich nunmehr gänzlich von der Welt zurückgezogen hat, sie ruhig aus seiner Einsiedelei betrachtet, und mit seiner guten Gattin und seinen ländlichen Arbeiten glücklich allein lebt.

Morgens, nachdem ich mit gutem Appetit mein Frühstück, bestehend aus Reis, Eiern und Kokosnuß, verzehrt habe, helfe ich Mrs. Poinsett die Vögel auf der Piazza füttern und sehe mit Entzücken den schönen, zierlichen Kardinälen zu, wie sie herabflattern, um die ausgestreuten Körner zu pflücken; und wenn ich dann in den Garten hinausstürze, um voll Inbrunst die Luft, die Gebüsche und die ganze Natur zu umfangen, da lacht die gute Alte so treuherzig. Mr. Poinsett kommt heraus und macht mich auf die schönen Lamarquerosen aufmerksam, die Mr. Downing ihm gegeben hat, und die jetzt in großen Büscheln ihre weißgelben Blumen an einem Spalier an der Wand des Hauses hinauf ausschlagen; so geht er mit mir im Garten herum und nennt mir die Pflanzen, die ich nicht kenne, und ihre Eigenschaften, denn der alte Herr ist ein geschickter Botaniker. Er hat mich auf seinen Reisfeldern herumgeführt, die jetzt demnächst eingesäet und dann unter Wasser gesetzt werden müssen. Diese Wässerungsmethode und die daraus entstehenden Dünste sind die Gründe, warum die Reispflanzungen während der heißen Zeit für die weiße Bevölkerung so ungesund werden.

Mr. Poinsetts Pflanzung ist nicht groß und scheint nicht mehr als etliche und sechzig Neger zu haben. Mehrere andere, gleichfalls nicht sonderlich große Plantagen grenzen daran, aber meine Wirthsleute scheinen mit den Eigenthümern derselben keinen Umgang zu haben. Ich streife allein und frei in der Gegend umher, durch Reisfelder und Negerdörfer, was mich sehr belustigt.

Die Sklavendörfer bestehen aus kleinen, weißangestrichenen hölzernen Häusern, meistentheils in zwei Reihen, so daß eine Straße gebildet wird, worin jedes Haus mit seinem Stückchen Ackerland oder Garten, der gewöhnlich auch ein Paar Bäume hat, ver-

einzelt steht. Die Häuser sind nett und sauber, und ein solches Dorf mit seinen vor jedem Häuschen stehenden Pfirsichbäumen, zumal wenn sie, wie eben jetzt, in der Blüthe sind, gewährt einen freundlichen Anblick. Das Wetter ist göttlich. „Aechte Carolina-luft!" sagen die Bewohner Carolinas, und sie ist lieblich.

Gestern (Sonntags) war am Vormittag Gottesdienst für die Neger, in einem Wagenschoppen, der zu diesem Behuf ausgeräumt wurde. Es war da sauber und luftig, und die Sklaven versammelten sich wohlgekleidet und still. Die Predigt und der Prediger (ein weißer Missionär) waren äußerst hölzern; aber ich staunte über die schnelle und freudige Auffassung dieser Leute, so oft ein Ausdruck von einiger Schönheit und einigem Gefühl vorkam. Als z. B. der Prediger die Worte Hiobs anführte: „Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sei gelobt!" da entstand eine allgemeine Bewegung in der Versammlung; die Worte wurden wiederholt, Viele riefen Amen! Amen! und ich sah manches Auge glänzen. Später am Tag machte ich einen Spaziergang, um mich an dem schönen Abend zu erfreuen und mich umzuschauen. Ich habe oft von Freunden der Sklaverei, auch in den nördlichen Staaten, als Beweis für das Glück der Sklaven anführen gehört, wie sie Abends in den Plantagen singen und tanzen. Und ich dachte: „Vielleicht bekomme ich einen Tanz zu sehen." Ich kam an ein Sklavendorf. Die weißen Häuslein unter den hellrothen, blühenden Bäumen mit ihrem kleinen Gartenland sahen ganz gemüthlich aus; kleine, fette, schwarze Kinder sprangen herum, große gelbe Süßkartoffelwurzeln essend; sie lachten blos, wenn man sie ansah, und waren ungemein geneigt, ihre Hände zu reichen. Aber im Dorf war Alles schweigsam und still. Vor den Wohnungen sah man

einige Neger und Negerinnen stehen. Auch sie sahen freundlich und zufrieden aus. In einem Haus hörte ich Jemand eifrig beten und rufen. Ich ging hinein und sah eine Versammlung von Negern, hauptsächlich Weibern, die mit großer Erbauung und Rührung einem Neger lauschten, der mit viel Eifer und bedeutsamen Geberden, hauptsächlich in schweren, langsamen Faustschlägen auf den Tisch bestehend, predigte. Die Summe seiner Predigt war Folgendes: „Laßt uns thun wie Christus uns geboten hat; laßt uns seinem Willen folgen, laßt uns einander lieben. Dann wird er zu uns kommen an unser Krankenbett, an unser Sterbebett, und wir werden zu ihm kommen und mit ihm sitzen in der Herrlichkeit." Der Vortrag konnte, trotz all seinem übertriebenen Pathos und seinen vielen Wiederholungen, in Bezug auf Zweck und Absicht gar nicht besser sein. Und es entzückte mich zu hören, wie die Lehre von der geistigen Freiheit auf diese Art von Sklaven für Sklaven gepredigt wurde. Ich habe später gehört, daß die Methodisten-Missionäre, welche die einflußreichsten Lehrer und Prediger der Neger sind, gegen ihre Liebe zu Tanz und Musik eifern und sie für sündhaft erklären. Und je mehr das Negervolk christlich wird, um so mehr kommt es vom Tanze ab, hält Predigtmeetings statt fröhlicher Feste und gebraucht seine musikalischen Gaben blos um Psalmen und Hymnen zu singen. Wie unweise erscheint mir nicht das Verfahren dieser Priester! Sind nicht alle Gaben Gottes gut, und können sie nicht alle zu seiner Ehre angewendet werden? Und dieses von Natur fröhliche und kindliche Volk, warum soll es nicht Gott in Freudigkeit verehren dürfen? Ich möchte für diese Leute heilige Tänze haben und sie dabei fröhliche Loblieder singen lassen in der schönen Luft unter den blühenden Bäumen. Tanzte nicht König David und

sang er nicht in frohem Entzücken vor der Bundeslade?"

Ich ging weiter in Wald und Feld in der wilden stillen Gegend. Als es zu dämmern anfing, kehrte ich um. Ich kam durch dasselbe Sklavendorf zurück. Feuer glänzten aus den kleinen Häusern, aber alles war noch schweigsamer und stiller als vorher. Unter einem Pfirsichbaum sah ich einen jungen Neger mit einem schönen, gutmüthigen Gesicht gedankenvoll an einen Baum gelehnt stehen. Ich ließ mich in ein Gespräch mit ihm ein und fragte ihn über das eine und andere. Ein anderer Sklave kam dazu, dann noch ein Dritter, und das Gespräch mit ihnen war ungefähr folgenden Inhalts:

„Wie bald steht ihr morgens auf?"

„Eh die Sonne aufgeht."

„Wann geht ihr Abends zur Ruhe?"

„Wenn die Sonne untergegangen ist, wenn es dunkelt."

„Aber wie bekommt ihr denn Zeit, euer Gartenland zu bauen?"

„Das dürfen wir am Sonntag thun oder bei Nacht, wenn wir nach Hause kommen, obschon wir oft so müde sind, daß wir umsinken möchten."

„Wann bekommt ihr euer Mittagessen?"

„Wir bekommen kein Mittagessen. Es ist genug, wenn wir während der Arbeit ein Stückchen Brod und ein Paar Körner in uns hineinwerfen können."

„Aber, meine Freunde," sagte ich jetzt etwas mißtrauisch, „euer Aussehen zeugt gegen eure Worte, denn ihr seht ganz wohlbehalten und munter aus."

„Wir suchen uns so gut als möglich aufrecht zu halten," antwortete der Mann am Baume; „was kann man anders thun, als seinen guten Muth zu erhalten suchen? Wenn wir ihn fallen ließen, so würden wir

sterben!" — Die Andern stimmten in das Klagelied ein.

Ich sagte ihnen gute Nacht und ging in der Ueberzeugung, daß diese Angaben der Sklaven nicht ganz wahr seien. Aber dennoch konnte die Sache wahr sein. Sie war wahr, wenn auch nicht hier, so doch an andern Orten unter bösen Herrn; sie konnte immer wahr sein bei einer Institution, welche der Willkühr des Einzelnen so große Macht verleiht, und all dieses wirkliche und mögliche Elend trat vor meine Augen und machte mich niedergeschlagen. Der Abend war so schön, die Luft balsamisch, alle Blumen dufteten. Die Natur schien in ihrem Brautkleid zu prangen, der Himmel war klar, der junge Mond mit dem alten Mond in seinen Armen leuchtete am Firmament und die Sterne kamen funkelnd klar hervor. Diese Herrlichkeit der Natur und dieses arme schwarze, in Sklaverei versunkene, erniedrigte Volk — das paßte nicht wohl zusammen. All mein Genuß war vorüber. Aber ich war froh, mit einem Mann wie Mr. Poinsett sprechen zu können. Und ich vertraute ihm Abends mein Gespräch und meine Gedanken an. Mr. Poinsett behauptete, die Sklaven hätten mich belogen. Man kann niemals glauben, was sie sagen, sagte er, und fügte hinzu: „Das ist auch eines der Uebel der Sklaverei, daß sie die Leute zu Lügnern macht. Die Kinder werden von den Eltern unterwiesen, die Weißen mit Furcht zu betrachten und sie zu betrügen. Sie sind immer argwöhnisch und suchen durch ihre Klagen einige Vortheile zu gewinnen. Aber Sie können überzeugt sein, daß diese da Sie hintergangen haben. Die Sklaven in unserer Gegend arbeiten gewisse Stunden am Tag und sind um die gegenwärtige Jahreszeit meistens schon um 4 — 5 Uhr Nachmittags mit ihrer Aufgabe fertig. Auf jeder Plantage wird gewöhnlich ein Koch oder eine Köchin gehalten, die täglich um 1 Uhr ein Mit-

tagessen für sie bereit hat. Ich habe einen Koch für meine Leute und ich zweifle nicht daran, daß Mr. *** auch einen für die seinigen hat. Es kann nicht anders sein. Und ich bin überzeugt, daß Sie es so finden würden, wenn Sie den Sachverhalt untersuchen könnten."

Mr. Poinsett läugnet nicht, daß Mißbräuche und Mißhandlungen oft vorkommen und vorgekommen sind. Aber die öffentliche Meinung spricht sich immer strenger dagegen aus. Vor einigen Jahren hatte auf einer Plantage in der Nähe der seinigen ein Aufseher, während eines längeren Aufenthalts des Plantagenbesitzers in England, Grausamkeiten begangen. Die Plantagenbesitzer in dieser Gegend vereinigten sich und schrieben diesem, daß sie so etwas nicht dulden könnten und die Entlassung des Aufsehers verlangten. Dies geschah. Mr. Poinsett ist übrigens der Meinung, daß das Sklavensystem auf die Weiber noch ungünstiger wirke, als auf die Männer, und sie nicht selten zu den hartherzigsten Eigenthümern mache.

Den 18.

Ich komme von einem einsamen Streifzug auf die Plantagen hinaus, der mir wohl gethan hat, denn ich habe mich überzeugt, daß die Sklaven unter dem Pfirsichbaum mich wirklich zum Besten hielten. Bei meinem Spaziergang sah ich auf einem Reisacker eine Menge kupferner Geschirre, 25 bis 30 stehen, mit Deckeln bedeckt, wie man bei uns die Bütten und Körbe der Taglöhner im Grase stehen sieht. Ich ging hin, hob den Deckel auf und sah, daß die Gefäße warme, rauchende Nahrung enthielten, die ausnehmend gut duftete. In den einen waren gekochte braune Bohnen, in den andern gebratene Maispfannkuchen. Jetzt sah ich die

Sklaven von weither am Ackerrain entlang kommen. Ich wartete, bis sie da waren, und bat um Erlaubniß, ihre Kost versuchen zu dürfen; und ich muß sagen, daß ich selten eine bessere und schmackhaftere Nahrung gekostet habe. Die braunen Bohnen waren wie unsere Prinzessenbohnen, weich mit Speckbrühe gekocht, nur für mich etwas zu stark gepfeffert. Aber das Ding schmeckte saftig, und so auch die Maiskuchen und die übrigen Speisen. Die Leute setzten sich auf den Graswall und aßen, einige mit Löffeln, andere mit Holzstücken, jedes aus seinem kleinen Topf (piggins werden diese Geschirre genannt), der eine reichliche Portion enthielt. Sie schienen zufrieden, waren aber sehr still. Ich sagte ihnen, daß arme Arbeiter in dem Land, von wo ich komme, selten eine so gute Nahrung hätten, wie sie hier! Ich war nicht gekommen, um Aufruhr unter den Sklaven zu predigen, und das Unglück dem ich nicht abzuhelfen vermag, will ich lindern, wenn ich kann. Was ich sagte, war überdies leider wahr. Aber ich sagte nicht, was leider auch wahr ist, nämlich daß ich lieber frei mit schmaler Kost, denn als Sklave mit reichlicher Kost leben will. Auf dem Heimweg traf ich einen alten, sehr gut gekleideten Neger, der an einem Bächlein stand und fischte. Er gehörte Mr. Poinsett, war aber, seit er älter geworden, von aller Arbeit entbunden. Von diesem klugen, alten Neger hörte ich allerlei, was mich freute. An ein paar andern Orten habe ich ebenfalls Leute bei ihrem Essen, Frühstück und Mittagessen, getroffen und gesehen, daß es gut und reichlich war. An meinen Negern vom Pfirsichbaum kam ich gestern Abend vorbei und sah sie mit vielen andern ungefähr um fünf Uhr nach Hause kommen. Einer von ihnen sprang, als er mich ansichtig wurde, über eine Hecke und begehrte, mit seinen weißen Zähnen grinsend, einen halben Dollar.

Den 20. April.

Guten Morgen, liebe Agatha! Ich habe so eben mein zweites Frühstück (um 12 Uhr) in Bananas genossen. Diese Frucht lernt man lieb gewinnen. Sie ist mild und angenehm, und wirkt förderlich auf die Gesundheit, wie die milde Luft hier, d. h. wenn sie mild ist. Aber auch hier ist das Klima sehr veränderlich. Gestern fiel der Thermometer an einem einzigen Tag um 24°, und es war so kalt, daß meine Finger starrten wie Eiszapfen. Heute schwitzt man wieder, auch wenn man ganz ruhig im Schatten sitzt.

Wir waren zwei Tage fort, und zu großen Mittagessen geladen bei Plantagebesitzern, die einige Meilen von hier wohnen; es sind freundliche und gefällige Leute; aber diese großen Mittagessen sind mir so lästig, und die Speisen, die man da hat, bekommen mir so übel, daß ich von ganzem Herzen hoffe, zu keinem weitern fahren zu müssen. Meine gute Wirthin dagegen, die eine jugendliche Seele in einem schweren und etwas lahmen Körper besitzt, freut sich so herzlich darüber, wenn sie eingeladen wird. Gestern auf dem Weg, der in dieser Gegend durch schweren Sand führt, machten wir in einem Walde Halt, um die Pferde ausschnaufen zu lassen. Tiefer im Wald sah ich ein Sklavendorf, oder Häuser, die einem solchen glichen, aber äußerst unregelmäßig und verfallen aussahen. Auf meinen Wunsch ging Mr. Poinsett mit mir dahin. Ich fand wirklich die Häuser im baufälligsten, betrübtesten Zustand, und darin alte und kranke Neger und Negerinnen. In einem Zimmer sah ich einen jungen Knaben, der sehr geschwollen war, wie wenn er die Wassersucht hätte; Regen und Wind konnten frei durch das Dach hereinkommen. Alles war kahl im Zimmer, und von Holz und

Feuer keine Spur, obschon es kalt war. In einem andern armseligen Haus sahen wir ein altes Weib, das auf Lumpen wie in einer Hundehütte dalag. Dieß war also die Versorgung, welche ein Plantagebesitzer den Alten und Kranken unter seinen Dienern gab! Welchem Schicksal sind nicht diese unter solchen Umständen verfallen! Und welches erbarmungsvolle Auge sieht sie außer dem Auge Gottes!

In einem Sklavendorf neben einem Herrenhof sah ich ausgezeichnet schöne Leute, und sie wohnten in guten Häusern. Aber ich bemerkte bei den jungen Männern düstere und trotzige Blicke und keine Freundlichkeit gegen ihre Herrschaft. Das sah nicht gut aus.

Auf dem Heimweg fuhren wir durch mehrere Sklavendörfer. Es war angenehm, das Feuer aus den kleinen Häusern leuchten zu sehen (jede Familie hat ihr Haus), und mit Vergnügen überzeugte ich mich, daß die Neger so bald am Tage von ihrer Arbeit nach Hause kommen.

Die Gegend umher ist eine sandige, waldbewachsene Ebene. Der Wald besteht meistens aus einer Art gelblicher Tanne (pinus australis oder Lichtholz), mit großen Büscheln von Viertelelle langen Nadeln, die zuweilen Aehnlichkeit mit dem Palmetto haben. Er ist entsetzlich einförmig. Aber hübsche hohe Blumen, Lupinen und schöne rosenrothe Azelien wachsen zwischen den Bäumen und beglänzen den Wald. Es wurde spät und dunkel, ehe wir nach Hause kamen, und ich saß da und sah nach Lichtern, die da und dort am Wege oder im Walde funkelten, aber verschwanden, als wir näher kamen. Ich machte Mr. Poinsett darauf aufmerksam und er sagte: Es müssen Feuerfliegen sein. Sie pflegen um diese Zeit zu kommen. — Ich hoffe nähere Bekanntschaft mit diesen leuchtenden Thierchen zu machen.

Den 21.

Heute bin ich tüchtig im Wald und Feld umhergestreift und kam dabei an einen Fluß, welcher der schwarze Fluß genannt wird. In seiner Nähe sah ich Sklaven auf dem Feld unter den Augen eines weißen Aufsehers arbeiten, und von diesem erbat ich mir und erhielt einen alten Neger, um mich über den Fluß zu setzen. Der gutmüthige alte Mann war redseliger und offener, als ich gewöhnlich bei Sklaven gefunden habe. Und während er mich in einem kleinen Kahn, der aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestand, fortruderte, beantwortete er offen meine Fragen über die Eigenthümer mehrerer Plantagen, die am Flusse lagen. Von einem hieß es: „Guter Herr! gesegneter Herr! Ma'am!“ Von einem andern: „Böser Herr, Ma'am, schlägt seine Diener; haut sie in Stücke, Ma'am,“ u. s. w.

Auf der andern Seite des Ufers kam ich an eine Plantage, und hier traf ich den Eigenthümer selbst, der ein Geistlicher war. Er führte mich selbst in dem Sklavendorf herum und hielt mir über das Glück der Negersklaven eine Rede, die mich überzeugte, daß er selbst ein Sklave des Mammons war.

Soviel steht inzwischen fest, daß sie unter einem guten Herrn durchaus nicht unglücklich und weit besser versorgt sind, als die armen Arbeiter in Europa. Aber unter einem bösen und armen Herrn sind sie einem schauerlichen und hilflosen Elend verfallen. Die Sophisten, welche das ganze System von der Sonnenseite sehen wollen, läugnen im Allgemeinen, daß es solche gebe. Dieß ist abgeschmackt, und ich habe überdieß hier bereits genug von ihnen gehört und gesehen. Was der Norden gegen den Süden zeugte, das wollte ich nicht glauben. Aber was der Süden von sich selbst zeugt, das muß ich glauben. Ueberdieß ist auch der beste Herr

keine Schutzwehr für die Sklaven, denn der beste Herr stirbt früher oder später und seine Sklaven werden dann wie das liebe Vieh an den Meistbietenden verkauft.

Die Sklaven außen auf dem Ackerfeld sind eine unlustige Erscheinung, denn ihre dunkle Farbe und ihre grauen Kleider, an denen nicht ein einziges weißes und farbiges Stückchen ist, gibt ihnen ein düsteres Aussehen (nur die gestickten wollenen Mützen der männlichen Sklaven haben gewöhnlich ein Paar rothe und blaue Stückchen in dem sonst grauen Grund). Sie sehen aus wie Erdgestalten. Ganz anders sehen unsre Bauern in ihren weißen Leinwandkitteln, ihrer zierlichen Tracht aus. Das Sklavendorf dagegen hat, wie ich bereits bemerkt habe, ein angenehmes Aussehen, nur daß man höchst selten Glasfenster an den Häusern trifft. Das Fenster besteht gewöhnlich aus einer viereckigen Oeffnung, die durch eine Art von Laden verschlossen wird. Aber so soll es auch die ärmere weiße Bevölkerung (und in Carolina ist sie sehr zahlreich) in ihren Wohnungen haben. In den Stuben sieht man beinahe immer ein Paar Holzklumpen im Kamin brennen, und man findet da Hausgeschirr und kleine Speisevorräthe, wie man es bei unsern armen Bauern und Käthnern daheim findet. Im einen und andern Haus sieht man jedoch mehr Wohlstand, die eine und andere Zierrath und wohl ausgestattete Betten. Jedes Haus hat seinen Schweinstall, worin sich gewöhnlich ein ganz fettes Schwein befindet. Auf dem Gartenland wimmelt es von einer Menge Hühner und Küchlein. In diesen Gärten wachsen indianisches Korn, Bohnen und allerlei Wurzelwerk. Aber sehr gut gehalten sehen sie nicht aus. Die Sklaven verkaufen Eier und junge Hühner, wie auch um Weihnachten ihre Schweine, und verdienen sich damit etwas Geld, wofür sie braunen Syrup (Melasse, die sie sehr lieben), Zwieback und andere gute Dinge kaufen. Auch legen sie

Geld auf die Seite, und ich habe von Sklaven gehört, die mehrere hundert Dollars besitzen. Diese legen sie gewöhnlich auf Zins bei dem Herrn an, welchen sie, wenn er gut ist, für ihren besten Freund ansehen, was er gewöhnlich dann auch ist. Alle Sklavendörfer, die ich gesehen habe, gleichen einander vollkommen, nur daß in einigen die Häuser besser, in einigen schlechter im Stand sind.

Die Sklaven werden außer dem Herrn noch von einem oder zweien Aufsehern beherrscht, und unter diesen steht für jede Dorfschaft ein Treiber, der sie am Morgen weckt oder zur Arbeit treibt, wenn sie faul sind. Dieser ist immer ein Neger und oft der härteste und grausamste Mann in der ganzen Plantage. Denn wenn der Neger unbarmherzig ist, so ist er es in hohem Grade. Und er ist der schlimmste Quäler der Negersklaven. Freie Neger, die Sklaven haben — und hier finden sich solche, — sind gewöhnlich die schlimmsten Herrn. So habe ich wenigstens von glaubwürdigen Personen gehört.

Den 22.

Mein Leben geht still dahin, so still wie der kleine Fluß vor meinem Fenster; aber das ist gut. Eine ruhigere Zeit habe ich hier im Lande noch nicht gehabt, denn etliche kurze Morgenbesuche von ziemlich entfernten Nachbarn abgerechnet, lebe ich ganz einsam mit meinem alten guten Ehepaar. Jeden Morgen liegt auf dem Frühstücktisch neben meinem Couvert ein kleines Bouquet von lieblich duftenden Blumen, meist von der peruvianischen Olea fragrans (und etwas lieblicheres habe ich nicht kennen gelernt) von Mr. Poinsetts eigener Hand gepflückt. Jeden Abend sitze ich mit ihm und Mrs. Poinsett allein da, lese und plaudre mit ihm

oder erzähle der guten Alten Geschichten, gebe ihr wohl auch Räthsel auf, was sie sehr belustigt. Sie sitzt am Kamin und horcht ein wenig, was Mr. P. und ich beim Lampenschein am Tisch lesen und sprechen. Ich habe ihn mit meinen Freunden, den Transscendentalisten und Idealisten im Norden ein wenig bekannt machen wollen und ihm Stücke aus Emersons Versuchen vorgelesen. Aber das geht über den Kopf des alten Staatsmannes; er nennt es unpraktisch, er kritisirt oft ungerecht und dann hadern wir. Dann lacht die Alte am Kamin, nickt uns zu und ist ungemein belustigt. Emersons glänzende Aphorismen haben gleichwohl einigen Eindruck auf Mr. P. gemacht und er sagt, er wolle sich seine Arbeiten anschaffen. Es ist merkwürdig, wie wenig oder gar nicht Schriftsteller der nördlichen Staaten, auch die besten, in den südlichen bekannt sind. Man fürchtet ihre freisinnigen Ideen in die Sklavenstaaten einzuschleppen.

Mr. P. ist viel gereist in Europa wie in Amerika und er behauptet, daß nichts, selbst die schönsten Landschaften Mexikos und Südamerikas nicht, der schweizerischen Natur an pittoresker Schönheit gleichkomme. Die Schweiz ist das einzige Land auf Erden, das P. noch einmal zu sehen wünschte und wo er seine letzten Tage verleben möchte. Am staatsmännischen Leben und an Staatsmännern scheint er mehr als genug zu haben. Karolinas großer und beinahe vergötterter Staatsmann Calhoun ist nach P.'s Ansicht nicht groß, außer in seinem Ehrgeiz. Sein ganzes Leben scheint ein Kampf im Dienste desselben gewesen zu sein und sein Tod (er ist ganz kürzlich während einer Congreßsitzung in Washington gestorben) eine Folge dieses Kampfes in seiner Brust unter den politischen Fehden, worin er beständig lebte.

Meine zwei alten Leutchen sind liebenswürdig anzusehen in ihrem alltäglichen Zusammenleben. Sie lie-

ben einander herzlich. Einen stehenden Streit haben sie mit einander über einen alten Strohhut der Dame, der wie ein auf- und abgewendetes Boot aussieht. Mr. Poinsett ärgert sich jedesmal, wenn er ihn sieht, und droht ihn auf die Seite zu schaffen, zu verbrennen, aber sie behält ihn hartnäckig bei und vertheidigt ihn voll Angst, wenn er eine drohende Demonstration macht. Alles geht jedoch in leichtem Liebeszank vorbei, und da der Hader bereits 10 Jahre andauert, so vermuthe ich, daß er sich bis zu ihrer Todesstunde fortsetzen wird. Sie haben beide einen Husten, den sie konstitutionell nennen, und da auch ich wie gewöhnlich von Zeit zu Zeit ein wenig huste, so haben wir jetzt drei konstitutionelle Husten hier. Ich beobachte mein altes Paar mit Vergnügen in seinem gegenseitigen Verhalten, und sehe dabei wie treue Liebe bis ins späte Alter blühen und es verschönen kann. Da sind Aufmerksamkeiten, allerliebste kleine Zuvorkommenheiten und Nachgiebigkeiten, die viele Küsse werth sind und sicherlich als Liebesbeweise noch größern Reiz haben als diese.

Den größern Theil des Vormittags verbringe ich im Garten unter den Blumen, Vögeln und Schmetterlingen, diesen zierlichen, mir fremden Geschöpfen, die mich hier als anonyme Schönheiten begrüßen. Während dieser Stunden in der fremden, schönen Natur kommen mir Gedanken, die mir großes Vergnügen gewähren und mir in gewisser Beziehung auch einen großen Trost einflößen. Seit einiger Zeit habe ich nämlich bemerkt, daß ich beinahe nichts, was die geringste Gedankenanstrengung kostet, lesen oder schreiben kann. Ich bekomme da eine nervöse Angst, die unbeschreiblich ist und lange nachwirkt. Ich habe deßhalb die Hoffnung aufgeben müssen, während meines Aufenthaltes hier Bücher zu studiren und mich dadurch zu orientiren, und das hat mich eine schwere Entsa-

gung gekostet, ich habe lange dagegen gekämpft, denn so zu studiren ist immer mein größtes Vergnügen gewesen und ich habe hier mehr als je das Bedürfniß empfunden, Bücher verschlingen zu können, um mich einigermaßen in den Verhältnissen und der Literatur des Landes heimisch zu machen. Aber während dieser schönen Morgen in dieser schönen, duftenden, stillen Pflanzenwelt ist eine Klarheit, eine Gewißheit, etwas das dem innern Licht der Quäcker gleicht, in mir aufgetaucht und hat mir gesagt, daß es am Besten für mich sei, die Bücher wegzulegen, ganz und gar mit dem lebendigen Leben ohne Sorgen für den Augenblick zu leben und zu ergreifen, was die Stunde und die Gelegenheit bietet, ohne mir durch Pläne und viele Ueberlegungen Mühe zu machen. Ich will die Sachen an mich kommen lassen, wie sie kommen wollen, will mich bestimmen, wie sie mich bestimmen wollen. Ich habe die Ueberzeugung erhalten, daß eine höhere Leitung mich führen und Alles zum Besten lenken wird, daß ich nichts zu thun habe, als mich ihren Eingebungen zu überlassen, während ich meinen Blick fest auf den Bethlehemsstern gerichtet halte, der mich hieher führte — und ich kann meinen Blick nicht von ihm abwenden — das Verlangen die Wahrheit zu finden. So werde ich das Götterkind endlich finden. Also in Gottes Namen, lebt wohl ihr Bücher, ihr alten Freunde und Waiden! Ich strecke mich dem entgegen, was vor mir liegt, und glaube an Gottes väterliche Leitung. Etwas unendlich Liebliches und Erhebendes hat mit diesem Gedanken meine Seele ergriffen und mein Herz mit Freude erfüllt. Schwach fühle ich mich stark, und an die Erde gebunden fühle ich mich beschwingt. Ich bin blos ein schwaches Weib und ich kann die Welt erobern.

Und so gehe ich und schwatze mit den Blumen und lausche den Vögeln und dem Gesäusel der großen

Lebenseichen. Eichen wie diese mit langen, hängenden Moosranken müssen das Orakel in Dodona eingegeben haben. Die schwarzen Vögel, die schaarenweise darin wohnen, sind so groß wie unsere Dohlen und haben auf beiden Seiten des Halses unter dem Kopf hübsche gelbe Schilde, wie halbrunde Krägen. Die Spottvögel sind grau, groß wie unsere Kohlamseln, und ihr Gesang sehr wechselnd und oft recht schön. Es fehlt ihm jedoch die kräftige Eingebung der europäischen Nachtigall und Lerche. Es ist als ob dieser Spottvogel aus dem Gedächtniß, als ob er Reminiscenzen sänge, und dabei ahmt er eine Menge Töne von andern Vögeln und auch von andern Thieren nach. Er hat indeß schöne eigene Töne, welche denen der Nachtigall und Drossel gleichen. Man spricht davon, daß diese Vögel mit einander Menuett tanzen. Ich selbst habe sie hier gegeneinander figuriren und ganz menuettartig trippeln gesehen. Ich vermuthe, daß dieß ihre Art zu freien ist. Eine Merkwürdigkeit ist, daß man Junge von diesen Vögeln, die man gefangen hat, niemals in Käfigen auferziehen kann. Sie sterben immer bald nach der Gefangennahme. Man behauptet, die Mutter komme zu ihnen und gebe ihnen Gift. Die ausgewachsenen Vögel dagegen gedeihen in den Käfigen wohl und singen.

In meinen Vormittagsbetrachtungen werde ich von einem muntern Negermädchen, einer Magd im Hause unterbrochen, welche sagt: Missis schickt mich, um Jagd auf Sie zu machen („Missis sends me to hunt for you") und dieß geschieht dann um mich zum Mittagessen zu rufen. Schreibe ich im Zimmer Briefe, so kommt gewöhnlich um 12 die gute Dame selbst mit Bananas und einem Glas Milch zu mir herauf. Sie ist seelengut.

Nachmittags gehe ich gewöhnlich auf Entdeckungsreisen aus. Wenn ich in der Dämmerung nach Hause komme, sehe ich häufig mein altes Paar mir ent-

gegengehen, und zwar die Dame in etwas schleppendem Gang, auf den Arm ihres Mannes und auf einen Stock gestützt.

Den 24. April.

Gestern Abend ließ ich mich von einem alten Neger in einem kleinen Kahn den Waccamawfluß hinunter rudern, trotz der Vorstellungen von Mrs. Poinsett, welche glaubte, dieß könne nicht gut gehen. Der Mond ging auf und schien klar über den Fluß und seine Ufer, über denen verschiedene Bäume und blühende Pflanzen hingen, die ich nicht kannte. Der Neger, ein freundlicher Greis, ruderte das Boot flink vorwärts, und wo ich eine lockende Blume sah, da steuerten wir hin und pflückten sie. So fuhren wir ein paar Stunden hin im hellen Mondschein, und alles war einsam und still auf dem Fluß und den Ufern, wie in einer Wildniß. Auf den Ufern des Waccamaw hat jedoch in diesen Tagen eine große Hochzeit stattgefunden, wohin alle Nachbarn geladen waren. Aber entweder gehören meine Wirthsleute nicht zu dem Kreise derselben oder war mein Ruf als Abolitionistin Schuld, daß ich nicht eingeladen wurde. Ganz gut! ich sehe zwar gerne Bräute und Hochzeiten, aber noch mehr liebe ich doch jetzt meine Ruhe. Als ich von meiner Flußfahrt nach Hause zurückkam, war meine gute Wirthin ganz froh mich noch am Leben zu sehen, und Mr. Poinsett sagte mir die Namen der Blumen, die ich gepflückt hatte. Es war eine Magnolia glauca dabei, eine weiße Blume, die einige Aehnlichkeit mit unsern weißen Wasserlilien hat. Aber diese wächst auf einem Baum mit graulichem Laub. Des Südens Prachtblume, die Magnolia grandiflora, kommt erst am Ende Mais zum Vorschein.

In ein Paar Tagen werde ich nach Charleston

zurückreisen. Meine guten Wirthsleute bitten mich länger zu bleiben, aber ich sehne mich nach Savannah zu kommen, bevor die Hitze zu stark wird und ich muß mich beeilen. Viel Gutes habe ich hier genossen und von Mr. Poinsetts Gesprächen vielen Nutzen gehabt. Und ich weiß jetzt, wie das Leben in den Plantagen aussieht, weiß ungefähr, wie die Negersklaven leben und wie Reis und Mais gepflanzt werden.

Charleston, den 26. April.

Bin wieder hier, mein Kind, in meiner guten gemüthlichen Wohnung bei Mrs. Howland. Die Seefahrt zwischen Georgetown und Charleston war rauh und kalt, aber jetzt haben wir volle Hundstagshitze hier. Den letzten Abend bei meinem alten Paar brachte ich damit zu, daß ich ihre alten Handschuhe (natürlich auf eigene Eingebung) flickte, während Philemon und Baucis in ihren Lehnstühlen am Kamin saßen und schliefen. Sie sind alt, kränklich und in der Periode des Lebens angelangt, wo des Kindes Ruhe und Stillleben das höchste Glück ist. Am nächsten Morgen reiste ich ab von dem artigen, alten Staatsmann, der mich in eigener Person nach Georgtown führen wollte, und von den bekümmerten Blicken der guten Mrs. Poinsett begleitet, welche die drohenden Wolken herabkommen sah, um uns zu ertränken. Sie kamen jedoch nicht. Und die morgenfrische Fahrt durch die wilde Gegend und den Wald mit den schönen blühenden Acazien und über den schwarzen Fluß war mir angenehm und erfrischend. In Georgetown, einer kleinen Stadt, wo eine Menge von Gänsen das Merkwürdigste zu sein schien, schied ich von meinem freundlichen Begleiter mit dem Versprechen eines neuen Besuchs. Abends bei meiner Ankunft in Charleston

kam mir Mr. Monefelt mit dem Wagen entgegen. Als wir in Mrs. Howlands Haus kamen, tanzte die Jugend nach dem Klavier in dem beleuchteten Saale, und Mr. Monefelt und ich tanzten Arm in Arm unter großem Jubel mitten unter sie hinein. Und ich befand mich hier beinahe wie in meinem eigenen Hause. Gewiß ist, daß dieses Haus mit unsern scandinavischen Häusern, nota bene, wenn sie gut und glücklich sind, mehr Aehnlichkeit darbietet, als irgend eine andere Wohnung, die ich hier zu Lande noch gesehen oder nennen gehört habe. Das Familienleben, das Tanzen, das Musiciren und die Spiele am Abend, alles das ist ganz in schwedischem Styl.

Gestern wohnte ich der Begräbnißprocession des karolinischen Senators und Staatsmannes Calhoun bei, dessen Leiche durch Charleston geführt wurde. Ueber 3000 Personen sollen sich in dem endlosen Zuge befunden haben. Der Leichenwagen war prächtig und so hoch von einem großen Katafalk, daß er für alle von Menschenhand gemachten Thüren drohend aussah. Mehrere Bürgermilitärcorps paradirten in hübschen Uniformen, und eine Menge Banner mit symbolischen Bildern und Inschriften wurden vor ihnen hergetragen; das Ganze war recht hübsch und Alles ging vollkommen gut von Statten. Parteigeist, sowie wirkliche Ergebenheit und Bewunderung vereinigten sich, um das Andenken des Verstorbenen zu feiern und sein Hinscheiden wird in den südlichen Staaten als der größte Verlust beklagt. Er saß viele Jahre im Congreß als der größte Vertheidiger der Sklaverei, nicht blos als eines nothwendigen Uebels, sondern als eines für die Sklaven sowohl, als die Besitzer guten Zustandes, und er war stets ein großer Kämpe für die Rechte der südlichen Staaten. Calhoun, Clay und Webster sind lange als ein Triumvirat der größten Staatsmänner des Landes gefeiert worden; Calhoun war der große Mann des

Südens, Clay ist der große Mann des Westens und der mittleren Staaten, Webster der große Mann der Staaten von Neuengland, obschon sich in ihnen jetzt eine bedentende Opposition gegen Webster vorfindet, namentlich in der Abolitionistenpartei. Alle drei sind gewaltige politische Streiter gewesen, bewundert und gefürchtet, geliebt und gehaßt. Zwei sind es noch jetzt. Der Dritte fiel auf dem Wahlplatz, bis in den Tod und, wie es schien, auch gegen ihn kämpfend. Seine Porträts und Büsten, von denen ich viele gesehen habe, geben mir den Eindruck eines brennenden Vulkans. Das Haar steht empor, die eingesunkenen Augen glühn, Sturmfurchen durchfliegen das scharfe, magere Gesicht. Es ist unmöglich, aus dieser Erscheinung, an welcher Leidenschaft und Krankheit gleichviel verheert zu haben scheinen, den einnehmenden Gesellschafter, den liebevollen Hausvater mit weiblicher Sittenreinheit, den vortrefflichen Freund, den guten, von seinen Sklaven und Dienern beinahe angebeteten Herrn, mit einem Wort, den liebenswürdigen Menschen zu ahnen, als welchen sogar seine Feinde ihn anerkennen. Politischer Ehrgeiz und Parteigeist scheinen seine Dämonen gewesen zu sein und seinen Tod beschleunigt zu haben. Clay ließ in seiner Rede, die er im Senat über ihn hielt, einige sanftwarnende Andeutungen darauf fallen. Sein Kampf für die Sklaverei war eine „politische Bravade," sagte eine geistreiche Dame, die nicht der Antisklaverei angehört. Schade, daß ein so guter Mann für eine so schlechte Sache leben und sterben sollte!

In Südkarolina ist die Abgötterei mit ihm aufs Aeußerste getrieben worden und man hat im Scherz gesagt: „Wenn Calhoun schnupft, so niest ganz Carolina. Auch jetzt spricht und schreibt man von ihm beinahe wie wenn er eine göttliche Person gewesen wäre. Auf den Straßen sprangen während der Procession eine Menge Neger herum und sahen ganz vergnügt

aus, wie sie es immer bei öffentlichen Veranstaltungen sind. Mr. G. sagte mir, er habe Neger sagen gehört: „Calhoun war ein böser Mann, denn er wollte, daß wir Sklaven bleiben sollten.“

Am Abend dieses Tages hatten wir Gäste daheim und Spiele, Tanz und Musik, ganz lustig und vergnügt Hierauf wurde bis gegen Mitternacht in der lauen, mondhellen Luft auf der Piazza herumspaziert. Von der Flußseite hörte man Gesänge der Neger, die in ihren Booten den Fluß hinauf ruderten und aus der Stadt kamen, wohin sie ihre kleinen Vorräthe an Eiern, Hühnern und Gemüsen zu Markte führen, was sie ein bis zweimal in der Woche thun dürfen.

Wenn dieser Brief Dir zukommt, hast auch Du Sommer und Blumen, meine gute Agathe, und Gott sei Dank dafür gesagt!

Morgen reise ich nach Savannah, von da nach Macon, der Hauptstadt Georgiens, und dann nach Montpellier, wohin ich von dem Bischoff der episcopalen Kirche in den südlichen Staaten, Eliott, eingeladen bin, um der Jahresprüfung in einem Frauenzimmerseminar anzuwohnen, das unter seiner Aufsicht steht. Von da schreibe ich Dir weiter.

Vierzehnter Brief.

Macon, Vienville, den 17. Mai 1850.

Nein ich fuhr nicht nach Savannah an dem Tag, wo ich es beabsichtigte, sondern ich fuhr — zu einer Posse, zu welcher ich mir jetzt Deine Begleitung erbitte, ohne Dir zu sagen, wohin sie Dich führen wird. Wir fahren auf der Eisenbahn, wir steigen in einen der

Wagen, Mrs. Howland, ein freundlicher junger Herr — ich bin so frei Dir Mr. Richards vorzustellen — und ich, und Du kommst ja auch mit uns. Es ging durch Wald und Feld, achtzehn Meilen über Charleston. Es ist spät am Nachmittag und sehr warm. Wir halten an; es ist mitten im dicken Walde. Es ist Wald auf allen Seiten und keine Wohnungen kommen zum Vorschein. Wir steigen aus den Wagen und gehen hinein in den Föhrenwald. Nachdem wir uns eine Weile auf ungebahnten Stegen ergangen, sehen wir den Wald recht lebendig werden. Auf allen Seiten wimmelt es zwischen den hohen Baumstämmen von Menschen, besonders von der schwarzen Race. Mitten im Wald öffnet sich ein freier Platz und mitten auf demselben ist ein großes, langes, auf Säulen ruhendes Dach errichtet, unter welchem eine Menge Bänke und Gänge sich befinden mit Platz genug für 4—5000 Personen. In der Mitte dieses Tabernakels steht ein einreihiges, hohes Gerüste und mitten darin eine Art Katheder oder große Kanzel. Rings um das Tabernakel, (ich nenne das auf den Pfeilern ruhende Dach so) sind in einem weiten Zirkel Hunderte von Zelten und Buden von allen möglichen Farben und Gestalten errichtet; sie schimmern weiß weit in den Wald hinein und überall auf allen Seiten nah und fern sieht man Gruppen von meist schwarzen Menschen an kleinen Feuern, bei denen gekocht und gebraten wird. Kinder springen umher und sitzen vor den Feuern, Pferde stehen und weiden neben ihren Fuhrwerken. Es ist ein vollkommenes Lager mit dem wechselreichen, bunten Leben eines Lagers, aber ohne Militär und Waffen. Hier sieht alles friedlich und festlich aus, obschon nicht fröhlich. Unter dem Tabernakel beginnt allmählig Volk sich zu sammeln, weiße Menschen auf der einen, schwarze auf der andern Seite, die Schwarzen in bedeutender Ueberzahl. Das Wetter ist qualmig; Gewitterwolken

bedecken den Himmel und es beginnt ein wenig zu regnen. Just keine erfreuliche Aussicht für die Nacht, denn ich kann Dir nicht helfen, mein Herzchen, wir müssen die Nacht hier außen im wilden Walde zubringen. Es findet sich kein anderer Ausweg. Wart ein wenig; es gibt dennoch einen. Der ehrliche junge R. bietet seine Beredsamkeit auf, ein Zelt erschließt sich für uns und wir werden da von einer gefälligen Buchhändlerfamilie beherbergt. Caput familiae ist ein strenger Methodist und sieht sehr ernsthaft aus. Die Frau ist freundlich und seelengut. Wir bekommen da Kaffee und einen Abendimbiß.

Nach der Abendmahlzeit gehe ich aus, um mich umzusehen, und werde von einem Schauspiel überrascht, das ich nie vergessen werde. Die Nacht ist schwarz von Gewitterwolken, aber der Regen hat aufgehört. Blos einige schwere Tropfen fallen da und dort und der ganze Wald scheint in Flammen zu stehen. Auf acht Feueraltären oder sogenannten Feuerhöhen, die großen Tischen gleichen, welche rings um das Tabernakel her auf Stützen emporragen, brennen flatternde Feuer aus hohen Scheiterhaufen von Lichtholz, das viel Harz enthält; und auf allen Seiten im Walde bis in seine entlegensten Abtheilungen brennen größere und kleinere Feuer vor den Zelten oder auf anderen Plätzen und beleuchten die hohen Föhrenstämme, welche Pfeiler eines ungeheuern, dem Gott des Feuers geweihten Naturtempels zu sein scheinen. Der Dom darüber ist finster, aber die Luft ist so regungslos, daß die Flammen des Feuers gerade aufwärts steigen und wilde Schlaglichter auf die Föhrenwipfel und die schwarzen Wolken werfen. Unter dem Tabernakel ist eine ungeheure Volksmenge, gewiß 3—4000 Personen versammelt. Sie singt Hymnen; ein prächtiger Chor! — Am stärksten ertönt es aus dem Lager der Schwarzen, denn sie sind doppelt so stark als die Weißen

vertreten und besitzen von Natur schöne und reine Stimmen. Auf der hohen Kanzel mitten im Tabernakel sieht man vier Priester, die während der Pausen zwischen den Hymnen mit kräftigen Stimmen zum Volke sprechen, die Sünder zur Bekehrung und Besserung aufrufend. Während all dem rollt der Donner, und große Blitze flammen durch den Wald gleich zornigen Blicken aus einem unsichtbaren, mächtigen Auge. Wir gehen unter das Tabernakel und mischen uns in die Versammlung auf der weißen Seite. Rund um das erhöhte Gerüst mit der Kanzel geht ein viereckiger Altartisch. Innerhalb desselben sitzen von Seiten der Weißen auf Bänken unter der Kanzel Methodistenprediger, meistens schöne, stattliche Gestalten mit breiten, ernsten Stirnen, und von Seite der Schwarzen ihre geistlichen Führer und Ermahner (Exhorters), mehrere unter ihnen mit höchst bemerkenswerthen, energischen Physiognomien. Je länger es in die Nacht hineingeht, um so wärmer wird die Stimmung. Die kurzen, aber gleich den Flammen des Scheinholzes brennenden Hymnen steigen heftig, wie diese, empor. Gleich melodisch-flammenden Seufzern werden sie wieder und wieder von tausend harmonischen Stimmen erhoben. Der Eifer der Prediger erhöht sich; zwei stehen dem Lager der Schwarzen, zwei dem der Weißen zugekehrt. Sie strecken ihre Hände aus und rufen die Sünder zu kommen, „Alle zu kommen, jetzt, in dieser Zeit, in dieser Stunde; vielleicht ist es die letzte, die einzige, die ihnen übrig bleibt, um zum Erlöser zu kommen, um der ewigen Verdammniß zu entfliehen.“ Mitternacht naht heran; die Feuer brennen dunkler, aber die Exaltation steigt und wird allgemein. Auferstehungshymnen mischen sich mit den Zurufen der Prediger, mit den Ermahnungen der Ermahner, mit den Seufzern und Rufen der Versammlung. Und jetzt erheben sich aus dem Lager der Weißen junge Mädchen und Männer, und kommen

und legen sich wie zerknirscht über den Altartisch. Ihnen treten von der andern Seite die Priester entgegen, die sich zu ihnen hinabbeugen, ihre Bekenntnisse empfangen, sie ermahnen und trösten. Im Lager der Schwarzen ist großer Tumult und man hört starkes Geschrei. Männer brüllen, Weiber kreischen gleich Spanferkeln, wenn sie geschlachtet werden sollen. Mehrere bekommen Zuckungen, hüpfen und taumeln herum, so daß man sie halten muß; da und dort sieht es wie ein Handgemenge aus, und einige von den ruhigeren Theilnehmern lachen. Man hört eine Menge Angstrufe, aber keine Worte außer: „O ich bin ein Sünder“ und: „Jesus, Jesus!“ Unter all diesem Lärm währt der Gesang stark und schön fort und der Donner schlägt seine Pauken dazwischen.

Während dieses Spektakel im Lager der Schwarzen vor sich geht, sehen wir bei den Weißen einen stilleren Auftritt. Einige von den Gestalten, die bußfertig am Altartisch niedergekniet waren, haben sich entfernt, aber einige liegen noch da, und die Priester scheinen ihnen vergebens vorzureden oder vorzusingen. Eine von ihnen, ein junges Mädchen, wurde von ihren Angehörigen aufgehoben, und befand sich in einer Verzuckung (in a trance). Sie liegt jetzt mit dem Kopf im Schooß eines älteren schwarzgekleideten Frauenzimmers, ihr hübsches, junges Gesicht aufwärts gekehrt, starr und, wie es scheint, ganz bewußtlos. Die schwarzgekleidete Frau und noch eine andere gleichfalls in Trauer, beide mit schönen, schwermüthigen Gesichtern fächeln das junge Mädchen sanft mit ihren Fächern und betrachten sie mit ernsthaften Blicken, während 10—12 meist junge Frauenzimmer um sie herstehen, leise und lieblich eine Hymne singend, alle das schlafende Mädchen betrachtend, bei welchem, wie sie glauben, jetzt etwas Großes vor sich geht. Es ist ein wirklich schö-

ner Auftritt in der Donnernacht beim Schein der Feueraltäre.

Nachdem wir wohl eine Stunde lang diese Scene beobachtet hatten, und als die exaltirte Stimmung sich zu beruhigen anfing, und damit auch der Glanzpunkt der Nacht vorüber zu sein schien, gingen Mrs. Howland und ich ins Zelt, um auszuruhen. Das Zelt lag an der Auszackung des Lagers der Weißen, und ich ging aus Neugierde ein Stück weit darüber hinaus in den dunkleren Theil des Waldes. Hier war es ein schreckliches Unwesen, das aber nicht von den Menschen, sondern von Fröschen und anderem Gethier herkam. Auch sie schienen eine große Zusammenkunft zu halten und quackten und lachten, pusteten und schnaubten, und gaben so viele wunderliche Töne, so viele Explosionen sonderbarer Laute zum Besten, daß es in hohem Grade komisch war. Ich habe niemals ein solches Concert gehört. Es war wie eine Parodie auf dasjenige, dem wir so eben angewohnt hatten. Im Zelte war es dumpfig und eng, aber unsre gute, freundliche Wirthin bot Alles auf, um es uns bequem zu machen, und Mrs. Howland wollte blos Alles für mich bequem machen und dagegen alles Ungemächliche auf sich nehmen. Ich hatte keine Ruhe im Zelt, sondern wollte, ehe ich mich niederlegte, wenigstens noch einen Blick aufs Lager werfen. Es war jetzt 12 Uhr vorüber, es hatte sich aufgeklärt und die Luft war so lieblich, das Schauspiel so schön, daß ich ins Zelt hineingehen und es Mrs. Howland sagen mußte. Sie machte sich auch sogleich auf und kam mit mir heraus.

Die Altarfeuer brannten niedrig und dunkel und der Rauch rollte rückwärts in den Wald hinein. Ueber dem Lager stand der Himmel klar. Der Mond ging über dem Walde auf und der Stern der Stärke (Jupiter) stand hellleuchtend mitten über dem Tabernakel. Noch erhoben sich Hymnen, obwohl schwächer,

noch ermahnten Exhorters; noch schlief das junge Mädchen seinen mystischen Schlaf, noch wachten, warteten und fächelten die Frauen. Einige bedrückte Seelen lagen noch auf dem Altartisch und wurden von den Priestern mit Rede oder Gesang getröstet. Allmählig verlief sich das unter dem Tabernakel versammelte Volk, verbreitete sich im Wald oder zog sich in seine Zelte zurück. Auch das schlafende junge Mädchen erwachte und wurde von seinen Angehörigen aus der Versammlung weggeführt. Mr. Richard war jetzt zu uns gekommen, und mit ihm unternahmen wir eine Runde um das Lager der Schwarzen. Hier war Alles noch voll von exaltirtem, religiösem Leben. In jedem Zelt sahen wir einen neuen Auftritt davon. In dem einen sah man eine heftig betende männliche oder weibliche Person, die mit starken Geberden ihren neugeweckten Gefühlen Luft schaffte und von andächtigen Zuhörern umgeben war; in einem anderen sah man eine ganze Schaar schwarzer Beter in weißen Kleidern sich auf die Brust schlagen und mit größtem Pathos rufen und sprechen; in einem dritten tanzten Weiber den heiligen Tanz vor einer der neubekehrten Personen. Dieser Tanz ist jedoch von den Priestern verboten worden und hörte bald nach unserm Eintritt ins Zelt auf. — Ich sah blos wiegende Bewegungen von Weibern, die einander in einer Kette an den Händen hielten, während sie sangen. — In einem vierten hörte man ein geistliches Lied im Canon vortrefflich gesungen. In einem Zelt ging eine dicke Negermadame allein und pustete. Sie war heiser, seufzte und jammerte vor sich hin: „O, wenn ich doch rufen könnte!“ In andern Zelten saß das Volk um die Feuer versammelt und hier war ein fortwährendes Besuchen und Begrüßen, und ein freundlich munteres Gerede von melodisch weichen Stimmen, alles in einer stillen, herzlichen Gemüthsstimmung, die wir auch überall antrafen, wo wir stehen blieben und

mit den Leuten sprachen. Dieses schwarze Volk hat etwas Warmes und Gutes, das mir sehr gefällt. Man sieht, daß sie die Kinder der warmen Sonne sind. Im Lager der Weißen war die Stimmung bedeutend ruhiger. Man sah die Familien an ihren gedeckten Tischen sitzen, essen und trinken. Endlich gingen wir in unser Zelt zurück, wo unsre gute Wirthin und ihre 13jährige Tochter schwesterlich ein Bett mit mir theilten, und ich zwar nur wenig schlief, aber, Dank sei es einigen kleinen, weißen Pillen von meiner Downing=Medicin, dennoch eine erquickende Ruhe genoß in der fieberwarmen Nacht.

Bei Sonnenaufgang hörte ich etwas, was dem Gesumme einer Riesenwespe glich, die sich in einer Spinnwebe gefangen hat. Es war ein Sprechrohr, welches das Zeichen zum Aufbruch gab. Um halb sechs Uhr war ich auf den Beinen und draußen. Die Hymnen der Neger, welche die ganze Nacht gewährt hatten, ertönten noch immer. Die Sonne schien heiß und die Luft war drückend. Aber alles war lebhaft im Walde. Man kochte und frühstückte bei den Feuern und die Leute begannen sich auf den Bänken unter dem Tabernakel zu versammeln. Um 7 Uhr hatten wir Morgenpredigt und Gottesdienst. Ich hatte bemerkt, daß die Priester es vermieden, die Gefühle der Versammlung übermäßig hinaufzutreiben, und sie selbst schienen ohne alle Exaltation zu sein. Diesen Morgen erschienen sie mir matt und sehr schwach an populärer Beredsamkeit. Sie predigten Moral. Aber Moral soll man nicht in Augenblicken predigen, wo es gilt das Herz zu erobern, man soll da die warme Sprache des Herzens und die Wunder des geistlichen Lebens reden. Es war für mich daher eine wahre Erquickung, als die kalten und wohlgenährten Priester, die diesen Morgen gepredigt hatten, den Platz einem älteren Mann von frischem und humoristischem Aussehen abtraten, der

aus dem Zuhörerhaufen auf die Kanzel stieg und aus einem ganz andern Ton zu dem Volke sprach; sein Ton war vertraulich, humoristisch und innig — etwas in Vater Taylors Art (ich hätte ihn hier hören mögen, aber dann wären alle Neger wie verrückt geworden, fürchte ich). Der neue Redner sagte, er sei ein Ausländer (offenbar ein Engländer) und befinde sich nur zufällig in dieser Versammlung. Aber er fühle ein Bedürfniß, sagte er, seinen Freunden zu sagen, wie sehr er sich über das gefreut, was er in der letzten Nacht mit angesehen (er sprach eigentlich zu den Schwarzen) und er wolle ihnen seine Ansicht über Gottes Evangelium, das in der Bibel geoffenbart worden und über das, was es uns von Gott lehre, mittheilen. „Seht ihr jetzt, meine Freunde — so ungefähr lauteten seine Worte — wenn ein Vater sein Testament gemacht hat und die Kinder versammelt sind, um es zu öffnen und den letzten Willen des Vaters zu lesen, dann wissen sie nicht, wie der Vater beschlossen und befohlen hat, und mancher dürfte denken: Vielleicht ist da nichts für mich! vielleicht hat er nicht an mich gedacht! Aber wenn sie jetzt das Testament öffnen und sehen, daß darin etwas für John ist, und etwas für Marie, und etwas für Ben, und etwas für Betsy, und etwas für Jeden und etwas für Alle, und daß alle zusammen einen gleichen Theil am Eigenthum des Vaters erhalten haben und daß er gleich zärtlich an sie alle gedacht hat; — dann sehen sie, daß er sie alle gleich geliebt, daß er ihnen allen gleich wohl gewollt hat; — und dann, meine Freunde, wenn wir diese Kinder wären und alle diesen Erbtheil am Vaterhaus erhalten hätten, müßten wir dann nicht alle diesen Vater lieben und seine Liebe verstehen und seine Gebote befolgen?“

„Ja! ja! o ja! herrlich! herrlich! Amen!“ rief die Versammlung mit strahlenden Blicken und sichtbarem Entzücken.

Der Redner fuhr fort, ihnen auf seine gutgelaunte, naive Art das glückliche Leben und Ende eines frommen Christen, eines wahren Kindes Gottes zu beschreiben. Er selbst (der Redner) war Zeuge vom Tod eines solchen Mannes gewesen, und obschon dieser Mann ein Seemann ohne alle feinere Erziehung war und Ausdrücke gebrauchte, die seinem Handwerk angehörten, so zeugten sie gleichwohl von einem so klaren geistlichen Leben, daß sie auch jetzt nach seinem Tod vor dieser Versammlung davon zeugen sollten. Der Mann war schwer an einem Fieber erkrankt, das ihm auch das Bewußtsein raubte. Er schien dem Tode nahe zu sein und seine Angehörigen umstanden sein Bett in der Meinung, nie mehr seine Stimme zu hören, sondern blos noch seinen letzten Seufzer zu vernehmen, denn er lag wie im Todesschlafe da. Aber auf einmal schlug er klar die Augen auf, erhob das Haupt und rief mit starker, fröhlicher Stimme: „Land, Vorwärts!“ Und darauf sank sein Haupt wieder und man glaubte, es sei mit ihm vorbei. Aber noch einmal schaute er auf: „Wendet und werft den Anker aus!“ Und dann wurde er wiederum still und man glaubte, es sei für immer. Aber noch einmal schaute er klar und still auf und sagte: „Alles gut!“ Und dann war er im Frieden.

„Amen! Amen! herrlich, o herrlich!“ rief die Versammlung, und nie habe ich solche Ausdrücke von Freude und Entzücken gesehen, wie ich sie hier auf den Gesichtern der Kinder Afrikas strahlen sah; besonders waren die Exhorters ganz außer sich; sie klatschten in die Hände, lachten und Fluthen von Licht strömten aus ihren Augen. (Einige von diesen Gesichtern sind meinem Gedächtniß eingeprägt als etwas von dem Ausdrucks- und Gefühlvollsten, was ich je gesehen habe. Warum versuchen sich die Maler der neuen Welt nicht an solchen Scenen und solchen Gesichtern?) Das Entzücken über die Erzählungen des Redners wäre da und

dort am Tage convulsivisch genug geworden, wenn nicht der vornehmste Leiter der Versammlung, Mr. Martin, von der Kanzel herab gewinkt und mit der Hand abgewehrt hätte, worauf die gährenden Aeußerungen sogleich sich beschwichtigen. Schon in der Nacht hatte er das Volk vor solchen krampfhaften Ausbrüchen gewarnt und sie als unrecht und störend für die Wirkungen des Geistes sowohl auf sie selbst als auf andere bezeichnet. Der Wesleyanische Redner verließ die Kanzel unter fortwährenden Aeußerungen des Entzückens von Seiten des Volkes.

Die Hauptpredigt des Tags fand ungefähr um 11 Uhr Vormittags statt und wurde von einem Juristen aus einer der benachbarten Städte gehalten, einem großen, magern Herrn mit stark gezeichneten scharfen Zügen und tiefen brennenden Augen. Er predigte vom jüngsten Gericht und beschrieb dasselbe ganz lebhaft, die gabelartig gespaltenen Flammen, den Donner, das Zusammenstürzen aller Dinge, und überdieß schilderte er es noch als möglicherweise nahe bevorstehend. „Noch" rief er, „habe ich zwar die Erde nicht unter meinen Füßen zittern gefühlt; noch scheint sie fest zu stehen (und er stampfte tüchtig auf die Kanzel) und noch höre ich die Donner des Gerichtes nicht rollen; aber es kann dennoch nahe sein u. s. w. Deßhalb ermahnte er das Volk zu schneller Umkehr und Buße.

Trotz der Wichtigkeit des Gegenstandes und der Kraft im Ausdruck, lag in der Darstellung etwas Trockenes und Seelenloses, so daß sie ihre Wirkung auf die Versammlung verfehlte. Man meinte zu fühlen, daß der Prediger das was er beschrieb und predigte nicht glaube und nicht lebendig fühle. Man hörte zwar einige Rufe und Seufzer, einige Sünder traten vor; aber die Versammlung blieb im Ganzen ruhig und wurde von dem Donner des jüngsten Gerichts nicht erschüt-

tert. Die Hymnen waren wie früher warm und schön im Lager der Neger. Dieses Volk scheint große Empfänglichkeit für die schönsten Lehren der Religion zu haben und versteht es besonders gut sie anzuwenden. Ihre musikalischen Gaben sind ausgezeichnet. Die meisten Schwarzen haben schöne, reine Stimmen und singen eben so leicht, wie wir andere sprechen.

Nach diesem Gottesdienst kam das Mittagessen, und ich besuchte während dieser Zeit mehrere Zelte im Lager der Schwarzen und sah die Tische mit Fleischgerichten aller Art, mit Puddings und Torten bedeckt; es schien ein wahrer Ueberfluß an Speise und Trank vorhanden zu sein. Mehrere Zelte waren auch wie Zimmer möblirt, hatten vollständige Betten, Spiegel u. s. w.

Die Leute schienen heiter und friedlich. Diese religiöse Lagermeetings (mein Herzchen, du hast jetzt einem Lagermeeting angewohnt) sind die Saturnalien der Negersklaven. Sie schaudern dabei an Seele und Leib, wozu sie eine natürliche Neigung haben. Doch geschieht dieß hier in Zucht und Ehre. Die Zusammenkünfte sollen in den letzten Zeiten viel an moralischer Haltung gewonnen haben, und die Herren erlauben ihren Dienern und Sklaven denselben anzuwohnen, theils um ihnen ein Vergnügen zu gönnen, theils weil sie oft viel Gutes wirken. Ich konnte nicht das mindeste Anstößige oder Unpassende bemerken, außer wenn man so will die krampfhaften Extasen. Mit dem Leiter der Versammlung, dem achtungswerthen und gefälligen Methodistenprediger Mr. Martin, sprach ich von diesen und er mißbilligte sie, wie ich bereits gehört hatte. „Aber diese starken Aeußerungen, sagte er, scheinen der höchst anregungsfähigen Negernatur anzugehören und diese plötzlichen Bekehrungen, die aus der Aufregung des Augenblickes entstehen, haben das Gute, daß der so Bekehrte gewöhnlich sich an die Kirche und die

Priester anschließt, Mitglied einer sogenannten Klasse wird, als solches ordentliche Unterweisung in den Religionslehren, in geistlichen Gesängen und Gebeten erhält und nicht selten nachher ein guter Christ und ordentliches Mitglied der Gesellschaft wird.

Im großen Westen, wie hier im Süden und überall, wo der Staat noch nicht vollständig angebaut ist, sind es Methodisten und Baptisten, die den religiösen Boden aufreißen, indem sie bei den Naturkindern auf die Gefühle und Sinne wirken. Später kommen Calvinisten, Lutheraner und andere, die mehr zum Verstand sprechen. Die Missionäre, welche das Volk versammeln, unter Gottes freiem Himmel zu ihm sprechen und Alles zu benützen verstehen, was die Stunde und die Natur, sowie ihre freie Stellung ihnen an die Hand gibt, können die stärksten Wirkungen hervorbringen, und ich habe merkwürdige Erzählungen von ihrer Fähigkeit die Menge zu rühren, sowie von der Ansteckungskraft der exaltirten Gemüthsstimmung, die zuweilen aufkommt, gehört. Diese Sklavenmeetings währen von 2 – 7 Tagen. Dieses sollte am nächsten Tag aufbrechen und man erwartete für die folgende Nacht eine Menge Bekehrungen. Gleichwohl scheinen diese von unberechenbaren Zufälligkeiten und vielleicht mehr als irgend etwas anderes, von einem hinreißenden Prediger abzuhängen.

Wir brachten noch einige Stunden damit zu, daß wir die geistlichen und materiellen Scenen des Lagers ansahen, im Wald umherwandelten und botanisirten; Mr. Richard pflückte für mich mehrere mir neue Blumen, worunter eine sehr zierliche gelbe Blume, die Safranblume genannt. Nachmittags 5 Uhr kehrten wir mit einem Zug von gewiß 2000 Personen, worunter zwei Drittel Schwarze waren, nach Charleston zurück. Sie sangen auf dem ganzen Weg und waren sehr munter.

Am nächsten Morgen befand ich mich mit einem Körbchen Bananas und Zuckerkuchen, was meine gute Wirthin und Freundin Mrs. Howland für mich zugerichtet, auf dem Weg nach Savanuah. Mit ihren Früchten und einem Blumenstrauß von Mrs. Hollbrook fuhr ich allein ab. Doch nicht allein, denn mein Herz war voll. Der Tag war herrlich und die Fahrt den Savannah hinauf, der in tausend Biegungen zwischen zwei Ufern dahinfloß, welche niedrig, aber mit hübschen Baumgruppen, sowie Plantagen mit ihren Hauptgebäuden und saubern Sklavendörfchen geschmückt sind, war eine fortwährende Erquickung für mich. Die Sklavendörfer sind kein erfreulicher Anblick, aber ich hatte bisher weit mehr glückliche, als unglückliche Sklaven gesehen und deßhalb hatte ich keinen düstern Eindruck von ihrem Zustande dahier.

Die Mannschaft des kleinen Dampfboots bestand blos aus Sklaven: Negern und Mulatten. Der Kapitän sagte mir, sie seien sehr glücklich, wie auch treu und tüchtig. „Dieser da," sagte er, mit dem Blick auf einen ältern Mulatten zeigend, der ein ausgezeichnet schönes, aber, wie mir schien, melancholisches Gesicht hatte, ist mein vertrautester Diener, nnd ich wünsche mir an meinem Todtenbett keinen andern als Pfleger und Freund." Die Mannschaft sah gut genährt und gehalten aus. — Eine schöne, runde Mulattin sagte, als wir allein waren, halblaut zu mir: „Was sagen Sie zu der Sklavereieinrichtung hier im Süden?" — „Ich denke," sagte ich, „daß die Sklaven im Allgemeinen glücklich und wohlbehalten aussehen." — „Ja, ja," versetzte sie, „es kann so aussehen, aber . . ." und sie warf große bedeutsame Blicke, welche sagen wollten: es ist nicht Alles Gold, was glänzt. — „Sie finden, daß sie nicht gut behandelt werden?" fragte ich. — „Einige werden allerdings gut

behandelt," antwortete sie, „aber . . ." und sie ließ wieder bedeutsame Blicke umherrollen.

Ich hätte gewünscht, daß sie mehr gesprochen hätte, aber da sie dem Schiff angehörte, so wollte ich nicht mehr fragen. Zur Spionin kann ich mich nicht hergeben, das ist gegen meine Natur, und was ich nicht durch eigene Erfahrung und durch unmittelbare Fügung inne werde, das werde ich nicht inne. Jedenfalls hätte mir die Mulattin schwerlich etwas anderes sagen können, als was ich bereits weiß. Es gibt gute und böse Herrn, glückliche und unglückliche Sklaven, und das Sklaveninstitut ist — — eine große Lüge am Freiheitsleben der Menschheit und besonders der neuen Welt.

An Bord befanden sich einige Personen, die ich kannte, unter ihnen Miß Marie Plumb, ein lebhaftes seelenvolles Mädchen aus dem Staate New-York, die im Winter ihrer Gesundheit wegen in Savannah lebt. Sie hat eine schwache Brust und leidet im Winter sehr in den nördlichen Staaten. Mit südländischer Luft, eigentlich Savannahluft und Homöopathie lebt sie wieder auf. Ich widmete mich so wenig als möglich der Gesellschaft, erfreute mich am Schweigen und an der Flußfahrt, an dem schönen Tag und der stillen, freundlichen Scenerie, welche gegen die Auftritte des vorhergehenden Tages so sehr abstach. Als die Sonne untergegangen war und es, wie gewöhnlich in dieser Breite, schnell dunkelte, sah ich einen hellen, weißen Schein vom südlichen Himmel gegen das Zenith aufsteigen. Man sagte mir, dieß sei das Zodiakallicht. Dieser Schein war nicht flammend, gefärbt und hübsch, wie sehr oft unser Nordlicht, sondern ruhig, mild und sehr hell. Ein ernster älterer Herr, in dessen Gesellschaft ich auf dem Verdeck die Sternbilder betrachtete, sagte mir, daß man später im Sommer am Horizont das südliche Kreuz hervorschimmern und auch den größten

Stern des Schiffes Argo sehen könne. Du siehst, daß neue Lichter und neue Sternbilder jetzt über meinem Haupte aufgehen. Ich heiße sie willkommen! — In der tiefen Dämmerung kam ein Boot an unser Schiff gerudert. Mehrere schwarze und ein weißer Mann waren darin. Der weiße kam nach freundlichem Abschied von den Leuten im Boot an Bord, und eine Stimme rief ihm aus demselben nach: „Vergessen Sie uns in der Ferne nicht, Massa!" — „Nein, nein!" rief „Massa" zurück. Erst um halb 12 kamen wir nach Savannah. Mit Miß Plumb, ihrer Schwester und ihrem gefälligen jungen Arzt fuhr ich nach dem größten Hotel der Stadt, Pulawskihaus, so genannt nach dem polnischen Krieger, der im amerikanischen Freiheitskrieg kämpfte und fiel, und dessen Denkmal, ein schöner, weißer Marmorobelisk, auf dem grünen Platz vor dem Hotel, von prächtigen Bäumen umgeben, steht.

Am nächsten Morgen um 7 Uhr saß ich auf der Eisenbahn nach Macon, eine lange, sehr mühsame Tagreise, besonders in der starken Hitze und mit dem Rauch und Staub, der die Eisenbahnwägen füllte. Der Weg ging beständig durch eine magere, sandige Gegend, von Föhrenwäldern bewachsen und beinahe gänzlich unbekannt, außer den Eisenbahnstationen, wo kleine Kolonieen aufzukommen, Handel zu treiben und die magere Erde zu kultiviren begannen. An einigen von ihnen stieg ich aus, botanisirte im Wald und fand verschiedene gelbe Orchideen. Die Unterhaltung unterwegs ging in dem Wagen, wo ich saß, von einem dicken, lustig aussehenden Herrn in Mütze und grauem Rock aus, einer meelsackartigen Gestalt, auf welcher der Kopf rund und beweglich wie ein Kreisel saß; der Mann politisirte nämlich und ließ seinen Zorn gegen den seligen Jefferson aus (den Präsidenten und Verfasser der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung) und

überschüttete ihn laut mit den größten Schmähungen, wobei er sich an einen großen, magern Militär von edlem Aussehen wandte, der auf der andern Seite im Wagen saß und sich an deu Ergießungen des Dicken halb zu belustigen schien, obschon er sie zu beschwichtigen suchte. Aber das hieß Oel ins Feuer gießen. „Sir!“ rief der dicke Mann mit Stentorsstimme, als der Zug an einem Ort anhielt, „Sir, ich behaupte, daß ohne Tom Jefferson die ganze Union fünfhundertmal weiter gekommen wäre, und Südcarolina wenigstens tausendmal.“ — „Ei, glauben Sie das?“ versetzte der Andere lächelnd. — „Ja, das sage ich, Tom Jefferson war der schlechteste Mann, der noch je an der Spitze eines Volkes gestanden ist; er hat mehr Böses gethan, als alle Präsidenten nach ihm Gutes thun können.“ — „Er hat doch unsre Unabhängigkeitsakte verfaßt,“ sagte der magere Herr. — „Er hat sie gestohlen, Sir!“ rief der Dicke, „er hat sie gestohlen, gestohlen! Ich kann es Ihnen beweisen. Es findet . . .“ u. s. w. Jetzt folgten Beweise und allerlei Reden und Antworten zwischen den beiden Herrn, wobei ich nicht recht nachkommen konnte. Endlich sprang der dicke Herr empor und auf den magern zu, griff mit den Händen fest in zwei Banklehnen und rief, indem er aussah, wie wenn er Posaunen bliese: „Sir! ich betrachte Tom Jefferson als die Zusammensetzung (the compound) von Allem, was schurkisch, gemein, schlecht, verrätherisch u. s. w. ist;“ der Hagel von Schimpfreden währte gewiß drei Minuten und endete mit: „Ja, das sage ich, Sir!“ — „Das ist eine starke Sprache, Sir!“ versetzte der Andere, fortwährend ruhig und halb lächelnd. — „Sir!“ rief der Erste wieder von seiner Bank im Wagen her, „Tom Jefferson brachte meinen Vater durch das Embargo in einen Verlust von fünfzigtausend Dollars.“ Und jetzt setzte er sich roth wie ein kalekutischer Hahn und mit einer Miene,

als ob sich gar Nichts weiter darüber sagen ließe. Die ganze Gesellschaft im Eisenbahnwagen lachte, obschon nur im Stillen. Und als Tom Jeffersons Gegner bald darauf hinausging, wandte sich der magere Herr zu mir und sagte in seiner gutmüthigen Weise: „Darin lag es! Jefferson war gewiß ein unmoralischer Mann (a bad man); aber er war jedenfalls ein Patriot."

Eine Schaar von hundert Milizen aus Charleston reiste mit diesem Zug, um den Milizen Georgias in Macon einen Besuch abzustatten. Es war schönes, rüstiges und lustiges junges Volk, das auf jeder Station aus dem Wagen stürzte, um Erfrischungen zu sich zu nehmen, und dann Hals über Kopf wieder hereinrannte. Doch ging Alles ebenso ordentlich als lustig zu. Ein Paar sogenannte Indian mounds, d. h. altindianische Grabhügel, unsern Geschlechtshügeln ähnlich, aber nach oben platter, worin man Gebeine und Waffen findet, waren die einzigen Merkwürdigkeiten unterwegs.

Mit Sonnenuntergang kamen wir nach Macon. Das Land hatte jetzt einen andern Charakter angenommen, man sah grüne Höhen und Thäler, und auf den Höhen glänzten weiße, schöne Landhäuser mit ihren Gärten; überall sah man schöne, stattliche Bäume; wir fuhren über ein Paar kleine Flüsse mit chokolatfarbigem Wasser und laubreichen Ufern; die Stadt lag wie in einen Laubwald eingebettet da. Sie sah jung und romantisch aus, halb im Thal verborgen, halb auf den freien Höhen sich ausstreckend. Sie gefiel mir, und ich war froh da zu sein, überdies hatte ich eine Art wilder Freude, mich allein und unbekannt hier zu befinden und im Wirthshaus wohnen zu dürfen. Ich nahm ein Zimmer im Hotel Washingtonhaus, wo ich eine ausnehmend schöne und freundliche Wirthin traf und mir das Vergnügen machte, meinen Staub abzuwaschen, weiße, frische Kleider anzuziehen, sodann ein

Glas vortreffliche Milch zu trinken, im Uebrigen aber das Leben und Treiben auf dem Markte, dem größten in der Stadt, auf welchem das Hotel lag, zu betrachten.

Vor 25 Jahren war der Boden, auf welchem die Stadt liegt, und die ganze Gegend rings umher indianisches Gebiet und ein Feld für die Jagden dieser Stämme. Wo ihre wilden Tänze gehalten wurden und ihre Wigwams standen, da steht jetzt Macon mit sechstausend Einwohnern, mit Magazinen und Werkstätten, Hotels und Häusern, die gleich der Bevölkerung jährlich zunehmen, und mitten auf dem großen Markt steht Canovas Hebe auf einem Brunnen und spendet Wasser. Carolinas und Georgias junge Miliz zog heute Abend bei Mondschein mit großer Militärmusik durch die Straßen uud über den Markt; alle Fenster waren geöffnet, und das ganze Negervolk strömte aus den Häusern, um diese musizirende und marschirende Jugend zu sehen.

Ich stand am andern Tag früh auf, denn es war ein herrlicher Morgen, die Welt sah jung und morgenfrisch aus, und ich fühlte mich frisch wie sie. Ich ging mit blos ein Paar Bananas in meiner Alten (Du weißt, daß ich meine kleine Reisetasche so nenne) auf eine Entdeckungsreise aus. Es war noch still in der Stadt; Alles sah neu und frisch aus. Ich ahnte das Jugendleben des Westens. Der blasse Halbmond sank langsam hinab in einem rauchähnlichen Nebel, der den Horizont im Westen umgab; aber über mir war der Himmel vom schönsten Azur. Bäume und Gras glänzten vom Thau in der aufsteigenden Sonne. Ich ging durch die baumbepflanzten Straßen zur Stadt hinaus und kam auf eine große Landstraße; dichter, dunkler Wald war auf beiden Seiten. Ich ging allein; Alles war ruhig und still, aber mein Herz sang. Was ich während meiner ganzen Jugend gewünscht und ersehnt,

was ich für mich unerreichbarer geglaubt hatte, als für jeden andern Menschen, eine lebendige Bekanntschaft mit den mannigfaltigen Gestalten des Lebens, das war mir jetzt und zwar in ungewöhnlichem Maaße zu Theil geworden. Wanderte ich nicht jetzt frei, — frei wie Wenige sind — in der freien, großen, neuen Welt, frei Alles zu sehen und kennen zu lernen, was ich nur wollte? War ich nicht leicht und alles Zwanges ledig, wie ein Vogel? Meine Seele hatte Schwingen und die ganze Welt war mein! . . . Just daß ich so allein bin, daß ich so allein unter Gottes Schutz in der großen, weiten Welt umhergehe und mit ihr Gesellschaft mache, just das flößt mir ein unaussprechliches Gefühl von Frische und Freude ein, und daß ich nicht bestimmt weiß, wohin ich gehe und wo ich bei meinen einsamen Wanderungen landen werde, das macht, daß ich mich auf Entdeckungsreisen fühle und daß Alles für mich so ausnehmend frisch und neu ist.

Ich war jedoch dießmal nicht ganz ohne ein bestimmtes Ziel; ich wußte, daß irgendwo außerhalb Macon ein schöner, neuer Begräbnißplatz, genannt Rosenhügelkirchhof, lag, und es steckte mir im Kopf, daß ich ihn finden müßte. Da indeß der Weg, auf dem ich gekommen war, aussah, als könnte er zum — stillen Meere führen, so beschloß ich, mich in einer Wohnung zu erkundigen, die ich auf einem Hügel abseits vom Wege sah. Es war eines jener weißen, wohlgebauten, angenehmen kleinen Holzhäuser (Frame houses) die man in Amerika so oft auf dem Lande zu Gesicht bekommt. Ich klopfte an die Thüre und sie wurde geöffnet, aber von einer Person, die mich beinahe erschreckte; es war ein junges Frauenzimmer, ziemlich schön, aber in einer so abscheulich schlechten Laune, daß es mir wehe that. Sie sah im höchsten Grad verdrießlich und ärgerlich aus und gab mir barsch genug den Bescheid, zu gehen, so weit der Weg

reiche und so ungefähr. Ich ging beinahe verwundert darüber, daß ich an einem so schönen Morgen, in einer so schönen. morgenfrischen Natur ein so unharmonisches Menschengemüth finden sollte. Ach! Menschenfehler und Menschenlaunen sind überall dieselben und können überall das Leben verbittern, in jedem neuen Paradies die Thore des Paradieses verschließen.

Aber traurige Eindrücke wollten an diesem Morgen nicht bei mir haften. Ich ging weiter auf der großen Straße, die jetzt einen Hügel hinanführte. Auf der Höhe gedachte ich mich umzuschauen. Auf der Höhe sah ich jetzt auch rechts ein Gatterthor und vor demselben einen schönen, wohlgehaltenen Park. Ich versuchte das Thor zu öffnen; es ging ohne Widerstand auf und bald befand ich mich im schönsten Park mit Höhen und Thälern, breiten und schmalen Gängen, und überall hohe Bäume, Haine von blühenden, duftenden Gebüschen und Pflanzen. Es währte eine gute Weile, bis ich aus verschiedenen Monumenten sah, daß ich mich auf einer den Todten geweihten Stätte befand, und bis ich ahnte, daß vermuthlich mein kleiner Reisekobold mich zu meinem Ziele, dem Rosenhügelkirchhof, geführt habe.

Indem ich hier in dem stillen einsamen Park umherwandelte, kam ich an einen Fluß, der in weichen Biegungen zwischen Ufern floß, die so schön und jugendlich grünten, wie wir uns in der Jugend die elisäischen Felder denken. Auf meiner Seite des Flusses blickten weiße Marmorsteine zwischen den Hainen hervor und gaben Zeugniß von der Stadt der Todten. Hohe Bäume beugten sich da und dort über das Wasser hin. Große zierliche Schmetterlinge, deren Namen ich nicht kannte, flogen langsam mit glänzenden Schwingen über den Fluß hin und her, von einem Strand zum andern. Ich dachte an die Worte: Und er zeigte mir einen klaren Fluß mit leben-

digem Wasser u. s. w. und die ganze Scene war für mich auf einmal ein lebendiges Sinnbild der schönsten Ahnungen des Menschengeschlechtes über das Mysterium des Todes. Hier war die Stadt der Todten, hier dicht daneben das lebendige Wasser aus unsichtbaren Quellen strömend, im Lager der Todten von Leben und Auferstehung flüsternd; hier waren Bäume, das herrliche Naturleben, zwölffältige Frucht tragend, und ihr Laub diente zur „Heilung der Heiden"; drüben auf dem andern Ufer waren die glückseligen Gefilde, wo „kein Schmerz und kein Weh sein wird, wo nichts Verfluchtes mehr sein wird, wo das Licht vom Antlitz Gottes Alles beleuchtet;" und die Schmetterlinge waren Seelen, die jetzt aus irdischen Puppen befreit, auf ihren Schwingen von einem Strand zum andern getragen wurden, frei von allen Blumen des Feldes zu saugen!

Ich setzte mich auf einen Fels, der mit bequemen Absätzen in den Fluß hinausragte und an welchem einige schöne, wilde Pflanzen blühten. Und hier trank ich in tiefen Zügen das Lebenselixir, welches Geist und Natur mir reichte. Eine herrlichere Erquickung konnte der Wanderin nicht geschenkt werden. Und manche von dieser Art habe ich schon erhalten und durfte mich noch gar mancher erfreuen auf meiner Pilgerfahrt.

Ich habe oft gesagt, daß es gut wäre, wenn man die Ruhestätten der Todten an fließendes Wasser verlegen und dieses an ihnen vorbeiführen könnte, denn das Symbol ist schön und in die Augen fallend.

Hier habe ich zum ersten Mal meinen Wunsch erfüllt gesehen. Der Fluß, den ich sah, heißt „Ocmulgee," ein indianisches Wort für „der schöne." Er hat die warme röthliche Farbe (der englischen Sepia und auch der Chokolade gleich, wenn wir sie mit Milch trinken) welche beinahe allen Flüssen des Südens eigen sein soll, vom Rio Colorado in Neumexico an bis zum

Savannah und Pee-Dee und andern im Osten; sie soll nämlich von der röthlichen Sanderde herkommen, die in den südlichen Staaten allgemein ist. Diese Farbe sticht inzwischen ungemein schön gegen die reiche, hellgrüne Pflanzenwelt an den Ufern ab. Der Ocmulgee ist übrigens ein reißender, wasserreicher Fluß und verdient seinen Namen in jeder Beziehung.

Nachdem mein Geist sich einigermaßen satt geschaut hatte, dachte ich an meine Bananas und hielt mit ihnen ein köstliches Frühstück. Diese Frucht ist mir sehr wohlthätig. Ich kann sie zu jeder Tagszeit essen und sie ist mir immer gut. Ich glaube, daß ich von ihr allein und von Brod, nota bene vom schwedischen dünnen Brod leben könnte. Ich vermisse dieses hier. Eine kleine Eidechse, die aussah, als ob sie sich sehr über mich besänne, leistete mir Gesellschaft auf dem Fels und wandte ihr Köpfchen bald da bald dorthin, stets die funkelnden Augen auf mich geheftet. Menschen und Wohnungen kamen, so weit ich sehen konnte, nicht zum Vorschein. Es war die tiefste Einsamkeit. Dieser schöne Morgen war der erste Mai. Ich bin begierig zu erfahren, wie es im Thiergarten bei Stockholm aussah.

Gern hätte ich mich in Macon und seiner schönen Gegend einen Tag länger verweilt, aber als ich in mein Hotel zurückkam, machte mir ein gefälliger ehrenwerther Herr, der nach Montpellier ins Seminar reisen wollte, um dort seine Tochter abzuholen, den Vorschlag, in seinem Wagen mit ihm zu reisen. Da ich nicht wußte, ob Bischoff Eliott vom Tag meiner Ankunft in Macon unterrichtet war, und da ich ihm überdieß die Mühe sparen wollte, mich abholen zu lassen (es fährt weder Eisenbahn noch Postwagen nach Montpellier), da ferner der artige Herr ungemein zuvorkommend aussah, so nahm ich dankbar ein Anerbieten an, bat die Wirthin im Hotel um Erlaubniß

meinen Koffer dazulassen und saß bald in einer großen, bequemen und luftigen Kutsche höchst behaglich an der Seite meines freundlichen Begleiters. Aber wir waren erst ein Paar Stunden gereist, so begegnete uns eine staubige Reisekalesche und darin saß Professor Scherb, den ich bei Emerson in Concord getroffen hatte und der jetzt Lehrer im Seminar zu Montpellier war. Er kam um, mich zu Eliotts abzuholen. Ich kehrte also mit ihm nach Macon zurück, wo wir die Pferde ausruhen ließen und Scherb nach der mühsamen Morgenfahrt sich erfrischte. Den übrigen Theil des Tages verbrachten wir in großer Hitze auf der Reise nach Montpellier auf Wegen, von welchen Du sagen würdest: Da hört Alles auf! Wegen, die jeder Beschreibung Trotz bieten. Ich glaubte jeden Augenblick, wir müßten umwerfen, und die Brücken sahen aus, als hätten sie lediglich die Bestimmung, Fuhrwerke und Leute in die Abgründe und in die Flüsse hinabzubefördern, über welche sie hingepfuscht waren, denn gebaut kann ich nicht sagen. Es schien, als sei man hier in wildem, neueingenommenem Land. Aber auf Eliotts hübschem Landsitz war Alles wieder wohlgehalten und schön — es war dieß eine Fortsetzung der romantisch üppigen Gegend von Macon — und in dem Bischoff selbst lernte ich eines der schönsten Exemplare jenes alten Cavalierstammes kennen, welcher dem edleren Leben in den Staaten des Südens Ton und Gepräge gegeben hat. Persönliche Schönheit und Würdigkeit, sowie das allergewinnendste Benehmen waren hier durch großen christlichen Ernst veredelt. Bischoff Eliott soll in seiner Jugend ein großer Liebhaber der Gesellschaftswelt, ein Freund von Tanz und Damen, wie auch ein großer Günstlig in der lustigen Welt gewesen sein. Seine Bekehrung zu religiösem Ernst soll er schnell und entschlossen bewerkstelligt haben. Er gilt jetzt allgemein für einen der frömmsten Geistlichen im Lande

und seine Güte und Liebenswürdigkeit gewinnt alle Herzen. Das meinige gewann er auch, aber davon — nachher. Am Abend des Reisetages saß ich mit ihm und seiner Familie auf der Piazza am Haus und sah die Feuerfliegen in der Luft zwischen den Bäumen und im Gras überall im Parke glänzen. Diese kleinen Insekten gewähren ein Schauspiel, das mich während der dunklen Abende und Nächte bezaubert. Sie sind kleine Schaalthiere, etwas größer und besonders länger als unsere Holzwürmer; wenn sie fliegen, geben sie einen klaren Schein von sich, der schnell leuchtet und wie ein Blitz erlischt, aber bald sich wieder erneut. Es ist dieß ein phosphorisches Feuer und bildet zu dieser Jahreszeit ein unaufhörliches Feuerwerk in der Luft und auf der Erde. Wenn diese kleinen Thiere gequält, ja auch zertreten werden, wie ich in Folge eines Zufalls gesehen habe, so geben sie Licht von sich und funkeln schön, so lange Leben in ihnen ist. Ihr Licht erlischt nicht einmal mit ihrem Leben, sondern überlebt sie noch eine gute Weile.

Die Bischöfin ist ein angenehmes Weibchen, voll von Leben und Geist, dabei wahrhaft musikalisch; sie spielt das Klavier wie die Vögel singen und sie scheint von ihrer indianischen Amme eine ungewöhnliche Feinheit und Vollkommenheit der Organe geerbt zu haben. Ihr Mann sprach oft scherzend davon. Das Haus hat eine ganze Menge Kinder, unter denen der unbändige jüngste Sohn, ein schöner und guter kleiner Junge, der ohne Strümpfe und Schuhe frei herumsprang, mein besonderer Günstling wurde. Die Stimmung im Hause war übrigens jetzt aus verschiedenen Ursachen nicht heiter und der gute Bischof trug sichtlich an einer drükkenden Last. Wie angenehm konnte er übrigens nicht während der wenigen Stunden sein, die er dem Umgang und der Unterhaltung widmen durfte! Bei ihm fand ich viel von Emersons Wahrheits- und Schön-

heitssinn in Ausdruck und Wesen, aber ohne dessen kritische Strenge, und von christlicher Liebe wie von einer schönen Sommerluft durchhaucht. Er ist einer der seltenen Männer des Südens, die mit klarem und vorurtheilsfreiem Blick dem Sklavereiinstitut in sein schwarzes Gesicht schauen. Er glaubt an die endliche Ausrottung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten und er hofft dieses Befreiungswerk vom Christenthum. „Bereits arbeitet es daran," sagte er, „das Leben des Negervolkes zu erheben; von Jahr zu Jahr verbessert sich ihr Zustand, sowohl in geistiger, als in physischer Beziehung; bald werden sie in moralischer Beziehung uns gleich werden, und wenn sie uns gleich geworden sind, so werden sie nicht länger unsere Sklaveu bleiben können. Ihr nächster Schritt wird dann sein, daß sie uus um Lohn dienen. Und ich kenne verschiedene Personen, die ihre Diener auf diese Weise behandeln." — Dieses Gespräch freute mich, denn ich bin überzeugt, daß Eliotts Gesichtspunkt in dieser Beziehung der richtige ist.

Die Examina im Seminar waren bereits beinahe vorüber und ein großer Theil der jungen Mädchen, Blumen aus den südlichen Staaten, schon fort. Gleichwohl bekam ich noch einige zu sehen und hörte ihre Compositionen in Versen und Prosa. Beinahe alle Lehrerinnen waren aus den nördlichen Staaten, die meisten aus Neuengland, und sie waren meistens auch junge, hübsche, einnehmende Mädchen. Am Abend des letzten Examenstages waren sie alle im Hause des Bischofs versammelt. Ich fühlte mich etwas unglücklich, theils von der Hitze, theils weil ich unwohl (wie gewöhnlich fiebermatt) war, theils weil ich das Gesellschaftsleben und seine Pflichten für mich fürchtete. Aber mitten in der Gesellschaft und Hitze bekam ich eine Anwandlung von scandinavischer Laune und veranstaltete das Spiel „Feuerleihen," wodurch all diese bisher et-

was steifen jungen Mädchen in die munterste und heiterste Bewegung geriethen; auch der Bischof selbst belustigte sich dermaßen daran, daß er herzlich lachte und als wir von unserm Spiel ausruhten, seinerseits mit einem andern stillen, aber recht sinnreichen Spiele begann, bei welchem sein munteres Weibchen und auch er selbst sich auszeichneten. So verging der Abend unter Spielen und Heiterkeit, und ich hatte Hitze und Müdigkeit und Unwohlsein vergessen und begab mich leicht und vergnügt zur Ruhe, vergnügt besonders darüber, daß ich den guten Bischof vergnügt gesehen hatte.

Am nächsten Morgen sollte ich mit dem Bischof Eliott und ein Paar der jungen Mädchen eine Reise antreten. Wir versammelten uns zum Morgengebet, die Familie des Bischofs und ich. Aber wie wurde mir nicht diesen Morgen zu Muth, als ich nach den gewöhnlichen Gebeten (der Bischof und wir alle lagen wie gewöhnlich auf den Knieen), für den Gast, der jetzt in seinem Hause auf Besuch war, beten hörte, ein so warmes, so schönes Gebet, so für mich, als läse er in der Tiefe meines Herzens und wüßte von seinen geheimen Kämpfen, Bestrebungen, Absichten, von den innersten, unablässigen Gebeten meines eigenen Geistes. Ich konnte blos nachher unter Thränen seine Hand zwischen die meinigen drücken.

Mit ihm und den zwei jungen Frauenzimmern fuhr ich hierauf noch eiumal auf den unwegsamen Wegen der Wildniß nach Macon, wo wir bei seinem jungen Adjunkten, Mr. S., und dessen schöner junger Frau abstiegen. Denn der Bischof wollte mir nicht erlauben, in mein Hotel zurückzukehren, wie ich gewünscht hatte. Aber unter den jungen Eichen vor dem kleinen Hanse hatte ich mit ihm ein Gespräch über die Prüfungen, die einen Christen in gewöhnlichen Verhältnissen, in der gewöhnlichen Welt treffen können, und

dieses Gespräch werde ich nie vergessen; denn vieles von dem, was durch meine Seele ging, war auch durch die seinige gegangen, und ich erblickte in ihm einen Kreuzträger, aber größer und geduldiger, als die meisten. Am folgenden Tag, es war ein Sonntag, predigte er in der Episkopalkirche von Macon, einem kleinen, aber schönen Gebäude, wo jetzt einige junge Communicanten zum erstenmal das Nachtmahl empfingen. Eliotts Rede war an diese gerichtet, er weihte sie zur Bahn christlicher Bekenner, zu den Pflichten, Prüfungen und der Größe derselben, zur Dornenkrone und zur Herrlichkeit der Krone — eine vortreffliche Rede, voll Wahrheit in der Auffassung des göttlichen und menschlichen Lebens. Keine glänzende und blendende, blos halbwahre Aphorismen, sondern das reinste Licht, strahlend, weil es rein war, und vollkommen, weil es die ganze Wahrheit aussprach. Nach dem Gottesdienst nahm ich Abschied von dem edeln Eliott und war froh, daß ich ihn und in ihm einen wahren, wie man hier sagt, christlichen Gentleman kennen gelernt hatte. Ich hoffe ihn wieder zu sehen, möglicherweise im Westen, wohin er auf den Herbst zu einer großen Versammlung von Geistlichen reist. Er war jetzt neuerdings von einer Amtsreise nach Florida, den schönen Fluß St. John hinauf, zurückgekommen und sprach von der Ueppigkeit des Naturlebens an dessen Ufern, von der Schönheit der Blumen und Vögel, so daß ich große Lust bekam, dahin zu reisen. Ich verließ Eliott mit Kummer darüber, daß irdische Bekümmernisse einen so guten, so edlen und liebenswürdigen Mann niederdrücken sollten.

Willst Du jetzt sehen, wo auf der Erdkugel ich mich befinde, so suche mitten im amerikanischen Staat Georgia einen kleinen Fleck mit Namen Macon. Nahe dabei liegt ein zierliches Dorf, aus Landhäusern und Gärten bestehend, mit Namen Vineville, und in einem der schönsten dieser Landhäuser befinde ich mich, bei

einer liebenswürdigen und geachteten Banquiersfamilie, Namens Munroe, die in der Kirche von Macon nach dem Gottesdienst zu mir kam und mich in ihre Wohnung einlud. Von diesen Beiden will ich der Mama etwas mehr schreiben. Ueberall im Lande, im Süden wie im Norden der Vereinigten Staaten, finde ich dieselbe Herzlichkeit, dieselbe unvergleichliche Gastfreundschaft. Und mein kleiner Reisekobold ist überall bei mir und stellt Alles aufs Beste an, und scheint etwas nicht nach Wunsch zu gehen, so nehme ich es auch wie das Beste an und zweifle nicht daran, daß es so ist und wird. Uebermorgen gedenke ich wieder nach Savannah zu reisen. Der warmen Jahreszeit wegen kann ich meine Reise nicht, wie ich gewünscht hätte, weiter westlich bis nach Alabama ausdehnen. Ich muß sehen, daß ich nach Washington komme, bevor ich zerschmelze.

Den 8.

Wann ich heimzureisen gedenke, meine liebe Agatha? Sobald Du und Mama es wünschen; nächsten Monat, nächste Woche, morgen! . . . Meine eigenen Wünsche sind zwar seit einiger Zeit etwas ausschweifend gewesen, aber sie ziehen schnell genug wieder ihre Flügel ein. Ich habe nämlich noch einen Winter in diesem Welttheil zu bleiben gewünscht, um gewisse Theile davon und gewisse Sachen zu sehen, über die ich sonst nicht klar werde, und auch von der tropischen Herrlichkeit auf Kuba einen Schimmer zu bekommen. Ich wollte gewissen neuen Eindrücken Zeit zum Reifen lassen, gewissen alten die Zeit, um unter dem Einfluß der neuen Welt zu verschwinden. Meine Kränklichkeit im letzten Winter hat mein Leben hier gelähmt, wenigstens ein Vierteljahr hindurch, während dessen ich blos halb gelebt, oft blos gelitten habe. Aber wie gesagt, dieß

ist ein loser Wunsch und bereit vor dem mindesten Windhauch zu fallen, der mich von der Heimath aus riefe. Und dann sehen wir uns auf den nächsten Herbst wieder. Kein Gefühl innerer Nothwendigkeit, demjenigen gleich, das mir gebot hieher zu reisen, gebietet mir noch einen Winter hier zu verweilen. Und mein Wunsch, hier zu bleiben, wird sich auf den ersten ernsten Wink von meinen Theuern in den Wunsch verwandeln, zu ihnen zurück zu kommen. Und ich werde glauben, daß es so am besten ist. Nur ein Wort von Dir und Mama und . . . . . ich eile heim zu Euch.

Fünfzehnter Brief.

Macon, Vineville, den 8. Mai.

Meine geliebte Mama! Daß unsre Agatha und also auch Sie, Mama, einen ungewöhnlich prüfungsvollen Winter überstehen mußten, hat mir viel Kummer bereitet. Gott sei Dank, daß er jetzt vorbei, daß die Sonnenseite des Jahres wieder da ist und mit ihr frohere Aussichten. Die Bäder von Marsstrand werden gewiß für Agatha eine vortreffliche Wirkung haben. Aber sehr stark werden wir unsre arme gute Freundin wohl niemals sehen. In Bezug auf den Wunsch, den ich neulich gegen Agatha geäußert habe, kann ich blos hier wiederholen, daß er mir nicht sehr stark am Herzen liegt und daß ich bereit bin, mich einem andern von meinen Geliebten in der Heimath zu fügen.

Wie wohl und glücklich ich mich unter den guten Menschen in diesem gastlichen Lande befinde, das für mich gleichsam eine große Heimath geworden ist, haben Sie bereits aus meinen Briefen ersehen. Ich fahre in

Amerika von Haus zu Haus und werde überall wie ein Kind der Familie empfangen und behandelt. Außer dem Guten, was dieß für das geistige und leibliche Leben mit sich führt, bekomme ich Gelegenheit, das Familienleben in der neuen Welt zu sehen und somit das Innerste des Lebens in diesem Welttheil auf eine Art kennen zu lernen, wie kaum irgend ein anderer Reisender vor mir, auf eine Art, die für mich von der höchsten Wichtigkeit ist, denn just das war es, was ich hier kennen lernen wollte. Aber ich hatte keine Ahnung davon, auf welch angenehme Weise die Freundlichkeit und Gastfreundschaft diesem Wunsch entgegen kommen würden. Die Art, wie die Wohnungen hier zu Lande auch in den Städten eingerichtet sind, hat ebenfalls einigen Theil daran. Jede Familie bewohnt, wenn sie sich nur in einigermaßen guten Umständen befindet, ein ganzes Haus und hat dabei gewöhnlich einen kleinen Garten oder wenigstens einen Gartenplan. Das Haus hat im untern Stock einen oder zwei Salons nebst Speisesaal, Küche u. s. w. Alle Schlafzimmer sind im obern Stock und da finden sich immer ein, zwei oder auch mehrere Zimmer für Gäste. Ein Gastzimmer in einem amerikanischen Haus in der Stadt ist eine ebenso gegebene Sache, wie für uns in Schweden, daß wir in unsern Landhäusern Gastzimmer haben. Jedes Haus hier, in der Stadt oder auf dem Land, muß ein Zimmer haben, um einen Fremdling zu beherbergen. Und als jetzt eine fremde Person ganz allein und auch mit keinen sonderlichen Ansprüchen aus weit entlegenen Landen hieher kam, so war es nicht sehr beschwerlich, sie im Gastzimmer zu beherbergen, und so, Mama, wurde das Land eine große Wohnung mit Gastzimmern für Ihre Tochter. Daß ich da das Behagen meines eigenen Hauses gefunden, daß ich mütterliche Hausfrauen, Schwestern und Brüder gefunden, mit denen ich so offen und vertraulich, wie mit den meinigen gelebt und gesprochen

habe und noch lebe und spreche, daran habe ich erkannt, daß das Himmelreich doch nicht so weit von der Erde entfernt ist, wenigstens nicht von der Heimath der Erde; denn wie könnte man sonst mit beinahe ganz fremden Menschen ebenso offen und unverdeckt umgehen, wie man mit Engeln Gottes thun würde?

Auch jetzt schreibe ich aus einer guten, schönen und glücklichen Heimath, drei Generationen umschließend, den alten Mr. Munroe und seine Frau, schöne und noch muntere alte Leute, ihren einzigen Sohn, einen hochgeachteten Banquier in Macon, seine angenehme, milde und mütterliche Frau und ihre Kinder. Die Familie ist ausgezeichnet herzlich, ernst und gottesfürchtig, wie ich die Familien hier zu Lande oft finde, und sie verrichtet ihre Morgen- und Abendandacht, was ich sehr liebe, obschon mir die Gebete manchmal lang genug vorkommen. Die zwei ältesten Töchter sind schöne, allerliebste junge Mädchen und singen besser als gewöhnlich die Frauenzimmer hier zu Lande. Ein stiller Kummer ruht noch auf der Familie, wegen des unlängst erfolgten Todes einer geliebten Schwester und Tochter, deren Verlust besonders das Herz der Mutter tief ergriffen zu haben scheint. Ich wohne hier mitten in einem großen Garten mit vielen schönen, seltenen Pflanzen und ich höre den hundertzüngigen amerikanischen Nachahmungsvogel jeden Morgen vor meinem Fenster singen. Er ist recht lustig anzuhören, aber doch mehr eigenthümlich als entzückend, und er läßt sich mit unsern Lerchen und Nachtigallen so wenig vergleichen, als die singenden Menschenstimmen hier zu Lande sich mit den Stimmen in Schweden vergleichen lassen. Jedes Land und Volk hat seine Eigenthümlichkeiten.

Es gibt im Familienleben hier zu Lande Verschiedenes, was ich bei uns in Schweden allgemein zu sehen wünschte. Dahin gehört die sehr gebräuchliche häusliche Familienandacht Morgens und Abends und das

einfache Gebet, womit die Mahlzeit gewöhnlich von der Hausmutter geheiligt wird: „O Gott, segne diese Deine Gabe zu unserem Nutzen und uns zu Deinem Dienst.“ Bei uns ist es gewöhnlich das jüngste Kind im Hause, das betet, wenn die Tischgebete laut gesprochen werden, und dieß ist auch schön, nur daß das Kind selten dabei den rechten Geist hat und haben kann. Am häufigsten jedoch ist unser Tischgebet eine stumme Verbeugung und dabei denkt man an nichts anderes, als — — an das Essen.

Dagegen gefallen mir die Tischgebräuche bei uns besser. Bei uns kann man sich dem Gespräch widmen, und man denkt an die Speisen blos um sie zu genießen. Die Bedienung geschieht ganz still und in gegebener Ordnung von Seiten der Aufwärter. Auf den Wink der Wirthin wird ein anderer Gang geboten, aber auch still; die Gerichte kommen den Gästen einmal seiner Zeit zu und darnach hat man Ruhe vor ihnen. Hier ist es nicht so. Hier ist ein unaufhörliches Fragen und Anbieten, so daß man vor lauter Fragen und Anbieten und Wählen und Antworten gar keine Ruhe bekommt, um die Mahlzeit und noch weniger um ein Gespräch zu genießen. Auch darf man nicht selbst nehmen, sondern der Wirth oder die Wirthin oder Tante oder Onkel oder eine andere artige Person oder auch der Aufwärter — im Süden immer ein Neger — legt Ihnen vor, und man bekommt dann selten just was oder so viel man will und auch nicht auf diejenige Stelle des Tellers, wo man es wünscht. Da wird z. B. gefragt: „Wünschen Sie Butter?“ — „Ja, ich bitte.“ — Und jetzt kommt ein Stückchen Butter an einem Messer, wird an den Rand ihres Tellers gestrichen, wobei mir immer der widerwärtige Gedanke kommt: gewiß hat der Aufwärter gerade da seinen Daumen gehalten. Ferner: „Wollen Sie Fisch oder Fleisch? . . Huhn oder Truthahn?“ — „Huhn, wenn ich bitten

darf (if you please)!" — „Haben Sie eine Wahl, Brust oder Flügel?" — Weiter: „Wollen Sie Pöckelfleisch?" — „Nein, ich danke." Pause und Ruhe zwei Minuten lang. Aber jetzt entdeckt Jemand auf meiner linken Seite, daß ich kein Pöckelfleisch erhalten habe, und das Pöckelfleisch kommt mir von der linken Seite zu: „Darf ich Ihnen Pöckelfleisch vorlegen?" — „Nein, ich danke, es ist nichts für mich!" — In ein Paar Minuten sieht eine Person rechts von mir, daß ich kein Pöckelfleisch habe, und beeilt sich, mir die Platte hinzuhalten. „Wollen Sie kein Pöckelfleisch?" — „Nein, ich danke!" — Jetzt habe ich ein interessantes Gespräch mit meinem nächsten Nachbar angefangen. Und just während ich im Begriff stehe, ihn etwas Wichtiges zu fragen, hat eine Person gegenüber bemerkt, daß ich kein Pöckelfleisch habe. Und die Pöckelfleischplatte kommt quer über den Tisch gegen mich zu und ich fühle mich zur Selbstvertheidigung aufgefordert und muß wieder sagen: „Nein, ich danke recht sehr." — Und ich setze mein Gespräch fort: aber just während ich eine interessante Antwort anhöre, kommt der Aufwärter, vielleicht der beste „Daddy" in der ganzen schwarzen Welt, mit der Pöckelfleischplatte über meinem Kopf, schiebt sie zwischen mich und den mit mir sprechenden Nachbar und mit Entsetzen sehe ich wiederum Pöckelfleisch, das im Begriff steht, auf meinen Teller zu kommen, so daß ich endlich allen Muth verliere und in Verzweiflung gerathe über die Verfolgungen des Pöckelfleisches. So geht die Mahlzeit unter einer unaufhörlichen Beschäftigung mit Serviren fort, was mir alles Vergnügen daran raubt. Ich bekomme zuletzt ordentlich Herzklopfen vor Unruhe und Ungeduld, und dieß ist wohl zum Theil meine eigene Schuld, die Schuld meiner Schwachheit, aber auch die Schuld des Landesbrauches, der mit den Forderungen höherer Civilisation nicht im rechten Einklang steht. Dieser Brauch stammt inzwischen nicht von hier, son-

dern er gehört England an und muß England auf die Rechnung geschrieben werden. — Wir in Schweden haben in Bezug auf Mahlzeiten mehr die französischen Sitten und dazu können wir uns nur Glück wünschen.

Aber in einem Punkt scheint mir das Hauswesen der neuen Welt das in allen andern Ländern zu übertreffen, mit Ausnahme Englands, mit dem sie in der nächsten Verbindung steht, nämlich im Punkte der Reinlichkeit. Unsere allerbesten Häuser in Schweden sind in dieser Beziehung selten so gut bedacht, wie die gewöhnlichen hier. Denn Alles wird hier sauber und rein gehalten, vom Schlafzimmer an bis zur Küche, und das Gesinde wird zu derselben Nettigkeit in Kleidung und Haltung angewiesen, wie die Frau und die Töchter im Hause. Ein amerikanisches Hauswesen ist in vielen Beziehungen das Ideal eines Hauswesens, mit einziger Ausnahme der Wärmungsanstalten in den nördlichen Staaten. Alles findet sich da, was das Leben frisch, comfortabel und angenehm machen kann, vom Badzimmer an bis zum Gärtchen (in der Stadt, wie auf dem Land), mit seinen, wenn auch oft nur wenigen Bäumen, mit seinem schönen Graswall und grünen Gewächsen, die gewöhnlich in Ranken an der Mauer hinaufgezogen werden, wo ihre Blumen am Fenster duften und im Winde flüstern. Und wenn eine Hausmutter hier, besonders im Süden, es in Bezug auf die Haushaltung selbst leichter hat, als unsere Frauen (denn Speck und grüne Gemüse gibt es hier jeden Tag im Jahr) hier, wo man das Jahr nach Sommern rechnen kann, wie wir es nach Wintern rechnen und während der lebendigen Jahrszeit trocknen, einsalzen und einmachen müssen, um für die todte etwas bereit zu haben, so haben sie doch gleichwohl vieles zu besorgen und zu beaufsichtigen, um Haus und Hof nicht bloß in gutem, sondern auch in schönem Stand zu erhalten, zumal in den südlichen Staa-

ten, wo alle Diener der Negerrace angehören, die von Natur nachlässig und etwas unsauber ist. Ich bewundere daher auch, was ich von den Frauen und Hausmüttern des Südens gesehen habe.

Die jungen Mädchen dagegen möchte ich im Innern des Hauses etwas thätiger und ihren Müttern im einen und andern etwas mehr an die Hand gehen sehen. Aber das ist nicht der Brauch und die Eltern scheinen aus mißverstandener Zärtlichkeit nicht zu wollen, daß die Töchter etwas anderes thun, als sich belustigen und ihre Freiheit und ihr Leben so viel wie möglich genießen. Ich glaube, sie würden glücklicher sein, wenn sie sich nützlicher zu machen wüßten. Die Familienverhältnisse zwischen den Eltern und Kindern scheinen mir im Allgemeinen schön zu sein, besonders von Seiten der Eltern. Dem amerikanischen Weib ist das schöne Gefühl der Mütterlichkeit in seiner Wärme und Innigkeit angeboren, und bessere, zärtlichere Familienväter als die amerikanischen Männer habe ich nirgends auf Erden gesehen. Sie haben besonders eine bezaubernde Schwachheit für ihre Töchter. Und Gott segne sie dafür! Ich hoffe, die Töchter werden es ihnen mit Kraft zu vergelten verstehen.

Jetzt muß ich von Ihnen Abschied nehmen, liebe Mama! denn ich werde mit der Familie hier ausfahren, um einige altindianische Gräber zu besuchen. Sie sind eine Art von gigantischen Geschlechtshügeln und nunmehr mit Bäumen bewachsen. Sie sind die einzigen Erinnerungen, die hier von den Ureinwohnern des Landes übrig bleiben, außer den Namen, welche diese den Flüssen und Höhen gegeben haben und die meistentheils beibehalten sind. Sie sind symbolisch und meistens sehr wohllautend. Es sind nicht mehr als 20 Jahre, seit die letzten Indianerstämme in Georgien durch Waffengewalt vertrieben wurden, und ich habe von Augenzeugen den Auftritt an dem Morgen schil-

dern hören, wo sie ihre Zelte, ihre rauchenden Herde, ihre Gräber verlassen mußten und sammt und sonders, Männer, Weiber und Kinder, wie eine wehrlose Heerde, fortgejagt wurden, die Lüfte mit ihren Klagerufen erfüllend! Jetzt finden sich keine Indianer mehr in Georgien und Carolina; aber in Alabama (dem westlichen Nachbarstaat) gibt es noch Stämme der Choctas und der Chiekasaw-Indianer. Auf den altindianischen Grabhügeln werden jetzt lustige Picknicks oder Vergnügungsparthieen gehalten. Morgen reise ich nach Savaunah.

Savannah, den 11. Mai.

Und da bin ich jetzt, meine liebe Mama, nach einem herzlichen Abschied von der liebenswürdigen Familie in Vineville, die mir so unendlich viel Gutes erwiesen hat, daß ich gerne auf immer mit ihr leben möchte. Ich machte es gestern Abend so schnell als möglich mit einer Migräne ab nach der ermüdenden Tagereise auf der Eisenbahn, in Sonnenhitze, Rauch und Staub, wobei mein Bananaskörbchen mein einziger Trost und meine einzige Erquickung war. Es lebe die Bananas! Heute habe ich Besuche und Blumen empfangen, unter den letzteren eine Magnolia grandiflora, eine Prachtblume, ein ebenso edles, als schönes Kind des Urlichtes; und unter den ersteren eine piquante junge Frau, die sich mit 14 Jahren (sie hat jetzt bloß 17, sieht aber aus, als wäre sie über 20) entführen ließ und die mich heute Nachmittag zu einer Spazierfahrt nach Bonaventura, einem romantischen Orte, entführen will. Ihre dunkeln, schwärmerischen Augen haben auch etwas sehr Interessantes und Romantisches.

Später.

Besuch von dem größten Autographensammler in der Welt, Mr. Tefft, der mir freundlich sein Haus in Savannah anbietet! — Und da kommt jetzt mein schweizerischer Professor und will von Poesie und Religion und dem Geist der Dinge sprechen, und jetzt ist es Mittagszeit und ich muß an meinen Leib denken. Vor allen Dingen jedoch muß ich meinen Brief schließen. Aber zuerst einen Kuß auf dem Papier und im Geist an meine Lieben!

Sechszehnter Brief.

Savannah, den 14. Mai 1850.

Der größte Autographensammler in der Welt ist auch der freundlichste, gutherzigste Mensch in der Welt und gegen mich so gut, daß ich immer mit dankbarem Gemüth an ihn denken werde. Seine Autographensammlung ist der erste, die ich mit Interesse und mit einiger Achtung betrachtet habe. Nicht weil sie ein ganzes Zimmer und viele Folianten ausfüllt, so daß man 6—7 Monate brauchen würde, um sie zu durchgehen, was allerdings Respekt einflößen kann, sondern darum, weil der Handschrift jeder bedeutenden Person auch ihr Porträt (gewöhnlich ein guter Kupferstich), nebst einem interessanten Brief oder Document, das zur Geschichte dieser Person gehört, beigefügt ist. Alles das verleiht dem Autographensammler Mr. Teffts ein wirkliches historisches und biographisches Interesse.

Sein Haus gehört zu den guten, gemüthlichen, die ich in meinem vorhergehenden Briefe beschrieben habe. Sein freundliches Weibchen, zwei junge Söhne und die junge Frau des ältesten Sohnes bilden die Familie, über welche der Tod neuerdings seinen Schatten geworfen hat. Und hier trauern zwei Mütter: die ältere um ihren erwachsenen älteren Sohn, die jüngere um ihren kleinen Jungen, die beide vor kurzem gestorben sind.

Savannah ist eine allerliebste Stadt, die mich an die „Jungfrau im Grünen" erinnert. Sie ist noch mehr als Charleston eine Sammlung von Villen, die zu Hauf gekommen sind, um einander Gesellschaft zu leisten. In jedem Viertel ist ein grüner Markt, umgeben von herrlichen, hohen Bäumen. Und spränge in der Mitte jedes grünen Marktes eine lebendige Quelle, ein Brunnen mit frischen Wasserstrahlen, im Lichte glänzend und den grünen Graswall bespritzend, dann gäbe es in der ganzen Welt keine hübschere Stadt, als Savannah. Jetzt ist es da zu warm und zu viel Sand und zu wenig Wasser. Aber ich liebe Savannah. Ich finde hier ein frischeres, geistigeres Leben, einen freieren und offeneren Blick auf die Sachen und Verhältnisse, besonders in Bezug auf die große Sclavereifrage, als in Charleston, und ich habe hier vortreffliche Menschen kennen gelernt, Menschen, welche der Frage geradeaus und frischweg ins Gesicht sehen, die, selbst Besitzer von ererbten Sclaven, für die Belehrung, Befreiung und Colonisation ihrer Sklaven arbeiten. Ach Agatha! Wie einem müden, durstigen Wüstenwanderer, der auf einmal zur grünen Oase kommt, wo Palmen wehen und frische Quellen springen, so ist es mir dabei zu Muth gewesen und mit Freudenthränen habe ich die Blumen der Freiheit auf der Erde der Sklaverei begossen. Denn auch hier litt ich anfangs im Gesellschaftsleben durch die Versuche

vieler Menschen mir ihre engherzigen Ansichten aufzudrängen, und durch den dabei sich verrathenden Mangel an Ehrlichkeit, wenn auch nicht im Willen, so doch in der Anschauung, im Gesichtspunkt. Aber eines Abends, als ich ungewöhnlich gequält und durch die Stimmung der Personen, die mich besuchten, ganz verstimmt wurde, da kam auch die Rettung. Doch ich muß sie Dir in derjenigen Form mittheilen, die sie in meinem Gedächtniß angenommen hat.

Verschiedene Eindrücke.

Ich war in Gesellschaft
Mit Männern und Frauen,
Und hörte da schwatzen
Von kleinen, kleinen Dingen,
Von kleinlichen Sorgen,
Und lumpigen Freuden,
Engherz'gen Gefühlen,
Kleingeist'gen Gedanken,
Und lumpigem Streben
Kleinlicher Seelen.

Es wurde mir eng
An Seele und Sinn;
Ich floh hinaus,
Fort aus dem Salon,
Hinaus in die Natur,
Zu sehen das Freie,
Zu sehen Gottes Himmel,
Zu athmen frei.

An des Westens Himmel,
Vom Sonnenglanz voll,
Schien der Abendstern,
So klar wie Gold.

Die nächtlichen Schatten
In stillen Hainen
Beglänzte gar freundlich
Der junge Mond,
Und der Blumen Düfte
Auf leichten Schwingen,
Gleich Räucherwerk stiegen
Sie von der Erde auf.
Und Blumen, Haine,
Sterne, Wolken,
Und Erd' und Himmel,
Ja, der Lüfte Geister,
Sie schienen voll
Von mystischem Zauber,
Von Liebe und Hoffnung.

Die Natur stand
In Herrlichkeit.
Ich sah sie an
Mit Bitterkeit
Und fragte also:
„Warum schufst du, o Gott,
So große Wunder
Für dieses Geschlecht
Kleiner Menschen?"

Ich war in Gesellschaft
Mit Männern und Frauen,
Und hörte sprechen
Von des Lebens tiefen,
Großen Fragen,
Seinen Freuden und Qualen,
Von der Menschen Sünde
Und der Menschen Pflicht.
Ich hörte warme

Herzen klopfen,
Fühlen, denken,
Großsinnig wirken
Für der Menschen Wohl.

Der goldne Himmel
Im Westen brannte
Mit erblaßtem Schein,
Und des Sternes Glanz
War für mein Auge
Nicht mehr so rein.
Und alle Herrlichkeit
Der Natur,
Des großen Pan,
Schmolz auf einmal zusammen
Zum Schatten blos
Eines Menschen!

Seit diesem Augenblick ist meine Welt hier zugleich mit meinem Gefühl für das Leben und Volk des Südens verändert. Mein Blick hat sich geklärt, um den edleren Süden im Süden zu sehen, der jetzt sein eigentliches Hochland bildet. Dieser läßt mich jetzt anch auf seinem Sandfeld Hochlandsluft athmen und wird für sein Volk noch dasselbe werden, was Moses und Josua für das Volk Israel waren. Denn wenn man von dem Sklavenvolk des Südens spricht, so ist es ein Irrthum, damit blos die schwarze Race zu bezeichnen. Aber es ist ebenso unrecht, sich die südlichen Staaten als ein Volk von lauter Sklaven und Sklavereifreunden zu denken. Gewiß findet sich auch in den Sklavenstaaten des Südens ein freies Volk, das im Stillen am Werk der Befreiung arbeitet. Und wenn dieß auch ein kleines Häuflein ist, „verzage nicht, du kleines Häuf-

lein, denn es ist der gute Wille eures Vaters, euch das Reich zu geben."

Aus Allem, was ich hier sehe und höre, ist mir auch wahrscheinlich, daß Georgien eine der leitenden Mächte bei dem kommenden Befreiungswerk sein wird. Der jüngste von den ersten dreizehn vereinigten Staaten der Union, hat Georgien bei der Arbeit für Amerikas Selbstständigkeit in den vordersten Reihen gestanden, und der Geist der Freiheit ist hier von Anfang an mächtig gewesen. Alle Völker bewahren Spuren ihres Ursprungs und erhalten ein gewisses Gepräge von den Menschen und Umständen, die ihre Kindheit bestimmten. Dieß ist ganz natürlich. Und eine Ursache freieren und frischeren Geistes, der in Georgien vorwaltet, kann man leicht in dem ersten Begründer des Staates, James Oglethorpe, und in den Kolonien, die unter seinem Schutz erwuchsen, erkennen. Ich muß Dir einige Worte von diesem thätigen Manne sagen, dessen Geschichte ich neulich gelesen habe; denn unter so vielem Halben, Hinkenden, Unfertigen hier auf Erden, worüber das Auge unbefriedigt hinschweifen muß, ist es wahrhaft erquickend, seinen Blick auf ein Menschenleben heften zu dürfen, das Probe hält, das von Anfang bis zum Ende seines Arbeitstages ein und dasselbe will, dafür wirkt und es glücklich zum Ziele führt; — auf einen Mann, dessen ganzer Lebenszweck darin besteht, die Unfreien zu befreien, die Unglücklichen glücklich zu machen, und der zu diesem Behuf ein Reich begründet!

Es sind nicht viel mehr als hundert Jahre, seit James Oglethorpe, an der Spitze einer kleinen Emigrantenschaar, nach diesem Lande zog und sein Zelt auf der Landzunge zwischen dem Meer und dem Savannahfluß, da wo jetzt Savannah steht, aufschlug. Er war Engländer und hatte ein reiches, wechselvolles

Leben geführt, in der Schule der Gelehrsamkeit und im Feld, als Krieger und als Parlamentsmitglied. Ein Mann von heldenmüthigem Sinn und dem wärmsten, wohlwollendsten Herzen, dabei voll Thätigkeit, erbarmte er sich über die Vielen, die zu jener Zeit in England unbedeutender Schulden wegen innerhalb der Gefängnißmauern saßen, verurtheilt für immer da bleiben zu müssen. Er erwirkte ihre Befreiung, und für sie und für verfolgte Protestanten ersah er ein Asyl, eine Heimath der Freiheit in den freien Ländern der neuen Welt, „wo die Armuth keinen Vorwurf an sich tragen sollte, wo wahre Frömmigkeit in Freiheit Gott verehren könnte.“ Es war ihm nicht schwer, in England Leute zu finden, die sich für eine große menschliche Idee interessirten. Eine Gesellschaft organisirte sich zur Ausführung von Oglethorpes Plan und erwirkte sich von Georg II. das Verfügungsrecht über eine zwischen den Flüssen Altamaha und Savannah gelegene Landstrecke, die auf zwanzig Jahre unter die Vormundschaft der Gesellschaft, „zum Schutz der Armen“ gestellt wurde. Das gemeinschaftliche Gesellschaftssiegel zeigte auf der einen Seite eine Gruppe spinnender Seidenwürmer mit dem Motto: „Nicht für sich selbst, sondern für Andere,“ womit die Beschützer der Gesellschaft ihre Absicht aussprachen, für ihre Arbeit oder Gaben keinerlei Belohnung anzunehmen. Auf der andern Seite des Siegels sah man den Genius Georgias, mit einer Freiheitskokarde auf dem Kopf, einem Spieß in der eiuen und einem Horn des Ueberflusses in der andern Hand. Das Gerücht von der Schönheit und dem Reichthum des gelobten Landes verlockte die Gemüther. Mit seiner kleinen Schaar von befreiten Gefangenen und unterdrückten Protestanten, ungefähr 120 Köpfen im Ganzen, segelte Oglethorpe im November 1732 von England ab und kam nach 57tägiger Fahrt in Charleston an. Bald darauf begab er sich den Savannah-

fluß hinauf und landete bei dem hohen Bergrücken, den er zum Platz für die künftige Stadt auserkor.

Eine halbe Meile davon lebten Indianer vom Yamacrowstamm, und diese kamen, mit ihrem Anführer Tomo-Chichi an der Spitze, um einen Bund mit den Fremdlingen zu stiften. „Hier ist ein kleines Geschenk," sagte der rothe Mann, indem er eine Büffelhaut darreichte, die innen mit dem Kopf und den Federn eines Adlers bemalt war. „Die Federn des Adlers sind weich und bedeuten Liebe. Die Büffelhaut ist warm und bedeutet Schutz. Darum liebe und beschütze unsere kleinen Familien." Oglethorpe empfing freundlich die freundliche Gabe. Am 1. Februar schlug die kleine Kolonie ihr Lager längs dem Ufer des Flusses auf; Oglethorpe errichtete ein Zelt unter vier großen Fichten und hatte zwölf Monate lang keine andere Wohnung. Hier, in dieser schönen Gegend, wurde Savannah angelegt, so wie es noch heute steht, mit regelmäßigen Straßen und einem großen Markt in jedem Viertel; und durch den Urwald wurde der Weg zu dem großen Baumgarten gebahnt, welcher bald eine Pflanzschule für die Früchte Europas und Amerikas werden sollte. So begann der Staat Georgien. Er war schon in seiner Kindheit „ein Zufluchtsort für die Bedrückten Britanniens, für die Unterdrückten der Völker Europas."

Das Gerücht hievon erscholl durch Europa. Die in ihrem Vaterland verfolgten mährischen Brüder lauschten auf den Ruf aus England, der ihnen für sich und ihre Kinder auf zehn Jahre freies Land, freien Unterhalt für ein ganzes Jahr, sowie die Rechte und Freiheiten englischer Bürger anbot.

Mit Bibeln und Gebetbüchern versehen, ihre Alten und die kleinen Kinder auf einem Wagen führend, zogen sie zu Ende Oktobers 1733, unter Gebeten und Lobgesängen, auf ihre Pilgerfahrt aus. So segelten

sie den stolzen Rhein hinab, zwischen Weinbergen und Burgruinen hin; so im Verlauf des Winters in das große Meer hinaus. Als sie das Land aus dem Gesicht verloren, stimmten sie einen Lobgesang an. Wenn das Meer ruhig war und die Sonne in Herrlichkeit untersank, da sangen sie: „Wie schön ist die Schöpfung! Wie herrlich ihr Schöpfer!“ Wenn Gegenwind kam, sandten sie Gebete, wenn er umschlug, Danksagungen empor. Wenn sich ein Sturm erhob, so daß sie die Segel nicht aufspannen konnten, erhoben sich ihre Stimmen mitten im Sturm zu Gebet und Gesang; „denn den Herrn Jesum lieben, gibt großen Trost.“ So kamen sie an die Küste der neuen Welt. In Charleston trafen sie Oglethorpe, der sie willkommen hieß. Fünf Tage später errichteten die weitgereisten Gäste ihre Zelte bei Savannah. Ihr Aufenthaltsort sollte weiter oben im Lande gesucht werden. Oglethorpe versah sie mit Pferden und begleitete sie durch die Wildniß, durch Wälder und Moräste. Indianer mit Fackeln von Scheinholz waren ihre Wegweiser. So wanderten sie, bis der Platz für die kleine Kolonie gefunden war. An einem kleinen Strom, den sie Ebenezer nannten, bauten die evangelischen Brüder ihre Wohnsitze und gaben ihrer Kolonie denselben Namen wie dem Fluß.

In demselben Jahr wurde Augu stagegründet, und indianische Handelsleute fanden sich da ein. Oglethorpes Ruf drang durch die Wüste, und im Mai kamen die Häuptlinge der acht Dörfer des Muskhogeerstammes, um einen Bund mit ihm zu schließen. Long-King, der stattliche alte Häuptling des Oconasstammes, sprach für sie alle und sagte: „Der große Geist, der überall um uns her wohnt und allen Menschen ihren Geist gibt, sendet die Engländer, um uns zu unterrichten.“ Er hieß sie im Lande südlich von Savannah willkommen und lud sie ein die Erde zu bebauen, die ein Volk nicht benützte. Und zum Zeichen seiner Auf=

richtigkeit legte er acht Bündel Bocksháute zu Oglethorpes Füßen. Der Häuptling des Cowetastammes erhob sich und sagte: „Wir haben eine Reise von 25 Tagen gemacht, um euch zu sehen. Ich habe niemals nach Charleston hinabgehen wollen, denn ich fürchtete, ich müßte unterwegs sterben. Aber als ich hörte, daß ihr gekommen seid und daß ihr gute Männer seid, da kam ich zu euch, damit ich gute Dinge hören möchte." Er erlaubte hierauf den Landesverwiesenen ihre Verwandten, „welche sie lieben", aus den Creekstädten herbeizurufen, damit sie beisammen wohnen könnten. „Rufet die Yamasseer zurück," fügte er hinzu, „auf daß sie im Frieden unter ihren Vorvätern begraben werden und ihre Gräber sehen, bevor sie sterben."

Ein Cherokeehäuptling kam zu den Engländern heraus. „Fürchte Nichts," sagte Oglethorpe, „sondern sprich frei!" Der Häuptling aus dem Gebirge antwortete: „Ich spreche immer frei. Warum sollte ich fürchten? Ich bin unter Freunden. Ich fürchtete Nichts, als ich unter Feinden war." Ein Choctahäuptling „Rothschuh" kam im folgenden Jahr und bot eine Handelsverbindung an. „Wir kamen einen langen Weg," sagte er, „und wir sind eine große Nation. Die Franzosen bauen Festungen gegen uns. Wir haben lange mit ihnen gehandelt, aber sie sind arm an Waaren. Wir wünschen mit euch zu handeln."

Durch treues Worthalten bei seinen Verträgen mit den Indianern, durch seine edle Erscheinung und Haltung, sowie durch die Milde seines Charakters gewann Oglethorpe das Vertrauen der rothen Männer. Er fand Gefallen an ihren einfachen Manieren und Sitten; darum suchte er ihren Verstand aufzuklären und sie zur Erkenntniß des Gottes zu führen, den sie unbewußt anbeteten. Oglethorpe stiftete Gesetze für Georgien. Eines von ihnen verbot die Einführung starker Getränke. Ein anderes verbot die Einführung der

Sklaverei. „Die Sklaverei," erklärte Oglethorpe, „ist gegen das Evangelium und widerstreitet dem Grundgesetz Englands. Wir wollen kein Gesetz gestatten, das ein so abscheuliches Verbrechen zuläßt." Und als später allerlei „Leute besseren Schlags" in Savannah Gesuche um Einführung von Negersklaven einreichten, verweigerte Oglethorpe dieselbe streng und erklärte: „wenn Negersklaven in Georgien eingeführt würden, so wollte er Nichts mehr mit der Kolonie zu schaffen haben." Und er beharrte dabei sich mit beinahe willkürlicher Macht der Einführung der Negersklaverei im Staat zu widersetzen, obschon mehrere von den Pflanzern in der Meinung, die Arbeit könne von weißen Arbeitern nicht bestellt werden, Anstalten trafen die Kolonie zu verlassen.

Mit rastloser Thätigkeit wirkte Oglethorpe in Georgien fort und fort, indem er bald die Grenzen erweiterte und festsetzte, bald Städte gründete, Gemeinden ordnete oder neue stiftete. Er besuchte die evangelischen Brüder in Ebenezer, steckte die Straßen für ihre neue Stadt ab und lobte ihre gute Haushaltung. Binnen wenigen Jahren stieg die Fabrikation der rohen Seide in der kleinen Kolonie bis zu zehntausend Pfund im Jahr, und Indigo war ein stehender Handelsartikel geworden. In ernsten Denkschriften eiferten die Kolonisten gegen die Anwendung von Negersklaven und behaupteten, der weiße Mann könne, auch unter Georgiens Sonne, vollkommen gut arbeiten. Ihre Religion vereinigte sie mit einander; ihre Streitigkeiten machten sie unter sich selbst aus. Jedes Ereigniß im Leben erhielt die Bedeutung einer göttlichen Schickung, und die Wärme in ihrem Gottesdienst störte die Ruhe ihres Urtheils nicht. Sie hatten Frieden und waren glücklich. Von den mährischen Städten fuhr Oglethorpe auf den Flüssen südwärts und besuchte die Inseln an der Küste entlang, die voll von Palmettos, Weinran-

ken, ewiggrünen Eichen und „hundertzüngigen" Singvögeln waren. Auf der St. Simonsinsel legte er die Festung Fredrika an.

Von den Hochlanden Schottlands war eine Schaar tapferer Bergbewohner ausgewandert, um unter Oglethorpes Banner eine neue Heimath zu suchen. In schottischer Hochlandstracht segelte Oglethorpe den Altamaha hinauf und zog ihnen bis nach Darien entgegen, wo sie sich niedergelassen hatten. Und mit Hilfe dieser Tapfern beschloß Oglethorpe die Grenze Georgiens bis an den St. John Fluß in Florida auszudehnen. Die Indianer vom Stamm der Uchecer hörten das Kriegsgerücht und eilten zierlich bemalt herbei, um im Bund mit Oglethorpe die Streitaxt zu schwingen. Auf lange Reden und Austausch von Geschenken folgte der wilde Kriegstanz. Die Muskhogeer und Chiekesaws sammelten sich um ihn, um ihren Freundschaftsbund zu erneuern.

Ein großer Rath der Muskhogeer-Häuptlinge sollte in Cusitas, am Fluß Chattahouchee gehalten werden. Oglethorpe bahnte sich auf einsamen Pfaden den Weg dahin, ohne die Sonnenhitze oder den Thau der Nacht zu fürchten, und kam zu der großen Zusammenkunft, um seine rothen Freunde mit herzlichen Worten anzureden, Geschenke auszutheilen, mit den Häuptlingen den heiligen Saskey zu trinken, die Friedenspfeife zu rauchen, und mit ihnen einen gründlichen Bund für den Krieg wie für den Frieden zu schließen.

Im Jahr 1734 reiste Oglethorpe nach England und wirkte da zum Vortheil der jungen Kolonie. Im Jahr 1736 kam er mit einer Schaar von dreihundert Auswanderern zurück, die er wie ein Vater versorgte und leitete; er landete mit ihnen an einer Anhöhe unweit der Insel Tybee, „wo sie alle auf die Kniee fielen und Gott dankten, der sie glücklich in Georgien hatte ankommen lassen." Unter ihnen war ein neuer

Trupp mährischer Brüder, mit einem „Glauben über alle Furcht", die in ihren Sitten den Gebrauch der ersten christlichen Gesellschaften wieder einführen wollten, wo es keinen Staat und kein Kastenleben gab, sondern Paulus, der Teppichmacher, und Petrus, der Fischer, die Vorsteher waren nach dem Zeugniß des Geistes. Auch die Gebrüder Wesley waren bei ihnen. Karl Wesley, der Secretär Oglethorpes, brannte vor Begierde der Apostel Christi unter den Indianern zu werden und in der neuen Welt ein ganz und gar der Ehre Gottes geweihtes Leben zu führen. Er wünschte aus Georgien eine religiöse Kolonie zu machen „Das Zeitalter," fügt Bancroft hinzu, aus dessen Geschichte der Vereinigten Staaten ich diese Erzählung ausgezogen habe, „wo politische und religiöse Bewegungen ein und dasselbe waren, war vorüber; Fanatismus konnte in einer Periode überwiegenden Handelseinflusses nicht gedeihen. Mystische Frömmigkeit, noch inniger geworden durch ihren Abscheu vor den Theorien des achtzehnten Jahrhunderts, erschien wie der Regenbogen am Himmel, und Wesley war der Sämann, welcher kommt, nachdem die Fluth sich verlaufen und die Wolke sich verzogen hat, und der seine Saat in der goldenen Stunde des Friedens ausstreut."

Später sehen wir Oglethorpe auf Befehl Englands mit den Spaniern in Florida Krieg führen, und darin tapfer und siegreich, stets der Vorderste in der Gefahr, alle Beschwerden des Feldzugs mit dem gemeinen Soldaten theilend, auch während der Hitze des Kriegs das Eigenthum friedlicher Bewohner schonend, und nach dem Sieg menschlich und mild gegen die Gefangenen.

Im Jahr 1742 konnte Oglethorpe in ganz Georgien ein allgemeines Dankfest für errungenen Erfolg und Frieden anordnen.

So wurde Georgien kolonisirt, so vertheidigt, und

als sein Gründer und Vertheidiger James Oglethorpe sein neunzigstes Jahr erreichte, konnte er auf eine gute Arbeit zurückschauen, auf einen aufblühenden Staat, dessen Grenzen er erweitert und festgesetzt, dessen geistiges und materielles Leben er begründet hatte, so daß er wohl das Lob verdiente, das in England darüber ausgesprochen wurde: „Nie ist eine Kolonie nach einem in wahrerem Sinne menschlichen Plane begründet worden.“

Noch bis in sein letztes Lebensjahr soll er eine der schönsten Gestalten gewesen sein, die man je gesehen, ein Typus von ehrwürdigem Alter. Seine Seelenkräfte und Sinne waren so frisch wie je, und sein Auge fortwährend klar; „allzeit heroisch, romantisch und voll altritterlicher Höflichkeit — der schönste Repräsentant aller Tugenden und Eigenschaften, welche das Ideal eines ächten Ritters ausmachten.“ Und so warm war sein Herz, so wirksam sein Eifer für das Wohl der Menschen, welchem Volk und Stamm sie immer angehören mochten, daß noch lang nach seinem Tod sein Name die Bezeichnung großen Wohlwollens (vast benevolence of soul) in sich schloß.

Nach seinem Tod wurden mehrere seiner hochsinnigen Gesetze abgeschafft; starke Getränke wurden in Georgien eingeführt und allmälig auch die Negersklaverei. Aber der Geist der Freiheit und Frömmigkeit, welcher das Leben von Oglethorpes Leben war und die ersten Kolonisten Georgiens beseelte, lebt gleichwohl noch jetzt in Georgia. Ich sehe es, ich höre es, ich fühle es. Die Emigration aus den nördlichen Staaten und besonders aus den Staaten Neuenglands, die sich immer mehr hieher zieht, Einfluß auf Volk und Einrichtungen ausübt, ist mir auch ein Beweis davon und eine Bürgschaft für die weitere Entwickelung des freien Lebens. Ich bemerke es auch an dem freieren und glücklicheren Leben der Neger in Savannah und an der ihnen ertheilten Er-

laubniß ihre eigene Kirche zu haben und selbst zu predigen. Ueberdieß geschieht in Georgien viel für die Unterweisung der Negersklaven im Christenthum sowie für ihre Befreiung und Kolonisirung in Liberien auf Afrikas Küste. Und jedes Jahr geht von Savannah ein Schiff dahin mit schwarzen Kolonisten von freigelassenen Sklaven, die mit Lebensmitteln, Geld und Hausgeräthen ausgerüstet werden. Ich habe verschiedene eigenhändige Briefe aus Liberien von den schwarzen Emigranten gesehen, welche von dem guten Verhältniß zeugen, worin sie zum Mutterstaat und zu mehreren Personen daselbst stehen, besonders durch die kirchlichen Bande, die sie vereinigen. Denn jede kirchliche Sekte hier unterstützt ihre Glaubensgenossen in der afrikanischen Kolonie, die übrigens von ihren eigenen schwarzen Beamten und Priestern verwaltet wird.

Jemehr ich von diesem schwarzen Volk sehe, um so mehr erweckt es meine Neugierde und mein Interesse. Nicht als ob ich an den Negern etwas Großes erblickte, etwas das ihnen eine Ueberlegenheit über die weiße Menschenrace gäbe; ich kann mich von dem Glauben nicht frei machen, daß sie in Bezug auf intellektuelle Gaben untergeordnet sein und bleiben werden. Aber sie haben eigene und ungewöhnliche Gaben. Ihr moralisches Ohr scheint mir rein und fein zu sein wie ihr musikalisches; ihr Gefühlleben ist stark und warm, und ihre Gutmüthigkeit und Munterkeit ist offenbar eine ihnen eigenthümliche Naturgabe oder vielmehr Gottesgabe. Und wenn sie sich auch nicht als schaffende Geister originell zeigen, so liegt doch in der Art,

wie sie das Gelernte praktisch anzuwenden verstehen, eine wahrhaft gesunde und erfrischende Originalität. Dieß hört man in ihren eigenen Gesängen, den einzigen originellen Volksliedern, welche die neue Welt besitzt; sie sind eben so sanft, heiter und fröhlich, wie unsere Volkslieder melancholisch sind. Man hört dieß auch an der Art, wie sie die Lehren des Christenthums auffassen und auf das Leben anwenden.

Letzten Sonntag war ich hier in der Negerbaptistenkirche mit einem der edelsinnigen und thätigen Söhne der Pilger: Mr. Fay, der in Savannah wohnt und mir viel Freundschaft erzeigt. Der Prediger hieß Bentley, glaube ich, und war ein vollkommen schwarzer Mann. Er predigte aus dem Stegreif mit großer Lebendigkeit und Leichtigkeit. Er sprach von der Erscheinung des Erlösers auf Erden und wie und warum er gekommen. „Ich erinnere mich," sagte er einmal, „wie der Präsident, der Präsident der Vereinigten Staaten nach Georgien und in unsere Stadt hier, Savannah, kam. Ich erinnere mich, welches Wesen das Volk machte und wie sie in großen Wagen ihm entgegen fuhren. Die Eisenbahn rauchte schrecklich und aus den großen Kanonen wurde Schuß um Schuß abgefeuert. Und so kam der Präsident in einem großen, schönen Wagen und wurde in das beste Haus in der Stadt (es war das Haus der Mrs. Scarborough) geführt, und als er dort ankam, setzte er sich ans Fenster. Aber es wurde ein Kordon ums Haus gezogen, um die Neger und anderes armes Volk zu verhindern, daß sie nicht zu nahe kämen. Wir mußten außerhalb stehen und konnten den Präsidenten, der am Fenster saß, nur von Weitem ansehen. Aber die großen Herrn und die reichen Leute, die gingen alle frei die Treppe hinan und durch die Thüre und zum Präsidenten hinein und schüttelten ihm die Hand. Kam Christus auf diese Art? Kam er zu den Reichen und um ihnen die Hände

zu schütteln? Nein! Gesegnet sei unser Herr, er kam zu den Armen! . . . . Er kam zu uns und um unsere Schuld, meine Brüder und Schwestern!" — „Ja, ja! Amen! er kam zu den Armen, zu uns! Gesegnet sei er! Amen, Hallelujah!" erscholl es eine gute Weile in der ganzen Kirche, und die Leute stampften und lachten und weinten, während ihre Gesichter von Freude strahlten. Der Prediger fuhr fort zu erzählen, wie Christus sich als der Gesandte des Höchsten auswies. „Denkt euch das so, meine Freunde" sagte er. „Hier haben wir jetzt eine Plantage mit Negerarbeitern; aber der Herr der Plantage ist fort, weit, weit fort über dem Meer in England und die Neger auf der Plantage haben niemals sein Angesicht gesehen. Sie haben niemals einen höheren Mann gesehen als den Aufseher. Aber jetzt vernehmen sie, daß der Eigenthümer der Plantage, ihr Herr und Gebieter kommen soll. Und sie sind sehr neugierig ihn zu sehen und sie schauen sich alle Tage nach ihm um. Eines Tags sehen sie den Aufseher mit einem andern Herrn kommen, den sie früher nicht gesehen hatten. Aber er ist schlechter und einfacher gekleidet als der Aufseher. Der Aufseher hat einen feinen Frack mit Knöpfen daran, ein weißes Halstuch, einen schönen Hut und überdieß trägt er Handschuhe. Aber der fremde Herr ist ohne Handschuhe und ganz nachlässig und in der That ganz einfach gekleidet. Und wenn die Neger den Aufseher nicht kennen würden, so würden sie glauben, er sei der Herr. Aber jetzt sehen sie, daß der fremde Mann dem Aufseher Befehle ertheilt, daß er ihn den einen Neger dahin, den andern dorthin schicken heißt, daß er mehrere zu sich rufen läßt und daß der Aufseher und die Neger alles thun müssen, was er will und befiehlt; daran merken sie jetzt, daß er der Herr ist."

Wie belebt und wie schön ist nicht diese Darstel-

lung des Negers für Neger, ganz frisch aus ihrem Alltagsleben geschöpft.

Am Nachmittag desselben Tags war ich auch mit Mr. Fay in der Kirche, um eine andere Negerpredigt zu hören. Der Prediger war jetzt ein ältlicher Mulatte, ein schöner, kräftiger Greis, der sich Vermögen erworben hat und unter seinem Volk großes Ansehen als Prediger und Täufer genießt. Er artete in Bezug auf äußere Erscheinung und sein ganzes Wesen der weißen Race nach. Er sagte in seiner Rede, daß er 95 Jahre alt sei, und erzählte seine religiöse Lebenserfahrung, seine geistlichen Bekümmernisse und Qualen, welche soweit gegangen seien, daß er dem Selbstmord nahe gewesen, und endlich seine Gefühle, als der Begriff von Christus und Erlösung für seinen Verstand aufgegangen sei. „Die Gesellschafterin meines Lebens, meine Frau, schien mir von Neuem jung und glänzte für mich in neuer Schönheit und ich konnte nicht umhin zu ihr zu sagen: Wahrhaftig Weib, ich liebe Dich!“ Ein junges Frauenzimmer auf der Bank, wo ich saß, bückte sich um zu lachen. Ich bückte mich gleichfalls, aber um Thränen zu vergießen, welche die Freude, die Sympathie, eigene Lebenserinnerungen und die lebendige kindliche naturwarme Schilderung mir entlockten. Nach der Predigt schüttelten Mr. Fay und ich dem kräftigen Alten Andrew Marshall die Hände. Der Chor auf der Emporkirche, Neger und Negerinnen, sang vierstimmig und so rein und schön, als man sich nur denken kann. Nach dem Gottesdienst trat ein Weib vor und kniete am Altar nieder, wie es schien in tiefer Bekümmerniß, und der alte Prediger sprach über sie, für ihre Trauer und ihren heimlichen Kummer ein schönes, inniges Gebet. So in der Kirche über und für Betrübte zu beten, scheint in den Baptistenkirchen hier Gebrauch zu sein.

Den 16. Mai.

Hier ist es jetzt sehr warm und die Wärme ist ermüdend. Wäre es nicht so, so würde ich mich wohl befinden in Savannah, in dem Haus wo ich lebe, wo die Herrschaft sowohl als die Dienerschaft (Neger) sämmtlich von demselben Geist der Gutmüthigkeit und des Wohlwollens durchdrungen zu sein scheinen und wo ich einige mir theure Bekanntschaften gemacht habe. Die liebste unter ihnen ist mir die Familie Mac Intosh, eine von denjenigen, die für die Belehrung und Kolonisation der Sklaven arbeiten; die jungen Töchter des Hauses haben selbst auf der Pflanzung ihres Vaters die kleinen Negerkinder unterrichtet und rühmen ihre Fassungskraft sehr; sie sollen insbesondere an Bildern und Erzählungen große Freude haben und leicht Eindrücke von ihnen schöpfen. Wie das mich erfreut hat! und welch ein schöner Wirkungskreis nicht auf diese Art den jungen Töchtern des Südens eröffnet ist! — Aber ich fürchte, es sind bis jetzt noch Wenige, die ihn betreten. — Mit dieser liebenswürdigen Familie habe ich bis nächstes Jahr eine Lustreise nach Florida verabredet, wo einer der Söhne des Hauses ansäßig ist; aber der Mensch denkts, Gott lenkts!

Um Savannah her sind eine Menge schöner Plätze die hohen Flußufer entlang und der Reichthum an schönen Bäumen und Blumen ist außerordentlich. Es freut mich, in mehreren ihrer Namen schwedische Familiennamen zu hören und das Zeichen Linnés wieder zu erkennen; so habe ich hier die Rudbeckia und die Lagerströmia kennen gelernt (letztere eine sehr schöne Buschpflanze mit hellrothen Blumen, denen des rosenrothen Lorbeers ähnlich) u. s. w. Die freundlichen Frauen hier, (und ich habe unter ihnen einige ausge-

zeichnete Weiber kennen gelernt) führen mich in ihren Equipagen aus, um die Gegend und Waldpärke ringsumher kennen zu lernen. Bonaventure ist ein großer Park, der zu den Merkwürdigkeiten des Orts und des Südens gehört. Die großen Lebenseichen in Gruppen und Alleen mit ihren langen, hängenden Moosen, bilden überall die schönsten gothischen Tempelgewölbe, und wenn die Abendsonne ihre glühenden Strahlen in diese tiefen, düstern Arkaden sendet, so entstehen Wirkungen von großer Schönheit. Amerikas junge Künstler sollten hieher kommen und sie studiren. Man hat jetzt angefangen einen Theil des Parks zum Begräbnißplatz zu verwenden, und weiße Marmordenkmäler erheben sich unter den hängenden Moosen der Lebenseichen. Diese Moospflanzen stehen jetzt in Blüthe und die Blüthe ist eine kleine, hellgrüne, knospenartig geschlossene Fünfmännerin mit feinem Wohlgeruch. Andere Prachtblumen des Südens, die Magnolia grandiflora, der Capjasmin beginnen allmälig auszuschlagen, aber ihr Duft ist stark und für meinen Geschmack allzu mächtig. Der Wohlgeruch der Wälder dahier ist übermäßig und nicht gesund. Frauenzimmer von feinem Teint bekommen, wenn sie zu dieser Zeit durch den Wald fahren, rothe Flecken und Geschwüre im Gesicht; die Blumendünste enthalten Gift. Mir kamen sie erdrückend vor. Wie lieblich und frisch sind nicht die Düfte der Föhrenwälder und Lilienthäler daheim bei uns!

Heute, als ich einsam einen kleinen Wald mitten im Sandfeld in der Nähe der Stadt durchstreifte, sah ich da einen Reichthum der schönsten Erdbeeren und ich wunderte mich, daß die Negerkinder sie ruhig hatten stehen lassen. Ich pflückte einige und kostete sie, fand aber, daß sie durchaus keinen Geschmack hatten. Es waren falsche Erdbeeren. Eine andere falsche Schönheit auf dem grünen Boden des Südens ist die sogenannte Dornbirne, ein kleines, niedriges Kaktusgebüsch

mit schönen hellgelben Blumen, aber so voll von feinen, hakenartigen Dornen, daß man, wenn man die Blume bricht, mehrere Tage lang mit den Dornen zu thun bekommt.

Eine schöne Einrichtung, die ich hier besucht habe, ist das Asyl für vater- und mutterlose Kinder aller Nationen und Religionsbekenntnisse. Es steht unter der Leitung von Frauenzimmern, die ebenfalls verschiedenen Völkern und Confessionen angehören. Ich besuchte es mit einer der Directricen, welche Jüdin war und sehr an ihrer Religion hing, die nach ihrer Darstellung der Lehre der christlichen Unitarier nahe kam. Das Asyl wird von barmherzigen Schwestern, katholischer Confession gepflegt, Frauen von guten Gesichtern, mit schrecklichen Hüten oder Schirmhauben, so daß man es in der Weltentsagung weit gebracht haben muß, um sie zu tragen. Die Kinder und die Anstalten für sie waren ein erfreulicher Anblick. Die Kinder dürfen ihr kirchliches Bekenntniß selbst wählen, und ich sah zwei junge Schwestern, von denen die eine Methodistin, die andere Mitglied der episcopalen Kirche war.

Jetzt bereite ich mich vor, Savannah zu verlassen und nach Augusta weiter oben im Staat zu reisen. Ich gedenke den Savannah hinauf zu fahren, obschon man mir sagt, es gehe langsam und die Scenerie sei sehr einförmig. Aber ich ziehe das Dampfboot bei weitem der Eisenbahn vor. — Mehr von Augusta aus. Wenn ich heimkomme, werde ich Dir schöne Nähkörbe von Tannenzapfen mitbringen, welche die freundlichen Frauen dahier mir geschenkt und die sie selbst verfertigt haben. Die Körbe sehen eigenthümlich, aber recht zierlich aus.

Siebzehnter Brief.

Columbia (Südcarolina) den 25. Mai 1850.

Es ist schon sehr lange, meine Agathe, seit ich das letztemal mit Dir geplaudert habe. Aber Tage und Stunden fahren wie der Strom dahin und ich habe nicht viele Stunden für mich. Ich schrieb Dir das letztemal in Savannah. Kurz darauf verließ ich die Stadt, noch im letzten Augenblick mit Güte und Geschenken überhäuft von seinen freundlichen Bewohnern. Meinem Wirth, Mr. Tefft, werde ich stets eine dankbare Erinnerung widmen für seine innige Güte und sein Wohlwollen. Im letzten Augenblick zwang er mich, ihn meine Reise nach Augusta bezahlen zu lassen.

Man spricht von dem Erwerbsinn der Amerikaner und mit Recht; aber man könnte mit demselben Recht von ihrer Neigung zu geben sprechen. Sie lieben das Geben, wie sie das Erwerben lieben. Just als ich an Bord gehen wollte, kam ein schwedischer Seekapitän, der zu einigen Personen aus meiner Bekanntschaft in Savannah gesagt hatte, er wünsche mich zu sehen, weil er an demselben Ort wie ich und Mamsell Lind erzogen worden sei. Mich belustigte der Gedanke an die Erziehungsanstalt, welche wir drei gemeinschaftlich gehabt haben sollen, und als jetzt mein seefahrender Landsmann zu mir kam und wir einander die Hände schüttelten, fragte er: „Sind Sie nicht in Stockholm erzogen worden?“ Ich bejahte es. „Ja, ja,“ sagte er dann mit bedeutsamem Kopfnicken, „so ist es, ich wußte es wohl, auch ich habe in Stockholm meine Erziehung

erhalten.“ Und wir schüttelten uns die Hände und der gute Mann — denn er sah recht brav nnd herzlich aus — gab mir auch ein Geschenk, das ich nach Schweden mitbringen werde. Beinahe erliegend unter Geschenken, die noch im letzten Augenblick in meine Arme gelegt wurden, reiste ich ab.

Und diese Reise den Savannah-Fluß hinauf, die man mir als so langweilig und einförmig geschildert hatte, ich kann Dir gar nicht sagen, wie viele Freude sie mir machte. Das Wetter war göttlich und da der Strom stark und der Fluß vom Frühlingswasser geschwollen war, so ging die Fahrt langsam und ich hatte gute Zeit die Ufer zu betrachten, zwischen denen er sich hinschlängelte und die Meile um Meile, Stunde um Stunde blos eine einzige Landschaft zeigten, aber diese war — der Urwald. Massen von Laubwerk, von unzähligen Bäumen, Buscharten und schönen Rankenpflanzen schienen auf beiden Seiten des Flußbettes (den Ufern Georgias und Carolinas) auf den Wassern zu ruhn. Hoch, tief, undurchdringlich breitete sich da der Urwald, wie man mir sagte, mehrere Meilen ins Land hinein aus, bevor das Wasser und die Pflanzenwelt dem Anbauer Platz machten. Aber hier herrscht er in seiner ursprünglichen Ueppigkeit und Herrlichkeit vor. Ich meinte dem dritten Schöpfungstag anzuwohnen, als Gott die Pflanzenwelt „jeden Baum mit Namen in sich selbst“ hervorrief, dem Tag, wo die Erde ihren Mutterschooß öffnete und alle Wurzeln, Blumen und Bäume der Erde hervorbrachte. Der Savannah mit seinem rothbraunen Wasser war ein Fluß, kaum erst aus dem Chaos entsprungen und reich am Most desselben. Er hatte noch nicht Zeit gehabt, sich zu setzen, sein Wasser zu klären, als die Pflanzen in wilder Ueppigkeit hervorkamen; er liebt es mit ihnen zu spielen, und sie die neu aus dem Wasser aufgestiegen waren, scheinen sich nicht von ihm trennen zu wollen,

sondern eine halbe Sehnsucht zu hegen dahin zurückzuversinken. Blühende Rankengewächse warfen sich bis in die Gipfel der Bäume empor und fielen dann hinab, um sich wieder in die Wogen des Flusses zu tauchen. Aus diesen Massen von Grün, die Mauern, Säulenhallen, Pyramiden und die phantastischsten, massiven Gestalten bildeten, blickte zuweilen ein Katalpa-Baum in einer Flamme weißgelber Blumen hervor; dunkelgrüne, ernste Magnolien trugen ihre schneeweißen Blumen gegen das Licht, schön und zart wie dieses. Sykomoren, Ambrabäume, Tulpenbäume mit zierlich gelb und roth gesprenkelten Blumen, Maulbeerbäume, alle Arten von Eichen, Ulmen und Weiden bemerkte ich im Vorbeifahren, und am höchsten über alle ragte die Cypresse empor mit langen, hängenden Moosen, gleich Patriarchen ihre kräftigen Arme über die niedrigen Pflanzenfamilien ausbreitend. Keine Menschenwohnungen zeigten sich auf diesen Ufern, keine Spur von menschlicher Thätigkeit. Auch das thierische Leben ließ nichts von sich sehen und hören, und obschon Alligatoren (Amerikas Krokodile) schaarenweise im Savannahfluß vorhanden sein sollen, so sah ich doch keinen einzigen, kein Vogel sang, Alles war schweigsam und still, auch der Wind. Es war eine Ewigkeit voll von phantastischer Schönheit und just jetzt in der Blüthe ihrer Farbenpracht. Nur an einem einzigen Ort sah ich auf den kahlen Zweigen einer abgestorbenen Föhre zwei große Raubvögel sitzen, welche daran erinnerten, daß der Tod in die Welt gekommen war.

So ging die Fahrt in einem Hochdruckboot, dem Oregon, mit zwei schnaubenden Kaminen den Fluß hinauf, Meile um Meile, Stunde um Stunde, während Morgen und Abend, Sonne und Mond in die Wette bemüht schienen, das Schauspiel zu verschönen. Und ich sang in meiner Seele, wie ehedem Georgias älteste Colonisten sangen: „Wie schön ist die Schöpfung, wie

herrlich ihr Schöpfer." Und dann dachte ich: Welch ein Poem, welch eine herrliche Romanze ist nicht dieser Welttheil in seinem Naturleben! Welchen Reichthum, welch schöne wechselreiche Scenen schließt er nicht in seinem Schooße ein! Ich war jetzt wieder allein mit Amerika, und Amerika öffnete mir seine Mysterien, und ließ mich seinen Reichthum, das Erbtheil kommender Geschlechter, wahrnehmen.

Der Savannah bildet die Grenze zwischen Carolina und Georgia. In Carolina hatte ich zärtlich geliebte Freunde, aber Georgia liebte ich mehr und wandte mich seinem Ufer als einem freieren, jugendfrischeren Lande zu. Die Fahrt war für mich ein unaufhörliches Fest und ich wollte blos schweigen und genießen. Aber um das zu können, mußte ich im Salon einer Schaar schöner,. aber wilder junger Mädchen ausweichen, die auf eigene Faust eine Vergnügungsparthie machten und schwatzend, rufend und lachend hin und hersprangen; und ebenso auf dem Verdeck einigen Herren Plantagebesitzern, die höflich waren und sprechen wollten, aber von nichts als Baumwolle, Baumwolle, Baumwolle sprachen, und wie die Welt sich immer mehr um die amerikanische Baumwolle zu drehen anfange. Ich floh von diesen Baumwolleverehrern und suchte Einsamkeit mit dem Fluß und dem Urwald, mit dem Schatten und dem Licht allda. Unter dem Haufen junger Mädchen war auch ein Jüngling, ein schöner junger Mann, der Bruder oder Verwandte einer von ihnen. Er sollte später am Abend das Schiff verlassen. Die wilden jungen Mädchen hielten ihn fest, umarmten und küßten ihn eine um die andere unter Spiel und Gelächter, während er halb verdrießlich, halb entzückt sich aus ihren Armen loszureißen suchte. Welchen Eindruck mochte wohl der junge Mann von dieser nächtlichen Scene mitnehmen? Gewiß ist es nicht Achtung für das Weib. Einer der ltern Herrn auf dem Verdeck schüttelte den Kopf über

die Aufführung der Mädchen: „Sie haben dem jungen Mann den Kopf verrückt," sagte er. Erst spät in der Nacht konnte ich schlafen, so lang lärmten diese jungen Mädchen fort. Der nächste Tag war Sonntag und die Erde schien einen Festtag zu feiern, so still und so hochzeitlich geschmückt zeigte sich die Natur. Die wilden jungen Mädchen wurden still und versammelten sich vor meiner Kajüte, deren Thüre gegen den Fluß hinaus offen stand. Sie waren offenbar in der Stimmung, Etwas Ernstes zu hören und zu denken. Der Friede des Festtages weilte über diesen Kindern. Und hätte irgend ein vom Himmel gesandter Sämann jetzt die Saat der Wahrheit und den Begriff vom höhern Leben in diese jungen Seelen ausgestreut, so wäre die Aussaat sicherlich in gute Erde gefallen. Ich glaube an die angeborne und innige Verwandtschaft der Weibernatur mit dem Höchsten, und es thut mir wehe, wenn ich sie wie hier verwildert sehe. Nicht als ob ich meinte, daß eine wilde Stunde in einem Menschenleben viel zu bedeuten habe, alles hängt von der Grundrichtung des Ganzen ab; aber überläßt man die Natur sich selbst, so wird daraus eine Wildniß, und die Wildniß in der Menschennatur ist weit weniger schön als die des Urwalds (und auch diese wäre nicht gut, um darin zu leben). Ein ordnender Geist der höheren Natur muß an den jungen Heiden Hand legen, um ihn vollkommen menschenwürdig und schön zu machen.

Väter und Mütter in der neuen jungen Welt scheinen das alte Sprichwort: D i e G e w o h n h e i t i s t d i e z w e i t e N a t u r, und das ebenso gute Sprichwort: E s i s t l e i c h t e r e i n e n B a c h z u s t e m m e n a l s e i n e n F l u ß, nicht gehörig zu bedenken.

Heute Nacht wurden die jungen Mädchen da und dort bei den Plantagen, von wo Nachen und Schiffe kamen, um sie abzuholen, ausgesetzt, und von den Ufern

hörte ich liebevolle Willkommstimmen und sah freundliche Feuer leuchten in dem tiefen Dunkel. Denn der junge Mond war bereits untergegangen und das Nachtdunkel ist sehr finster um diese Zeit, während an unserem Himmel die Abendröthe Erde und Himmel beleuchtet, bis sie von der Morgenröthe abgelöst wird.

Es war Samstag Nachmittag, als ich in Savannah ausstieg. Am Montag Morgen war ich in Augusta, wo der gefällige, ehrliche Mr. Bones mich in seinem Wagen in sein Haus abholte. Und hier wurde ich mit großer Freundlichkeit empfangen von seiner Frau, einer ausnehmend hübschen Irländerin mit einem schönen Gesicht von englischem Charakter, aber etwas milderen Gepräges, und von Hannah Longstreet, dem blassen Mädchen aus dem Süden, das ich auf meiner Ueberfahrt kennen gelernt und so sehr liebgewonnen hatte. Mit Freude fand ich sie jetzt bedeutend besser von ihrer europäischen Reise, und sie erschien mir im Kreise der Ihrigen noch liebenswürdiger als zuvor.

Hier verbrachte ich einige recht angenehme Tage, indem ich blos Abends Besuche empfing und Nachmittags Ausflüge nach den Pflanzungen in der Gegend, sowie an andere Orte machte. Auch hier mußte ich allerdings oft dieselben trivialen und widerwärtigen Fragen hören und beantworten; — eine der schlimmsten und gewöhnlichsten ist: „Entsprechen die Vereinigten Staaten Ihren Erwartungen" — aber ich lernte auch einige vortreffliche Menschen, Männer und Frauen, kennen, wahre Christen und ächte Bürger der neuen Welt, die im Stillen klug und thätig das Werk der Befreiung ausführen, während sie den Sclaven auf den Weg der Selbstbefreiung verhelfen, indem sie ihnen nämlich Gelegenheit geben, Geld zu verdienen, dasselbe nützlich anzuwenden, und sie zum Fleiß und Wohlverhalten aufmuntern durch die Aussicht, binnen wenigen Jahren ganz befreit zu werden und somit den Lohn

ihrer Arbeit zu empfangen. Wie schön sie mir in dieser Thätigkeit erschienen, besonders ein älterer Mann und ein älteres Frauenzimmer! Wie gut und liebenswürdig ich sie fand! Wie glücklich fühlte ich mich, sie kennen zu lernen! Einer dieser Menschenfreunde hatte einem Negerweib ein kleines Kapital vorgestreckt, womit sie auf eigene Faust eine Arbeit unternommen hatte, von deren Ertrag sie nicht blos monatlich ihrem Besitzer den Zins der Summe bezahlte, wofür er sie gekauft, sondern sich zugleich die Mittel verschaffte, vier von ihren Kindern aus der Sklaverei loszukaufen; das fünfte befand sich noch darin, aber auch dieses sollte durch den Geldbeitrag eines wohlwollenden Mannes bald befreit werden. Aber was denkst Du von dieser Sklavin, die nichts darnach fragt, selbst in der Sklaverei zu bleiben, wenn sie nur ihre Kinder loskaufen kann? Eine solche Mutter wäre in den Zeiten Athens und Spartas als eine Ehre für die Menschheit gepriesen worden. Aber diese Mutter bleibt eine unbekannte Sklavin. Es ist wahr, daß sie sich in ihrer Stellung wohl befindet und eine Freiheit nicht wünscht, die sie bei ihrem Alter nicht gewinnen könnte, ohne ein sorgenfreies Leben gegen ein mühsameres, wenigstens in Liberien zu vertauschen. „Wenn ich alt werde, so daß ich nicht mehr arbeiten kann," sagt sie, so muß mein Herr für mich sorgen." Und so denken viele alte Sclaven und bekümmern sich nichts um eine Freiheit, bei der sie selbst für sich sorgen müßten Und das ist gut, wenn die Herrschaft gut ist und nicht vor den alten Sklaven stirbt. In letzterem Fall ist ihr Schicksal höchst ungewiß und wird manchmal unter fremden Herrn weit schlimmer, als das Loos von Hausthieren.

Bei meinen Besuchen auf etlichen Pflanzungen sah ich ganz deutlich, daß die Frauen mich mit argwöhnischen Blicken anschauten. Eine dieser Frauen gewann ich nichts destoweniger lieb. Sie schien mir eine frische, schöne

mütterliche Natur zu sein. Ich bat sie um Erlaubniß, mich in dem Sklavendorf in der Nähe des Herrschaftsgebäudes umzuschauen. Sie bewilligte es kalt und ging mit mir. Die Hände (Hände werden im Süden die Arbeitsneger genannt, Feldhände auf den Plantagen) waren jetzt außen auf dem Feld, um das Korn zu besorgen, und ihre Häuser waren verschlossen. Einige davon waren jedoch offen, und in diese ging ich hinein. In einem von ihnen saß auf seinem Bett ein alter Neger, der ein Fußübel hatte; er selbst und Alles im Hause trug das Gepräge sorgfältiger Pflege. „Er wird in seinem Alter wohl verpflegt, denn er ist einer von unsern Leuten," sagte Mrs. E. laut zu mir, so daß die Neger es hören konnten; „wäre er frei, würde er dann wohl auch gepflegt werden?" — „Warum?" dachte ich aber still vor mich selbst, denn ich wollte der Neger wegen nicht laut sprechen. „Auch wir in Schweden haben auf unsern Gütern alte und kranke Diener, und obschon sie frei sind und frei den Lohn genießen, den sie verdienen, so halten wir es nichts destoweniger für Recht und Pflicht, ihnen in ihrer Krankheit und ihrem Alter alle mögliche Pflege angedeihen zu lassen, und wenn sie uns gut gedient haben, dieses Alter so glücklich wie möglich zu machen, soweit unsere Mittel reichen. So wenigstens thun gute Dienstherrn in Schweden. Die schlechten daselbst mögen wie die bösen Sklavenbesitzer hier — dahin fahren, wohin sie gehören." Dies hätte ich jedoch Mrs. E. sagen mögen und würde es ihr auch gesagt haben, wenn wir allein gewesen wären, denn ich konnte nicht umhin, in ihr eine etwas stolze, aber im Grund edle Natur zu erblicken, die durch die Unbilligkeit der Abolitionisten gegen die Stellung der Sklavenbesitzer zur Unbilligkeit gegen die Arbeiter getrieben wurde, welche aber die Wahrheit einsehen könnte und müßte, wenn dieselbe ohne polemische Bitterkeit ihrem freien Urtheil unterstellt würde. Aber

ich erhielt keine Gelegenheit, die Probe anzustellen, denn wir waren niemals allein.

Die Sclavendörfer in Georgien sehen ebenso aus wie die in Carolina; die Stellung der Sclaven auf den Plantagen schien mir auch dieselbe zu sein. Der gute und der böse Herr, darin besteht der einzige Unterschied; dieser ist aber in solchen Verhältnissen unermeßlich. „Hier wohnt ein Plantagenbesitzer, der durch Grausamkeit gegen seine Leute bekannt ist,“ wurde mir einmal gesagt, als ich an einem schönen, von laubigen Gebüschen und Bäumen beinah verdeckten Landhaus vorbeifuhr. Dieß weiß man und man geht hier mit einem solchen Mann nicht gern um. Aber das ist Alles. Der Engel der Gerechtigkeit und der Engel der Liebe wagen sich nicht in diese mystischen Haine, wo Menschen geopfert werden. Welch ein Heidenthum mitten im Christenthum! Aber dieß rächt sich auch an der weißen Race und man sieht es an vielen Dingen.

Eines Tags besuchte ich im Wald arme Leute von den sogenannten „Erdessern“; dieß ist eine Art armseliges weißes Volk, das sich sowohl in Carolina als in Georgien in Menge vorfindet, in den Wäldern ohne Kirchen und Schulen, ohne Heerd und zuweilen ohne Haus lebt, dennoch aber selbstständig und stolz in seiner Weise ist und durch eine kränkliche Begierde getrieben wird eine Art fetter Erde zu essen, die sich hier vorfindet, bis dieser Geschmack eine ebenso große Leidenschaft wird, als die Liebe zu starken Getränken, obschon er allmälig sein Opfer verzehrt, dessen Haut ergrauen macht, so daß sein Körper sich bald mit der Erde vermischt, wovon er sich genährt hat. „Thon-Esser“ (Clay-eaters) nennt man diese erdeessenden, außer dem Gesetz stehenden Menschen. Man weiß nicht woher sie gekommen sind und weiß auch kaum wie sie fortleben, aber sie sowohl, wie das sogenannte „Sandhügelvolk“, arme weiße Leute, die in den magern, sandigen Gegen-

den der südlichen Staaten leben, sind hier in Menge vorhanden. Das Sandhügelvolk ist gewöhnlich ebenso sittenlos als unwissend; denn da die Staatsgesetze verbieten, Negersclaven lesen und schreiben zu lehren, und da in Folge dieses Gesetzes Schulen sich in Ländern nicht halten können, wo die Hälfte der Bevölkerung aus Sclaven besteht und das Land daher nicht sehr bevölkert ist, so bleiben diese armen weißen Leute ohne Schulen und so gut wie ohne allen Unterricht. Außerdem fehlt es diesen Leuten an Gefühl für die Ehre der Arbeit und ihre Anziehungskraft. Das erste, was ein Weißer thut, wenn er sich ein Bischen Geld erworben hat, ist, daß er sich einen Sclaven oder eine Sclavin kauft. Und dieser oder diese muß jetzt für das ganze Haus arbeiten. Die arme Dienstherrschaft setzt eine Ehre darein nichts zu thun, und läßt alle Arbeit durch den Sclaven verrichten. Die Sclavenarbeit ist gewöhnlich nicht viel werth und wird immer weniger werth unter einem faulen Herrn. Das Haus gedeiht dadurch nicht. Und hungert die Herrschaft, so hungert der Sclave und Alles ist im Elend. — Aber zurück zu den Erdessern.

Herr Grön und seine Familie waren gute Exemplare von dieser Menschenart. Sie wohnten tief innen in einem Wald ohne Weg und Steg. Es war ein heißer und qualmiger Tag und qualmig war es im Wald. Pflanzen von Gifteichen (eine Art Zwergeichen, die sehr giftig sein sollen, wuchsen überall im Sande. Weit innen im Wald stand ein neugebautes Häuschen und barmherzige Leute hatten der Familie darin zur Aufnahme unter Dach und Fach geholfen. Hier wohnten Mann und Frau mit 5 oder 6 Kindern. Sie hatten ein Dach über dem Kopf, aber das war auch Alles; Geräthschaften irgend einer Art sah ich nicht, ebensowenig ein Kamin, und eine Thüre fand sich nicht vor. Aber Herr Grön, ein freundliches Männchen von 50 Jahren, war zufrieden mit seiner Welt, mit sich selbst,

seinen Kindern und besonders mit seiner Frau, die er als das beste Weib in der Welt beschrieb und von der er wirklich bezaubert zu sein schien. Die Frau, obschon von Farbe und Kleidern grau wie die Erde und jämmerlich mager, war offenbar noch ganz jung und eine wahre Schönheit in Bezug auf ihre Gesichtszüge. Sie sah gut, aber nicht vergnügt aus; sie war still und schaute oft auf ihre Kinder, die schönsten, prächtigsten, ungetauften Jungen, die man sich denken kann, und die sich in der allerschönsten Freiheit und Natürlichkeit munter und flink um einander tummelten; ganz untadelhafte, Menschenstoffe, dachte ich, und besser als manche getaufte verzogene Salonsjungen.

Herr Grön war redselig und erzählte ohne Aufforderung Verschiedenes aus seiner Lebensgeschichte. Er war eine Zeit lang Aufseher bei einem Sklavenbesitzer und Geistlichen gewesen, fand aber das Amt so grausam, daß er es aufgab. Er konnte es nicht über das Herz bringen, Sklaven zu peitschen und peitschen zu lassen. Aber sein Herr erlaubte ihm niemals davon abzustehen und andere waren nicht besser. Er hatte sie erprobt. Dieser da, dachte er, sollte menschlicher sein, da er ein „kirchlicher Mann" war. „Und er war auch im Anfang nicht böse, aber nachdem er sich mit der Tochter eines reichen Plantagebesitzers verheirathet hatte, veränderte er sich und wurde mit jedem Jahre schlimmer. Aber daran war seine Ehe schuld, denn er war unglücklich mit seiner Frau." Der Erdesser im Walde sah mitleidig auf den reichen Mann und — „einen kirchlichen Mann" — herab, der mit seinem Weib unglücklich und gegen seine Leute grausam war. Er, der freie Mann im wilden Wald mit seiner schönen und sanften Frau und seinen hübschen Kindern, war reicher und glücklicher als dieser. — Herr Grön war stolz wie ein König in seiner freien, schuldlosen Armuth. „Aber kann man nicht auch als

Sklavenaufseher sanft sein?“ fragte ich. „Nein!“ antwortete er, „man muß hart sein, man muß sie mit der Peitsche treiben, wenn sie etwas Tüchtiges arbeiten sollen, und anders duldet es der Plantagebesitzer nicht.“

Ich lasse Herrn Gröns Muß in seinem Werth und will nicht darnach fragen, ob es nicht in Mangel an Klugheit und Milde seinen Grund haben könnte. Aber wahr ist, daß die Aufseher, die ich bis jetzt gesehen habe, mir durch einen gewissen harten und wilden Zug in ihrem Wesen, besonders in ihren Augen mißfallen. Und einer der schlimmsten Beschwerdegründe gegen das Leben auf den Plantagen scheint mir darin zu liegen, daß die Sklaven sehr oft eine lange Zeit des Jahres in der Gewalt dieser untergeordneten Leute gelassen werden, wenn der Herr und seine Familie aus Gesundheitsrücksichten oder zu ihrem Vergnügen von den Plantagen abwesend sind.

Einen Tag nach meinem Besuche bei den Erdessern wohnte ich einer Festlichkeit in Augusta bei, nämlich der vom Staat Georgia ausgehenden Ueberreichung eines Ehrensäbels an einen jungen Offizier aus Augusta, der sich im Krieg mit Mexiko ausgezeichnet hatte und schwer verwundet worden war. Eine hohe Estrade war in Eile in einem kleinen Park innerhalb der Stadt errichtet worden, und ringsum zog sich amphitheatralisch eine Gallerie mit Bänken und Sitzen, die voll von Zuschauern waren. Auf der mit Teppichen belegten und mit Fahnen geschmückten Erhöhung wurde dem jungen Krieger das Schwert überreicht. Es war eine recht schöne Scene unter dem freien Himmel und den schönen Bäumen, deren es nur allzuviele und in einer allzulangen Reihe waren. Der junge Held des Tages gefiel mir, denn er sprach in seiner Rede mit Liebe und Lob von mehreren seiner Kriegskameraden die, wie er sagte, die Auszeichnung besser verdient haben würden,

als er, und er erzählte von ihren Thaten. Er schien just seine Freude daran zu finden, die Heldenthaten seiner Kameraden zu preisen, und er breitete sich von ganzem Herzen darüber aus. Die Versammlung applaudirte eifrig. Es wurden noch mehrere Reden zum Besten gegeben und ich muß immer die große Leichtigkeit bewundern, womit die Amerikaner sprechen. Aber als der Reden zu viele und zu lange wurden, da mußte ich an Mr. Poinsetts Aeußerung denken, der einmal, als ich diese Leichtigkeit im Redenhalten pries, mir erwiederte: „it is a great missfortune“ (Es ist ein großes Unglück). Nach der Ceremonie wurden 100 Schüsse gethan, die Einem das Trommelfell, wo nicht gar Festungsmauern sprengen konnten.

Der Held des Tages stieg von seiner erhöhten Stellung unter den Haufen seiner Freunde und Bekannten herab; sein Ehrensäbel mit dem schönen silbernen Gefäß nebst Inschrift und zierlichem Gehäng ging von Hand zu Hand, um beschaut zu werden. Darauf spielte die Musik, und die Gesellschaft unternahm eine tanzende Promenade unter den mit farbigen Lampen beleuchteten Bäumen, bei welcher Gelegenheit die Unterzeichnete und der junge Held das erste Paar bildeten. Hierauf entstand ein langer Tanz. Eine Menge kleiner Mädchen zeichneten sich darin aus, was höchst zierlich aussah, obschon es mir nicht gefiel, die jungen Kinder schon so fein und altklug im Tanzen zu sehen. Die nicht tanzenden Damen saßen in großer Galla auf den Bänken in den Gallerien unter den Bäumen. Viele waren sehr schön. Es überraschte mich, als Mrs. E. (die Plantagebesitzerin, die mich etwas schief ansah, mir aber dennoch gefiel) mir ihren Mann vorstellte und nebst ihm mich mit vieler Wärme und Freundlichkeit einlud, auf ihre Pflanzung hinauszukommen und da zu wohnen, so lang ich wolle. Es that mir leid, das freundliche Anerbieten ablehnen zu müssen, und daraus ersah

ich, daß ich mich in meiner Vorliebe für die Frau nicht getäuscht hatte. Ihr Mann sah auch äußerst angenehm aus. Ein Platzregen kam höchst unvermuthet, machte dem Fest ein plötzliches Ende und schickte die Leute in buntem Untereinander nach Hause.

Daheim bei Bones hörte ich Neger singen, welche Hannah Longstreet hieher bestellt hatte. Ich wollte gern ihre eignen naiven Gesänge hören, aber sie antworteten, daß sie den Herrn lieb haben und blos geistliche Lieder singen. Diese Beschränktheit gefiel mir nicht, aber ihre 4stimmigen, geistlichen Gesänge waren herrlich. Es ist unmöglich, reiner und besser zu singen. Sie hatten Notenbücher vor sich und schienen nach ihnen zu singen; ich hörte jedoch meine Wirthsleute lächelnd bezweifeln, daß dieß im Ernste geschehe. Mitten während des Gesanges begann ein Hahn gellend im Haus zu krähen und fuhr unabläßig damit fort. Aus der Munterkeit, welche dieser Umstand hervorrief, ersah ich, daß irgend ein Schwank dabei sein mußte. Es war auch kein Hahn, der krähte, sondern ein junger Neger vom benachbarten Hof, der sich die Fertigkeit des Hahns angeeignet hatte und bei dem Concert mitspielen wollte.

Hierauf kam ein andrer junger Neger, der weniger kirchlich gesinnt war als die andern und zu seinem Bagno mehrere Negerlieder sang, die im Süden allgemein bekannt sind und von den Negern, von denen sie herrühren, wie auch in den nördlichen Staaten von allen Klassen der Bevölkerung gesungen werden, denn sie sind in hohem Grad populär. Ihre Musik ist melodisch, naiv, voll von rythmischem Leben und hat viel Innigkeit. Mehrere dieser Lieder erinnern an Haydns und Mozarts einfache und schöne Melodien, so z. B. „Rosa Lea", „O Susanna"! „Theuerster Mai", „Führt mich zurück nach Altvirginien", „Onkel Ned" und „Mary Blane", die sämmtlich, Text sowohl als Musik, von einer rührenden Innigkeit sind. Sonst ist der Text

weniger probehaltig, als die Musik; er ist oft kindisch und es kommen darin manche ganz närrische Ausdrücke und Bilder vor, mitunter aber auch Ausdrücke und Wendungen, die höchst poetisch sind, sowie kühne und glückliche Uebergänge in den Situationen, wie wir sie in den ältesten Anfängen unserer nordischen Völker finden.

Gewöhnlich sind diese Negergesänge Balladen oder richtiger Romanzen, die Schilderungen von den Liebesverhältnissen des Volkes und den Lebensschicksalen Einzelner enthalten. Man merkt keine Phantasie, keinen dunkeln, sagenreichen Hintergrund, wie in unsern Liedern; dagegen aber viel Gefühl und eine naive, oft humoristische Auffassung des Augenblicks und seiner Verhältnisse. Diese Gesänge sind unterwegs, auf den Wanderungen der Sklaven entstanden; auf den Flüssen, während sie ihre Kähne ruderten, oder ihre Baumflotten den Strom hinauf führten, und besonders bei den Kornerndten, welche für die Neger dasselbe sind, was für unser Bauernvolk das Biersieden, und wobei sie aus dem Stegreif alles singen, was in ihren Herzen und Sinnen am höchsten oben ist. Ja, alle diese Gesänge sind eigentlich Improvisationen, die im Sinn und Gehör des Volkes Wurzel gefaßt haben und immer wieder gesungen worden sind, bis weise Männer mit Musikkenntnissen sie aufgefaßt und aufgezeichnet haben. Und diese Improvisation geht noch jetzt alle Tage fort. Man merkt den Gesängen leicht an, wie sie entstanden sind. Sie sind Kinder der Natur und der Zufälle; Ergießungen der Freuden und Kümmernisse eines kindlichen Geschlechts. Der Reim kommt, wie er kann; zuweilen plump, zuweilen gar nicht, zuweilen höchst frisch und vollkommen; der Rhytmus ist vortrefflich und die Schilderungen haben lokale Farbe und Bestimmtheit. Alabama, Louisiana, Tennessee, Carolina, Altvirginien, alle die melodischen Namen der südlichen Staaten, Namen von Städten, Flüssen und Orten, wo

die Sklaven verweilen, kommen in diesen Liedern vor, nebst ihren Liebesgeschichten, und geben sowohl den Liedern, als auch den Staaten und Orten, welche sie besingen, Lokalinteresse und Farbe. So sind diese Lieder gleichsam die Blume und der Duft des Negerlebens in diesen Staaten, Blumen, die auf die Wege der Flüsse geworfen und vom Wind da und dorthin getrieben werden, Düfte von der Blüthenpracht der Wildniß in ihrem Sommerleben; denn in diesen Gesängen findet sich keine Bitterkeit und kein Düster; sie sind Erzeugnisse vom Sommertag des Lebens und zeugen davon. Und wenn die Bitterkeit oder der Zustand der Knechtschaft in den Ländern der neuen Welt für immer aufhört, dann werden die Gesänge noch leben und von dem Lichtleben zeugen, wie das phosphorescirende Feuer der Feuerfliege noch lebt, wenn die Schalraupe zertreten ist.

Der junge Neger, den ich diesen Abend singen hörte, sang unter anderem ein Lied, dessen frische Melodie und eigenthümlichen Tonfall ich Dir mittheilen zu können wünschte. Vom Text erinnere ich mich noch des ersten Verses, der also lautet:

Ich geh zum alten Pee-Dee,
Und dort bei'm alten Pee-Dee!
In einer Sommernacht
Bei des Mondes Pracht
Werde ich meine Sally sehn.

Die letzten Buchstaben des ersten und letzten Verses werden lange ausgehalten. Die Romanze schildert sodann, wie der Liebhaber und Sally sich verheirathen, sich niederlassen und glücklich leben werden, alles an dem „alten Pee-Dee"! . . . . . . eine herzig nette, südländische Idylle.

Der Bagno ist ein afrikanisches Instrument aus der Hälfte einer sehr hartschaligen Frucht gemacht, die man Kalebasse oder Gourd nennt; über die Oeffnung

wird eine dünne Haut oder eine Blase gespannt und darüber eine oder zwei Saiten, die man oben mit einem Heft befestigt. Der Bagno ist des Negers Guitarre und gewiß das erstgeborne unter den Saiteninstrumenten.

Tags darauf beim Mittagessen bei Mr. und Mrs. Gardiner machte man mir auch das Vergnügen, mich die Negergesänge hören zu lassen. Der junge Neger, welcher sang, hatte eine schwache Brust, konnte also nur wenig arbeiten, und deßhalb hatten gute Menschen ihn durch Unterricht und Uebung seine musikalischen Gaben ausbilden lassen. Er sang vortrefflich, und um den eigenthümlichen Zauber dieser Lieder zu verstehen, muß man sie von Negern mit ihren strahlenden Blicken und ihrer naiven Hingebung singen hören.

Augusta ist ein Städtchen von derselben Bauart wie Savannah, aber kleiner, auch weniger schön, und in jeder Beziehung unbedeutender; gleichwohl ist es recht zierlich und liegt an einer breiten Bucht des Savannahflusses. Ringsumher sind nette Landhäuser mit Gärten. Ich besuchte verschiedene, sah schöne und ernste Familien und hörte den hundertzüngigen Vogel im Eichwalde singen. Eichen wie unsere schwedischen gibt es hier nicht, aber eine Menge anderer Eichenarten, worunter die Lebenseiche mit ihren glatteckigen, feinen, ovalen Blättern die prächtigste ist.

Während meines Aufenthalts in Augusta war ich eine Zeit lang unschlüssig wegen eines Ausflugs, den ich nordwärts zu unternehmen beabsichtigt hatte. Ich wünschte sehr, das Hochland Georgias und den Tellulahfall in dieser Gegend besuchen zu können, den man mir in Charleston als den pittoreskesten in Amerika beschrieben hatte; ich hätte gern das Original gesehen, das vor ein paar Jahren bei diesem Wasserfall das erste Wirthshaus baute und seine älteste Tochter „Magnolia grandiflora,“ seine zweite „Tellulahfall“ taufte,

auch seinem Sohne irgend einen andern kuriosen Namen gab, dessen ich mich jetzt nicht mehr erinnere. Ich war schon halb entschlossen, die Fahrt zu unternehmen, und ein freundliches, junges Frauenzimmer hatte mir Briefe an ihre Freunde in Athen und Rom mitgegeben, Städte auf dem Weg an den Tellulahfall, die sich vermuthlich zu den großen Städten dieses Namens ungefähr ebenso verhalten, wie wir zu Adam und Eva; aber die Hitze wurde so heftig und ich fühlte mich so matt davon, auch schilderte man mir die Reise als so beschwerlich, daß ich sie unterließ und statt dessen nach Charleston zurückzureisen beschloß über Columbia, die Hauptstadt von Südcarolina, deren außerordentlich schöne Lage in der Hochlandgegend des Staats man mir gepriesen hatte. Mit dem Versprechen des Wiedersehens verabschiedete ich mich von meinen freundlichen Wirthsleuten, dankbar für den Aufenthalt in ihrem Hause, sowie für Alles, was der Aufenthalt in Augusta mir an Gold gegeben hatte, und zwar an besserem Gold, als das kalifornische ist. Der ehrliche, gefällige Mr. Bones begleitete mich eine Strecke Wegs, bis ich auf der andern Seite des Flusses an die Eisenbahn kam.

Auf dem Wege dahin kamen wir am Sklavenmarkt vorbei und 40—50 junge Personen beiderlei Geschlechts wurden just jetzt auf der Piazza vor dem Haus auf- und abgeführt, in Erwartung eines geneigten Käufers. Sie sangen, sie schienen munter und gedankenlos zu sein. Auf meinen Wunsch hielten wir an und stiegen aus dem Wagen. Die jungen Sklaven, die hier verkauft werden sollten, waren von 12 bis 20 Jahre alt; auch war ein bloß fünfjähriger Knabe ohne Angehörige da. Er hielt sich an den Sklavenwächter, der arme, kleine Junge. Wo war seine Mutter? Wo war seine Schwester und sein Bruder? Mehrere dieser Kinder waren helle Mulatten und einige Mädchen recht hübsch.

Ein zwölfjähriges Mädchen war so weiß, daß ich geglaubt hätte, sie gehöre der weißen Race an; auch ihre Züge glichen denen der Weißen. Der Sclavenwächter sagte uns, Tags zuvor sei ein noch weißeres und schöneres Mädchen für 1500 Dollars verkauft worden. Diese weißen Kinder der Sklaverei werden meistentheils Opfer des Lasters und versinken in die tiefste Erniedrigung. Noch einmal, welch ein Heidenthum mitten in einem christlichen Land! . . . Die meisten dieser jungen Sclavenkinder waren aus Virginien, das, da es nicht vieler Sklavenarbeit bedarf, seine jungen Sklaven nach dem Süden verkauft. Es waren einige Herrn da, und etliche von ihnen machten mich aufmerksam darauf, daß die jungen Leute munter und sorglos aussahen. „Um so betrübender ist ihr Zustand," dachte ich. Der Gipfel der Erniedrigung ist sie nicht zu kennen.

Von diesem Schandfleck in Georgias jungem, schönem Staat wandte ich meinen Blick einem andern Platz zu, der reich an Ehre und Hoffnung ist. Er heißt „Liberty County;" und ich bedaure sehr, daß ich diese älteste Heimath der Freiheit in Georgia nicht besuchen konnte. Hier begann die erste Bewegung im Süden für die Unabhängigkeit Amerikas. Die „Freiheitsjungen" gingen von hier aus, und hier haben auch in den letzteren Zeiten die ersten wirksamen Bewegungen für die Erziehung der Neger zum Christenthum, sowie für ihre Befreiung und Colonisation in ihrem afrikanischen Mutterlande begonnen. Vor kurzer Zeit starb in Liberty County ein reicher Plantagenbesitzer, der durch seinen Eifer in dieser Sache und durch seine Menschenliebe allgemein bekannt war, Mr. Clay. Seine Leiche wurde von einer großen Schaar weißer sowohl als schwarzer Menschen zum Grabe begleitet. Die Weißen kehrten nach der Beerdigung in ihre Häuser zurück; aber die Neger blieben die ganze Nacht am

Grabe stehen und sangen Psalmen. Mr. Clay's Schwester hat nebst ihrem Bruder an der Arbeit für die Emporhebung der Sklaven Theil genommen und man sagt, daß sie nach dem Tode des Bruders dieselbe fortsetze. Gott segne die edeln, freisinnigen Menschen!

In Georgia fand ich im Allgemeinen folgende Ansicht über die Sklaverei vorherrschend:

„Die Sklaverei ist ein Uebel. Aber in Gottes weisem Rath wird sie für die Neger ein Gut werden. Die Weißen, die sie in Sclaverei gebracht haben, werden ihre Schuld dadurch sühnen, daß sie ihnen das Christenthum geben und sie Ackerbau und Handwerk lehren. So werden sie zuerst erzogen, hernach allmälig befreit und in Afrika colonisirt werden. Afrikas heidnische Völker werden durch die zu Christen gewordenen und befreiten Sklaven Amerikas zum Christenthum übergeführt und civilisirt werden."

Ich bin überzeugt, daß dieß die Wahrheit und der Weg ist. Und in dieser Ansicht in Georgia, sowie in ihren beginnenden Wirkungen sehe ich einen Beweis, wie die öffentliche Meinung hier zu Lande den Gesetzen voraus ist. Denn das Gesetz für die Behandlung der Sklaven steht in Georgia wie in Carolina sehr tief.

Georgia kann mit mehr Recht als Carolina die Palmettostadt genannt werden, denn es finden sich hier wirklich ein Menge Palmetto's vor, und überdieß mehrere Pflanzen, welche die Nähe des Wendekreises und eine neue Face vom Kopf der Erde andeuten. (Und wie gerne möchte ich nicht dieses Angesicht des Wendekreises näher besehen!) Eine dieser Pflanzen, Yuca gloriosa, auch „der spanische Dolch" genannt, sendet ihre dolchspitzigen Blätter nach allen Seiten vom Stamm aus und hat einen Büschel prächtiger, weißer, glockenähnlicher Blumen. Und jetzt Adieu für dießmal, ihr schöne Blumen und noch schönere Menschen Georgias!

Columbia ist ein schönes Städtchen mit schönen Villen und Gärten, in deren Mitte sich ein stattliches Capitol befindet; denn Columbia ist die Hauptstadt in Südcarolina. Jeder Staat in der Union hat seine Hauptstadt, die mitten im Staat liegt und gewöhnlich von geringer Bedeutung ist, außer als Sitzungsort der zwei gesetzgebenden Körper des Staats, des Senats und der Repräsentanten, die einige Monate des Jahrs im Kapitol der Stadt sitzen. Ueberdieß hat jeder Staat seine große Handelsstadt, die an der Meeresküste oder an einem der großen Flüsse liegt, welche von allen Seiten durch diesen wasserreichen Welttheil strömen. Columbia in Carolina (jeder Staat in der Union hat, glaube ich, eine Stadt, die Columbia oder Columbus heißt) liegt schön auf einer Anhöhe in der Nähe des Flusses Congoree. Ich habe hier das Vergnügen gehabt, einen Naturforscher, Mr. Gibbs, zu treffen, der mir viele Freundlichkeit erzeigt hat. In seinen Sammlungen habe ich Stücke von den Skeletten der gigantischen Vorweltsthiere Megatherium und Mastodon gesehen, welche hier aus der Erde gegraben wurden. Diese Ueberreste zeugen von titanischen Thieren. Ein Zahn ist so groß wie meine Hand. Mr. Gibbs hat die Güte gehabt, mir Zeichnung und Beschreibung von diesen Thieren zu schenken, und ich freue mich sehr, dieselben unserem Professor Sundevall nach Haus bringen zu können. Er hat mir auch ein kleines Kolibrinest geschenkt, was das allerzierlichste Ding in der ganzen Welt ist, aus feinen Grashälmchen und Papierstreifchen gebaut.

Eines Tags wurde ich von dem Professor H. F. zu einer Negerhochzeit eingeladen, die er für zwei seiner Hausſklaven veranstaltete. Die Brautpaare waren junge Leute von recht gutem Aussehen, besonders der eine Bräutigam, ein nachtschwarzer Neger, den sein Herr wegen seines vortrefflichen Charakters und aus-

gezeichneter Intelligenz rühmte, sowie die eine Braut, aber nicht die Braut dieses Bräutigams, waren förmliche Schönheiten. Beide Bräute trugen weiße Kleider und Blumenkränze, was ihnen recht hübsch ließ. Der Pfarrer kam in die Negergesellschaft, trat vor die Brautpaare und fertigte die Trauung ziemlich kurz und schnell ab; bald darauf begann im selbigen Zimmer der Tanz und Neger und Negerinnen schwangen sich im muntern Walzer, die Damen zierlich mit Gazen und Blumen geschmückt, gerade wie unsere Damen, bloß mit dem Unterschied, daß diese mehr Putz, aber bedeutend weniger Grazie hatten. Gleichwohl sahen sie in dem entlehnten und nachgeahmten Staat weit besser aus, als ich erwartet hatte. Während die schwarze Gesellschaft eifrig tanzte, beschaute die weiße den Hochzeitstisch, der zierlich mit Blumen und hübschen Kuchen bedeckt war, und unter dem Uebermaaß von Gerichten beinahe zusammenzusinken schien.

In einem deutschen Professor Lieber lernte ich einen talentvollen Schriftsteller und freundlichen Mann kennen. Im Uebrigen fand ich hier nichts Merkwürdiges, als die Menge von Cornes (Colonels). Jedermann hier von einigem Vermögen (wirklicher oder ehemaliger Plantagebesitzer) wird Cornel genannt, wenn er auch nicht Militär gewesen ist. Und solche Obersten finden sich in den südlichen Staaten in Menge vor. Als ich meine Verwunderung darüber äußerte, sagte man mir, wenn der Präsident der Vereinigten Staaten die einzelnen Staaten besuche, so ernenne er einen Theil dieser Herrn zu seinen Adjutanten für diese Gelegenheit. Und diese bekommen dann und behalten den Titel als Obersten. Aber der hohe Titel für einen so geringen Dienst, sowie die Schwäche für Titel, die einem Theil der republikanischen Bevölkerung Amerikas, zumal im Süden, sichtlich anklebt, ist etwas närrisch und steht in schlechter Harmonie mit den Zwecken die-

ses Staats. Der alte Adam in der alten Uniform spuckt noch.

Gestern ging ich allein auf Entdeckungsreisen in Wald und Feld aus. Ich kam an ein hübsches Häuschen mitten in einem Wald und in seiner Thüre stand eine dicke Mulattin, die aussah, als wäre sie die Besitzerin. Mit der Bitte um einen Schluck Wasser kam ich ins Haus hinein und ins Gespräch mit dem alten Paar, einem Neger und seiner Frau, welche das Verfügungsrecht über das Häuschen und ein Gärtchen hatten. Die Mulattin war gesprächig und zeigte mir das ganze Haus, das ihr und ihres Mannes Herr ihnen gekauft und für ihre Lebenszeit geschenkt hatte. Alles darin, wie auch der Zustand des Gartens, zeugte von der Ordnungsliebe und dem angenehmen Zusammenleben des alten Paares.

An einem andern Ort außerhalb des Waldes sah ich in einem kleinen Hof zwei ältere weiße Frauenzimmer, offenbar Schwestern, in ziemlich dürftigen Kleidern im Schatten eines großen Kastanienbaumes sitzen. Ich bat um Erlaubniß zu ihnen zu kommen und mich mit in den Schatten zu setzen. Sie willigten ein und so wurde ich bekannt mit ihnen, durfte ihr Haus besehen und erfuhr ihre Lebensverhältnisse. Sie waren gering und armselig. Die Schwestern hatten bessere Tage gesehen, waren aber nach des Vaters Tod in Noth gekommen; jetzt ernährten sie sich von dem Höfchen und mit Kleidernähen. Sie waren zufrieden; Frömmigkeit und Arbeit machten ihnen das Leben lieb und die Tage nicht lang. Wenn nur die Gesundheit der einen Schwester etwas besser wäre! und der Sommer und der Sand weniger heiß! . . . . Wie ähnlich sind sich doch die Verhältnisse der Menschen im Ganzen überall! wie gleich die Ursachen des Leidens und Glückes, der Freude und des Kummers! Hier ist es der Sommer und der Sand, der dem Glück im Wege

steht, an einem andern Ort ist es der Winter und der Graustein, überall die Kränklichkeit.

Charleston, den 2. Juni.

Dieses Charleston, dieses „Eulennest" ist doch sehr angenehm, wie es jetzt gleich einem ungeheuren Strauß von duftenden Bäumen und Blumen dasteht, und es hat recht freundliche, liebenswürdige Menschen. Der Empfang, den mir alte und neue Freunde angedeihen ließen, hat mich wahrhaft gerührt. Ich gewinne Charleston lieb wegen seiner Bewohner, besonders wegen meiner zwei Frauen, Mrs. Howland und Mrs. Hollbrook. Ich bin jetzt wieder in dem guten Hause der ersteren, wo man mich wie ein Mitglied der Familie behandelt. Ich kam vor drei Tagen halb gebraten von der heißen Luft, von Sonnenschein, Rauch und Staub hier an, traf aber hier eine ächt schwedisch kühle Sommerluft, die noch heute vorhanden ist und mich sehr erfrischt, sowie auch all das Gute, Comfortable und Angenehme, woran dieses Haus reich ist. Gott sei Dank für dieses gute Haus und für alle guten Häuser auf Erden! „Für alle gute Heimathen!" lautet mein gewöhnlicher Toast, wenn ich an einem amerikanischen Tisch einen solchen ausbringe.

Von Mr. Hollbrook fand ich auf meinem Schreibtisch einen schönen Blumenstrauß und ein Buch, das mich überraschte und erfreute. Denn ich erwartete kaum in der jungen neuen Welt und am wenigsten unter den Sandwüsten Südcarolinas einen tiefgehenden, reifdenkenden Geist zu finden, der wie mein Freund Böklin in Schweden und H. Martensen in Dänemark in seiner Religionsphilosophie den Grund des christlichen Glaubens in die höchste Vernunft setzt. Aber just dieser ächt germanische Gedanke ist es, den ich im Buch

des jungen Missionärs James W. Miles: „Philosophische Theologie der letzten Gründe alles religiösen Glaubens, basirt auf die Vernunft" finde; einem kleinen Buch von großem Inhalt, mit englischer Klarheit und Bestimmtheit geschrieben, frei von aller deutschen Weitläufigkeit. Das Büchlein kommt Martensens „Autonomie", diesem herrlichen Schriftchen (dessen Zukunftssamen für die religiöse Wissenschaft Martensen noch zu entwickeln hat) sehr nahe und freut mich auch deßwegen so sehr, weil es beweist, daß die Denkgesetze im Menschengeschlecht sich nach einer inneren, von zufälligen Verhältnissen unabhängigen Nothwendigkeit entwickeln. Wahrheiten, Entdeckungen emigriren nicht von einem Land in das andere. In allen Völkern, die ungefähr auf der gleichen Bildungsstufe stehen, kommen dieselben Phänomene, dieselben Ansichten vor. So ist hier ein einsiedlerischer, menschenscheuer, aber tief denkender junger Mann auf demselben Gedankenwege zu denselben Resultaten gekommen, wie unsere vortrefflichsten philosophischen Theologen in Scandinavien und ohne von ihnen oder den Quellen zu wissen, aus denen sie das neue Leben des Gedankens getrunken haben. Ein Beispiel in dem Buch, um das Verhältniß der subjectiven Vernunft zur objectiven (des Menschen zu Gott) klar zu machen, ein Beispiel, dessen sich der junge Miles bedient, hat mich um derselben Ursache willen, (nämlich wie getrennte Geister in fern entlegenen Ländern und ganz andern Verhältnissen auf dieselben Gedanken kommen) frappirt, denn dieses Beispiel habe ich mehrmals selbst als Beweis im Gespräch gebraucht, habe es für meine eigene Erfindung angesehen, und meine kleine, eigenliebige Freude darüber gehabt. Aber wie viel froher bin ich nicht zu sehen, daß es auch vor einer andern suchenden Seele geblitzt hat und für sie ein Beispiel geworden ist! Das Beispiel ist das Verhältniß zwischen dem bekannten Le Verrier und

dem Stern, dessen Gegenwart seine Berechnung und Entdeckung konstatirte. Der Stern war da und wirkte, der Menschengedanke war da und beobachtete. Der Stern zog an, der Mensch folgte und fand den Stern. Das Licht und das Auge begegneten sich. Und alle Augen können jetzt den Stern sehen und Niemand kann daran zweifeln. So mußten Gottes Wahrheit und des Menschen Vernunft auch in der Theologie einander suchen und finden. *)

Ich schrieb an Mrs. H. sogleich von meiner herzlichen Freude über das Buch. Und noch einmal hoffe ich in den Myrthenhainen Belmonts mit ihr herumwandeln und ein geistiges Fest feiern zu dürfen.

Die älteste Tochter hier im Hause, Justina, ist jetzt nach mehrjährigem Aufenthalt zu Baltimore in Maryland zurückgekommen. Es war mir ein Genuß, ihren jubelnden Empfang im Hause zu sehen. Wie gleichen sich doch alle guten Heimathen und Familienverhältnisse! Dieselbe Sorge, dieselbe Freude! Aber das habe ich schon lang verstanden, auch ohne es zu sehen.

Heute Abend ist mir zu Ehren eine größere Soiree im Hause. Ich bin froh, daß sie nicht auf meine Verantwortung geht. Ich habe nichts zu thun,

---

*) Viele Menschen glauben Gott dadurch zu ehren, daß sie den Menschen recht armselig und dumm machen. Ich kann es nicht so ansehen, das Werk muß den Meister ehren. Das ist die Größe des Schöpfers, daß er verständige Wesen macht und von ihnen verstanden sein will. Es ist des Menschen Recht und Ehre, daß er ihn verstehen soll und kann, daß er ihn mit seinem Gefühl und Begriff erfassen kann. Der Abstand zwischen dem Schöpfer und dem Menschen ist noch immer bedeutend genug, um ihm Veranlassung zu unendlicher Demuth, unendlicher Anbetung, die mit steigender Einsicht blos steigt, zu geben.

als in leidlich eleganter Kleidung herumzugehen, der „schönen Unterhaltung“ obzuliegen, auf Fragen: „how do you like this und how do you like that“ zu antworten und nach Kräften ämabel zu sein.

Den 10. Juni.

Jetzt, mein liebes Kind, will ich diesen Brief, der allzulange verweilt hat, reisefertig machen. Ich habe mich einige Tage lang damit erfreut, nichts zu thun, auszuruhen, den Colibri um die rothen Blumen im Garten herum flattern und den großen Bussard auf Dächern und Kaminen sitzen zu sehen, seine gewaltigen Flügel im Wind oder in der Sonne ausbreitend (wo sie recht pittoresk aussehen und im Uebrigen mich ein wenig geistig im Staat und in der Stadt umzuschauen.

Südcarolina ist ein Staat von weit aristokratischerer Art in Gesetzen und im Gesellschaftsleben als Georgia und hat nicht das Freiheits- und Menschlichkeits-Element zur Grundlage seines Lebens, wie der jüngere Schwesterstaat. Massachusett und Virginien („the Old Dominion“), diese beiden ältesten Mutterkörbe, aus welchen Schwärme nach allen andern Staaten in der Union ausgegangen sind, sendeten auch nach Südcarolina seine ersten Bebauer. Puritaner und Cavaliere vereinigten sich hier, aber blos durch das Geldinteresse; die Engländer, Lord Shaftesbury und John Locke, stifteten hier eine aristokratische Gesellschaft und die Negersklaven wurden als das absolute Eigenthum ihrer Herrn erklärt. Südcarolina ermangelt jedoch in seiner ältesten Geschichte nicht des Momentes, wodurch es zum Mitglied des Reiches der neuen Welt wird und das nach meinem Dafürhalten darin besteht, den in der alten Welt verfolgten Kindern der Freiheit eine neue

Heimath zu geben, ja allen verfolgten, unterdrückten und verunglückten Menschen Gelegenheit zu bieten, daß sie von Neuem ein neues Leben, ein neues Hoffen, eine neue glücklichere Entwicklung beginnen können.

Der edle Coligny in Frankreich hatte seit langer Zeit seine Blicke auf Südcarolina, als einen Zufluchtsort für die Hugenotten geworfen. Und als die Verfolgung gegen sie in all ihrer grenzenlosen Grausamkeit ausbrach, da flohen diejenigen, die sich retten konnten, über das Meer und in dieses Land, welches ihnen die Sagen als Nordamerikas „Schönheit und Neid" gepriesen und wo jeder Monat im ganzen Jahr seine Blumen hatte. (Das Letztere ist vollkommen wahr.)

„Wir verließen unsere Heimath bei Nacht," erzählt die junge Judith Marigault, „während die Soldaten schliefen, und wir ließen das Haus und alles was sich darin vorfand, im Stich. Wir waren so glücklich uns zehn Tage lang in der Dauphiné verbergen zu können, während man nach uns fahndete." Nach einer Reise voll von Abenteuern und Widerwärtigkeiten, welche sie schildert, fährt sie fort:

„Nach unserer Ankunft in Carolina erlitten wir alle Arten von Unglück. Nach achtzehn Monaten starb unser ältester Bruder am Fieber, ermattet durch harte Arbeit, an die er nicht gewöhnt war. Wir hatten seit unserer Abreise aus Frankreich Kummer, Krankheit, Pest, Ansteckung, Hunger, Armuth erlitten. Ich habe sechs Monate lang wie ein Sclave in der Erde gearbeitet ohne ein Brod zu kosten, und ich habe es vier oder fünf Monate lang vermißt, als ich es bedurfte. Und gleichwohl hat Gott große Dinge für uns gethan, indem er uns in so schweren Prüfungen aufrecht erhielt." Judith Marigaults Sohn, der ein reicher Mann wurde, weihte im amerikanischen Freiheitskampf sein großes Vermögen dem Dienst des Landes, „das seine Mutter aufgenommen hatte." Von Languedoc, von Rochelle, von

Saintiage, von Bordeaux und mehreren französischen Städten und Provinzen flohen verfolgte Familien, „welche die Tugenden der Puritaner besaßen, aber ohne ihre Einseitigkeit,“ nach Carolina Sie erhielten Land an den blumenreichen Ufern der Ströme und frei konnten sie unter den herrlichen uralten Bäumen Lobgesänge zu ihrem Gott emporsenden. So wurde Südcarolina die Zufluchtsstätte der französischen Puritaner und nahm seinen Platz ein in dem großen Völkerasyl, welches die neue Welt noch heut zu Tage anbietet. Und noch heut zu Tage sind Carolina und die meisten Provinzen des Südens voll von Familien, die von diesen ältesten Hugenotten-Emigranten abstammen, aber sie haben von ihnen fast nichts mehr als den Namen. Sprache, Sitten, Erinnerungen sind unter dem Einfluß des Gesetze stiftenden und Ton angebenden Volksstammes der neuen Welt verwischt worden. Aber etwas von französischer Façon und französischer Sinnesart macht sich noch immer geltend im Leben und in der Gemüthsart des südlichen Volks.

In Südcarolina sind Ton und gesellschaftliche Verhältnisse noch heutzutage aristokratisch, und zwar auf eine Art, die ich kaum billigen kann, sosehr mir auch gewisse Personen dort gefallen. Und die Aristokratie hier hat auch das mit allen jetzt bestehenden Aristokratien in der Welt gemeinschaftlich, daß die aristokratischen Tugenden und ihre Grandezza zum größern Theil verschwunden sind; blos ihre Ansprüche sind geblieben. Die reichen und prachtliebenden Plantagebesitzer von ehemals sind nicht mehr so. Reichthum, Macht, großartige Gastfreundschaft, Alles hat abgenommen. Und unter der Fessel der Sklaverei bleiben die südlichen Staaten immer weiter zurück hinter den nördlichen, deren Wohlstand und Bevölkerung so ungemein schnell zunehmen. Auch in die südlichen Staaten beginnt die Völkerwanderung der Jetztzeit einzudringen mit ihren

Manufakturen und Fabriken, und weit mehr in Georgien als in Carolina. Aber auch in Carolina hat neulich ein Neuengländer, Mr. Gregg, eine Baumwollenspinnerei eingerichtet, ähnlich der Lowellschen, nebst sehr schönen Gartenanlagen für die Arbeiter.

Die südlichen Staaten stehen jedenfalls auf der Bahn der menschlichen Kultur hinter den nördlichen weit zurück durch die unglückselige Sklaveneinrichtung mit all ihren Folgen für die Schwarzen sowohl als die weiße Bevölkerung. In den südlichen Staaten finden sich große Individualitäten, aber keine große Gesellschaft, keine im Verein emporstrebende Bevölkerung. Die Sclavenfessel bindet Alles und Alle mehr oder weniger. Aber ich liebe den Süden. Ich habe da viel zu lieben, viel hochzuachten, viel zu genießen, viel zu danken gefunden; und da es in meinem Wesen liegt, mich in das Leben, das ich mitlebe oder zu betrachten habe, hinein zu versetzen, so habe ich mich im Süden als Südländerin gefühlt, nnd im Gefühl des eigenthümlichen Lebens, der eigenthümlichen Verhältnisse und Lage des Südens, im Gefühl des vielen Guten, das hier lebt und gethan wird, habe ich wohl das bittere Gefühl verstanden, das in manchen, auch edlen Gemüthern gegen den despotischen und unbilligen Norden, d. h. gegen denjenigen Theil ded Nordens, der so sehr gegen den Süden ist, gegen die Ultraabolitionisten und ihr Treiben aufgährt. Blos wenn ich sie den Ultras der Sklavereipartei entgegenstelle, dann — — halte ich es mit den ersteren. Aber was wollte ich nicht dafür geben, wenn der Süden, der aufgeklärte, der edle Süden selbst die Streitfrage in die Hand nähme und dem gerechten, sowie dem ungerechten Tadel auf eine große und edle Weise den Mund stopfte durch Gesetze, die eine stufenweise Befreiung befördern könnten, durch ein Gesetz wenigstens, welches dem Sklaven gestattete, für einen gewissen, gesetzlich festgestellten billigen Preis

seine und der Seinigen Freiheit zu kaufen! Das könnte man, glaube ich, von den südlichen Staaten verlangen, als eine Gerechtigkeit gegen sich selbst, sowie gegen das gemeinsame Vaterland, — in sofern sie an dessen stolzen Freiheitsbriefen Theil haben wollen, und das wollen sie; — gegen ihre Nachkommen, gegen das Volk, das sie in Sklaverei gebracht haben und welchem sie hiemit eine Zukunft eröffnen würden, zuerst durch die Hoffnung, sodann durch eine neue Existenz im Freiheitsleben, entweder in Afrika, oder auch hier im Vaterland als freie Diener oder Arbeiter der Weißen.

Denn ich gestehe, daß nach meinem Dafürhalten die südlichen Staaten einen großen Theil ihres Reizes und ihrer Eigenthümlichkeit verlieren würden — mit ihrer schwarzen Bevölkerung. Bananas, Neger und Negerinnen sind für die Sinne das Erquickendste, was ich in den Vereinigten Staaten gefunden habe. Und Jedermänniglich in Alt- oder Neuengland, wer vom Spleen, Verdauungsschwäche oder Ueberanstrengung des Kopfs oder der Nerven gequält wird, wollte ich als Radikalkur anbefehlen: reise nach dem Süden, iß Bananas, sieh die Neger und höre Negergesänge an; das wird helfen. Dazu kommt noch der Urwald mit seinen Blumen und Düften sammt den rothen Flüssen! . . . Aber die Neger vor Allem! Sie sind des Südens Leben und gute Laune.

Je mehr ich von diesem Volk, seinen Geberden, seiner Gemüthsart, seiner Art zu sprechen, zu singen, sich zu bewegen sehe, um so klarer ist es mir, daß sie ein besonderer Stamm in der großen Menschenfamilie sind, bestimmt eine besondere Physiognomie, eine besondere Abart des alten Typus Mensch darzustellen; und diese Physiognomie ist die des kindlichen Gemüthes.

Gestern Abend war ich mit Mrs. Howland an einem Platz in der Stadt, wo die Neger, die den Tag

über von den Plantagen nach Charleston gekommen waren, um ihre kleinen Handarbeiten (Körbe, Geflechte, Teppiche u. s. w.) nebst Gartengewächsen zu verkaufen, mit ihren Booten anlegen. Es war jetzt Abend und die Neger kamen an die Boote, um den Fluß hinaufzufahren; sie kamen mit Bündeln in ihren Händen und Körben auf den Köpfen, mit allerlei Gefäßen voll von Vorräthen, die sie für das erlöste Geld eingekauft hatten und worunter Waizenbrod und Melasse oder Molasse (brauner Syrup) die Hauptartikel auszumachen schienen. Schon waren zwei Boote voll von Leuten mit Körben und Krügen und man hörte da das munterste Geschwatz und Gelächter; aber noch wurden mehrere erwartet und ich hörte: Adam, und Aaron, und Sally, und Mehala, und Lucy, und Abraham, und Sarah! rufen. Wir ließen uns inzwischen mit den Negern, die noch am Ufer standen, ins Gespräch ein, fragten sie, wem sie gehören, ob sie es gut hätten u. s. w. Zwei, mit denen wir sprachen, konnten ihre Herrn nicht genug rühmen und erzählten uns, was sie alles von ihnen bekommen; dagegen sprachen sie übel von einem andern Pflanzer in der Nachbarschaft. „Ich glaube, ihr schimpft über meinen Herrn?" sagte ein junger, etwas griesgrämiger Neger, der mit drohender Geberde vortrat, worauf die andern sogleich sich zurückzogen. „Nein, bewahre; sie hätten nichts gesagt, blos daß ihre Herrn" . . . . Aber jetzt wurden sie von dem Ritter des getadelten Herrn unterbrochen, welcher betheuerte, daß sein Herr nicht schlimmer sei, als der ihrige u. s. w. Nun entstand ein starkes Rufen nach Sally, und Nelly, und Adam, und Abraham, und Aaron; und nun zeigten sich Nelly, und Sally, und Abraham, und Adam, und Aaron und ich weiß nicht, wie viele farbige Söhne und Töchter Adams mit Krügen und Körben und Flaschen an den Strand herab und sodann in die Boote hinein gesprungen ka-

men unter lautem Rufen, Schwatzen und Lachen, und wie alles das in die Boote hinein kam, Menschen und Molasse, Männer und Weiber, Körbe und Krüge, drunter und drüber und um einander herum purzelnd ohne Ordnung und Raison, soweit ich entdecken konnte — — — das vermag ich nicht zu beschreiben. Ich gaffte blos voll Verwunderung. Es war wie eine verworrene Masse von Armen und Beinen und Köpfen in einem schwarzen Gemenge; aber munter war es und vergnügt ging es zu und vergnügt ging es ab. Und die ganze schwarze Masse wurde still und die Boote lösten sich vom Strande ab; es ging ein wenig Zickzack im Kanal, und Geschwatz und Gelächter hörte man von einem Boot zum andern, und weiße Zähne glänzten in der Finsterniß. Aber als sie weiter den Fluß hinauf kamen, da schlugen die Ruder in gleichmäßigem Takt in dem spiegelklaren Wasser, da begann der Gesang und die komische Verwirrung löste sich in der schönsten Harmonie auf.

Eine Eigenheit bei diesen sogenannten Naturkindern ist ihr aristokratischer Sinn (aber ich habe die Naturkinder immer als natürliche Aristokraten angesehen). Sie sind stolz darauf reichen Herrn anzugehören und betrachten die Ehe mit dem Diener eines armen Herrn als eine große Mesalliance. Sie halten auf ihren reichen Herrn so viel, wie ein österreichischer Graf von altem Stamm auf seine Ahnen.

Was mehr als irgend etwas anderes der Befreiung dieses Volkes als Volk und in größerer Masse im Wege steht, das ist sein Mangel an Nationalität, sein Mangel an Volksgeist und Gemeinsinn. Sie haben blos Sinn für die Familie oder für Angehörige (und vielleicht für den Stamm, da wo der Stamm unzersplittert geblieben ist, wie in Afrika). Sie haben keine gemeinschaftliche Erinnerungen, und kein gemeinschaftliches natio-

nales, höheres Streben. Auch Afrikas Stämme und kleine Königreiche beweisen das. Und wer glaubt, daß Amerikas befreite Negersklaven jenseits des Meeres in Liberien, in Afrika die republikanische Staatsbildung der Amerikaner fortpflanzen könnten, der befindet sich nach meiner Ansicht im Irrthum. Aber kleine monarchische Staaten — dazu scheinen sie geschaffen zu sein. Sie besitzen in hohem Grade Pietäts- und Loyalitätssinn, und werden sich von einer natürlich überlegenen Person immer leicht und gern regieren lassen. Darum sehe ich das Ideal des Lebens der Negervölker in kleinen Staaten, veredelt durch Christenthum, geordnet um ein Oberhaupt, welches der Priester oder König oder beides zugleich wäre. Und in Amerika sähe ich sie am liebsten so um einen weißen Mann, als freie Diener oder kleine Pächter, und ich bin überzeugt, daß, um das Volk zur Ordnung und zu billiger Arbeit zu bringen, Sklavenketten und Peitschen nicht nöthig sind, sondern blos eine christlich-menschliche Erziehung zur Arbeit und Ordnung, die Predigt des Christenthums und der große Einfluß, den ein Mann von der weißen Race vermöge seiner natürlichen Ueberlegenheit in Denkkraft und System über den Schwarzen besitzt. Wollte er dazu noch ein moralisches Uebergewicht in die Wagschale legen, so würde er sehr mächtig werden. Auch gilt für die weißen Herrn im Süden der Aufruf, welchen Viktor Hugo an die Könige Europas erläßt:

„O, rois! soyez grands, car le peuple grandit!“
(O Könige seid groß, denn das Volk wird groß.)

Die Sklavenbevölkerung des Südens wächst mit jedem Tag an Anzahl und Einsicht, wächst durch den Einfluß der freien Schwarzen und Mulatten, welche auch täglich in den Sklavenstaaten überhand nehmen und sich an den Rechten der Weißen auf Erziehung betheiligen. Mit einem Wort, die schwarze Race ist in den südlichen Staaten in jeder Beziehung im Wachsen

begriffen. Möchte die weiße es verstehen, auch zu wachsen an Geist, an Gesetzen und Leben! Sie hat eine große Aufgabe zu lösen. Ich hoffe auf den edeln Süden, auf die Kinder des Lichts, auf die wahrhaft Freien in den Sklavenstaaten. Sie werden die Sache in Gang bringen.

Und es würde nicht schwer halten, wenn nur die Weiber wachen wollten. Aber ach! die meisten hier schlafen noch, schlafen auf weichen Kissen, geflochten von Sklaven und Sklavinnen, nicht als freie Weiber. Man hat so lange mit den Weibern davon gesprochen, daß sie auf die „kleine Stimme" hören sollen. Und das ist gut. Aber jetzt ist es Zeit, daß sie auch auf die große Stimme hören, auf die Stimme des Gottesgeists im Menschengeschlecht, der über die ganze Erde hinzieht und alle freien Völker durchbebt. Wahrlich, es ist Zeit; und Zeit, daß sie, indem sie auf diese Stimme hören, großsinnig werden in Herz und Gedanken. „Wenn die Mütter edelsinnig sind, werden nicht die Söhne edel sein?" schrieb mir neulich eine der edeln Frauen Amerikas. Die Geschichte antwortet darauf: Ja!

Was die Sklavenbesitzer betrifft, so möchte ich sie in drei Klassen theilen: Mammonsanbeter, Patriarchen, und Heroen oder Zukunftsmänner.

Die ersten betrachten die Sklaven blos vom Standpunkt des Gewinnes aus und gebrauchen oder mißbrauchen sie nach Gutdünken. Die zweiten kennen die Verantwortung ihrer Stellung, glauben das von ihren Vätern ererbte Eigenthum, welches vielleicht auch Alles ist, was sie für sich und ihre Kinder besitzen, nicht aufgeben zu können und zu dürfen, und machen sichs zur strengen Pflicht, diese ererbten Diener zu verpflegen, für ihr Alter zu sorgen und ihr gegenwärtiges Leben so glücklich als möglich zu machen durch Unterweisung im Christenthum, und durch so viel Freiheit, so viel unschuldige Freude, als nur möglich. Die dritte höchste Klasse

sorgt für das Wohl der Sklaven mit dem Blick auf ihre Befreiung, und wirkt dafür durch Erziehung und sodann durch praktische Unterstützung. Sie führen Volk und Land vorwärts auf der Bahn der menschlichen Kultur. Als Angehörige dieser letzten Klasse habe ich jetzt einige Personen auch in Carolina bezeichnen gehört, und besonders neulich ein Paar vermögliche Frauen, die ihre Sklaven emancipirt haben. Dieß wird durch die Gesetze erschwert; aber auch hier beginnt das allgemeine Bewußtsein dem Gesetze voranzugehen, und Juristen helfen durch Aufsetzung von Dokumenten selbst dazu in diesem Capitel das Gesetz zu umgehen. Wenn man es ihnen vorwirft, lachen sie und scheinen keine Gewissensbisse darüber zu empfinden.

Von den Patriarchen habe ich einige sehr schöne Züge erzählen gehört, und so auch von ihren Sklaven und der beiderseitigen Ergebenheit. Ich glaube daran, weil ich verschiedene davon gesehen habe und es ganz natürlich finde. Ueberhaupt gibt es keinen Menschen, für den ich größere Achtung und größere Theilnahme hätte — (denn seine Stellung ist schwer und reich an Bekümmernissen), als für einen guten und gewissenhaften Sklavenbesitzer.

Aber ich bleibe dabei, das Institut der Sklaverei erniedrigt die Weißen noch mehr als die Schwarzen und wirkt schädlich auf ihre Entwicklung, ihren Rechtssinn, ihre Urtheilskraft; es wirkt schädlich besonders auf die Erziehung der Kinder, es verhindert die in zarten Jahren so wichtige Bemeisterung ihrer von Natur heftigen Gemüthsart und befördert dadurch alle rohe und eigenmächtige Neigungen. Die Privatmoralität, wie die öffentliche leiden gleich sehr darunter. Aber jetzt genug — und vielleicht für Dich zu viel — von dieser Schattenseite in den Staaten, welche die Sonne liebt. Ich muß Dir jetzt eine kurze Zusammenstellung meines Thuns und Lassens in dieser letzten Zeit geben.

Ich glaube, daß ich das letzte Mal bei dem Fest stehen blieb, das im Haus gegeben werden sollte. Es war recht schön und gelungen und auch recht angenehm. Frau Hammarsköld (Emilie Holmberg) sang recht artig; ich spielte schwedische Tänze, man schwatzte, spazierte, aß und trank — „tout comme chez nous.“ Ich sah an diesem Abend einen der ausgezeichnetsten Belletristen, Dichter und Romanschreiber Südcarolinas, Mr. Simms. Er ist Enthusiast für die Landschaften des Südens, das freut mich und darin kamen wir gut überein; nicht so in der großen Frage. Aber das erwartete ich auch nicht. Einen jungen Mann von vorurtheilsfreiem, wahrheitsreinem Blick in dieser Frage möchte ich — an meinen Busen drücken — wenn er es mir erlaubte. Ich sah auch einen Bruder des jungen Miles, der in dieser Frage zu mir sagte: „Die Welt ist gegen uns und wir werden überstimmt und verurtheilt werden, ohne daß man uns Gerechtigkeit für das widerfahren läßt, was wir für unsere schwarzen Diener wirklich sind und thun!“ Ich konnte nicht umhin, mit ihm darin zu sympathisiren. Die Spannung ist stark und die Bitterkeit in diesem Augenblick groß zwischen dem Süden und Norden der Union. Und manche Stimmen in Südcarolina rufen nach Trennung und Krieg.

Ferner bin ich bei einem großen Fest gewesen, das von dem Gouverneur Südcarolinas, Mr. Akin und seiner schönen ladygleichen Frau gegeben wurde. Man machte recht schöne Musik, und im Uebrigen unterhielt man sich drinnen in den Zimmern oder außen auf der Piazza im Schatten blühender Rankengewächse (Clematis, Geisblatt und Rosen) in der milden Nachtluft recht romantisch. Man sagt, es seien 500 Personen eingeladen gewesen. Das Fest war eines der schönsten, denen ich hier zu Lande angewohnt habe. Ich sah da viele hübsche junge Töchter des Südens, aber keine großen Schönheiten, dagegen viele sehr weiße. Die

Frauenzimmer pudern sich hier im Allgemeinen mit Weiß und trocknen dann den Puder ab, wodurch ihre Haut für den Augenblick eine sammtartig weiche Farbe bekommt; aber hernach wird sie um so gelber. Man sagt, die große Hitze mache dieses Pudern nothwendig. Ich habe just nichts dagegen, wenn nur der Puder recht abgetrocknet würde; aber dieß geschieht oft sehr unvollkommen. Ich vermuthe, daß diese weiße Schminke ein Erbtheil vom alten Frankreich ist.

Noch einmal habe ich mich mit Mrs. Hollbrook in Belmonts Myrtenhainen ergangen und mit ihr ein Geistesfest genossen. Den geistreichen jungen Missionär Miles habe ich auch gesehen; ein bleiches, ausdrucksvolles Gesicht mit tief dringendem Auge; — aber ach! bis ins Herz der großen Frage drang es so wenig, als die meisten Augen hier. In andern Punkten erfreut mich der starke, freie Blick seines Geistes. Zu Mrs. Hollbrook war ich einen Abend eingeladen, um verschiedene ältere Mitglieder ihrer Familie zu treffen. Ich sah hier ein Paar unverheirathete alte Frauenzimmer, Besitzerinnen einiger schönen Inseln an Carolinas Küste, wo sie allein mitten unter ihren Negern als ihre Eigenthümerinnen, Rathgeberinnen und Aerztinnen und im besten Einverständniß mit ihnen leben.

Eine Einladung bedaure ich nicht annehmen zu können, wenigstens für dießmal, nämlich zu Mr. Spalding, einem reichen alten Mann, der auf der schönen Insel, welche er bewohnt, die Palmettos in Freiheit wachsen und die Negersclaven ebenfalls in Freiheit, nur regiert durch die Pflicht und die Gesetze der Liebe, arbeiten läßt; und das soll vortrefflich gehen, und der Ehrenmann hat mich eingeladen, es zu sehen. Möge er ewig leben!

Es ist jetzt entsetzlich warm hier, und ich muß mich nordwärts wenden, ehe ich vor Hitze verschmelze. Sonst hätte ich mich so gern noch einige Zeit in den

Baumwollenplantagen auf den schönen Inseln hier umgesehen.

Die Küsten Carolinas sowohl als Georgias sind reich an Inseln, welche paradiesisch schön und reich an Pflanzen sein sollen. Die feinste Baumwolle wächst auf diesen. Carolina und Georgia kultiviren Baumwolle auf Inseln und in hochländischen Gegenden, Reis auf dem niedrigen Lande. Auch Carolina hat Hochland mit Bergen und Metallen und frischen krystallhellen Bergströmen, welche erst später während ihres Verlaufs die chokoladrothe Farbe annehmen, die ich bemerkt habe.

Ich gedachte den Rückweg nach dem Norden durch Carolinas Bergland und sodann durch Tenesee und Virginia zu nehmen — denn „the Old Dominion", einen der ältesten Mutterstaaten und Washingtons Vaterland, muß ich nothwendig sehen; — aber die Fahrt durch Tenesee war mir auf schlechten Wegen, in schlechten Wirthshäusern (denn dieser Theil des Staates soll sich im Kindheitszustand befinden) so mühsam geworden, daß ich mich in der starken Hitze nicht damit anzugreifen wage, sondern jetzt ganz schön und still, wie ich gekommen bin, den Seeweg zurücknehme; und deßhalb gehe ich am 15. d. an Bord, reise von hier nach Philadelphia und von da nach Washington. Bis dahin bleibe ich still hier und mache blos kleine Ausfahrten in und außer der Stadt. Ich bin gesund, mein Herzchen; Dank sei es dem lieben Gott und der Homöopathie, sowie meiner fortwährenden Behutsamkeit in der Diät und dem Genuß meiner geliebten Bananas. Ueberdieß gebrauche ich hier Salzbäder, und obschon sie in einem Teich unter Dach genommen werden, fühle ich doch, daß sie mir wohlthun.

Zwei Misses Annelys, vermögliche unverheirathete Schwestern von mittlerem Alter haben die Güte, mir Wagen und Pferde zu leihen, um mich zu sich zu

führen. Die jüngste von ihnen kommt gewöhnlich mit. Kutscher und Pferde sind alte und getreue Diener der Familie, und wir müssen fahren wie sie wollen, und das nicht sehr schnell. Neulich einmal fand Morgens folgende Unterredung zwischen dem Sclaven und seiner Beherrscherin statt. Sie: „Lieber Richard, führe uns nicht die .... Straße, sie ist so lang und so sonnig; wir kommen gar nicht fort. Hörst Du, Richard?" — Er: „Ich will diesen Weg fahren, Miß!" — Sie: „Ach, lieber Richard, kannst Du nicht einen andern fahren, z. B. die .... Straße, Richard?" — Er: „Nein, Miß, ich habe in der D .... Straße etwas auszurichten." — Sie: Ach, lieber Richard, könnte ich nicht eine andere fahren?" — Er: „Nein, Miß, ich muß (I want) diese fahren, Miß!" Und trotz mehrfacher, erneuter Bitten mußten wir den Weg fahren, den der starrköpfige Richard wollte. Diese alten getreuen Diener sind hartnäckiger als die unsern; aber ihre Augen glänzen von etwas so Gutem und so Warmherzigem. Man muß ihnen zuweilen ihren Willen lassen, sie wollen doch das Beste der Familie.

Unter den Personen, die mir viel Freundlichkeit erwiesen und viel Vergnügen gemacht haben, befindet sich der Pfarrer der lutherischen Gemeinde hier, der talentvolle Naturforscher Mr. Bachmann, ein lebhafter, angenehmer und allgemein geschätzter Mann.

Der Familienvater hier im Haus, Mr. William Howland, ist jetzt ebenfalls daheim, ein Mann von feinem, gentlemännischem Wesen und offenbar ein guter und geliebter Familienvater, der einen innigen Genuß darin zu finden scheint, daß er jetzt einige Zeit in Ruhe unter den Seinigen leben kann. Die Kinder tanzen Abends lebhafter als vorher, seit Justina daheim ist und mittanzt. Justina ist ein edles junges Mädchen von schönem Wuchs und auch edlem Gesicht, aber gar zu blaß. Sie hat ein hübsches Talent für das Klavier,

und wenn Abends nach dem Tanz die beiden jungen Schwestern Justina und Illione zum Piano Negerlieder singen, die Mr. Howland ebensoviel Freude machen wie mir, so gehen wir auf der Piazza in der schönen Nachtluft oft bis um Mitternacht spazieren.

Eines Abends, den ich bei Mr. Gilmans zubrachte, wohnte ich einem Abendgottesdienst der Neger bei in einem Saale, welchen der gute wohlmeinende Priester ihnen überlassen hatte. Der erste Prediger, ein alter Neger, mußte einem andern Platz machen, welcher dermaßen von der Macht des Wortes erfüllt zu sein behauptete, daß er unmöglich schweigen könnte, und nun auch seine Beredtsamkeit eine gute Weile ergoß, aber immer ein und dasselbe sagte. Diese Negerprediger stehen weit unter denjenigen, die ich in Savannah gehört habe. Schließlich forderte er eine der „Schwestern" auf, zu beten. Ein altes kränkliches Weib begann auch bald laut zu beten, und ihre sichtliche Wärme in der Danksagung für den Trost des Evangeliums Christi, sowie ihr Zeugniß für die Kraft desselben in ihrem eigenen langen Leiden war wirklich rührend. Aber das Gebet war zu lang, sagte immer dasselbe wieder mit anderen Worten, und unaufhörliche Faustschläge auf die Bank begleiteten jedes Stoßgebet. Auch sagte, als sie zu Ende war und eine andere Schwester aufgefordert wurde, ein Gebet zu sprechen, der Redner zu dieser: „Aber machen Sie es gefälligst kurz!" (make it short if you please). Aber die Schwester machte es nicht kurz, sondern noch länger, als die vorhergehende Schwester, und mit noch mehr Umschweifen und noch mehr Faustschlägen auf die Bank. Die dritte Schwester, die zum Beten aufgefordert wurde, erhielt die kurze bestimmte Weisung: „aber kurz!", und als sie sich auf dem langen Weg der andern Schwestern verlor, so wurde sie ohne Weiteres von dem redelustigen Prediger unterbrochen, der jetzt nicht länger

schweigen konnte, sondern sich noch einmal eine gute Weile hören lassen mußte. Erst während des Gesangs und eines von den Negern selbst komponirten Liedes, das im Kanon gesungen wurde und worin der Name Jerusalem oft wiederkehrt, wurde es recht lebhaft in der Versammlung. Sie sangen, daß es eine Lust war, zu hören, sangen von ganzer Seele und mit dem ganzen Körper zugleich. Denn ihre Körper wiegten sich, ihre Köpfe nickten, ihre Füße stampften, ihre Knie schwappelten, ihre Ellenbogen bewegten sich im Takt mit dem Ton, mit den Worten, welche sie mit überschwänglichem Entzücken sangen. Man muß dieses Volk singen hören, um sein Leben recht zu verstehen. Ich habe ihre Nachahmer, die sogenannten „Sable Singers" (Sandsänger) gesehen, die als Neger bemalt im Lande herumfahren und Negerlieder singen, in der Art und mit den Geberden der Neger, wie es heißt. Aber Nichts ist so gründlich verschieden. Denn das Wesentlichste in der Gleichheit fehlt nämlich das Leben.

Eine meiner Vergnügungen hier besteht darin, mit einem alten Neger Namens Romeo zu schwatzen, der in einem Gartenhäuschen nahe bei Mr. Howlands Haus wohnt und den Garten besorgt, oder vielmehr ganz nach eigenem Belieben unbesorgt läßt. Er ist der gutlaunigste munterste Alte, den man sich vorstellen kann, und besitzt einen schönen Theil Mutterwitz. Er wurde in seinem besten Alter aus Afrika geraubt und hieher geführt, und erzählt diese Geschichte auf die naivste Weise. Ich fragte ihn eines Tags, was die Leute in seiner Heimath vom Leben nach dem Tode glauben. Er antwortete, daß die Guten zum Gott des Himmels kommen, der sie geschaffen habe." Und die Bösen?" fragte ich. „Sie fahren hinaus im Gewitter," antwortete er und blies nach allen Seiten mit dem Munde um sich. Ich ließ ihn ein äthiopisches Todtenlied

singen, das aus einem eintönigen Wiegenlaut in drei Halbtönen bestand, und hierauf ein afrikanisches Liebeslied, das ziemlich plump und in keiner Beziehnng bezaubernd zu sein schien. Ich bringe Dir das Portrait des Alten in meinem Album mit. Aber er lachte und scherzte so viel, während ich ihn malte, daß es mir schwer wurde, sein Gesicht recht zu treffen. Er hat da die gewöhnliche Sclaventracht an, graue Kleider und eine gestrickte Wollmütze.

Das Zusammentreffen mit den Negern und dem Urwald hat einen eigenthümlich erweckenden Eindruck auf mich gemacht und mein Auge für den Reichthum der Formen erweitert, in welchen der Schöpfer sein Leben ausspricht. Die Erde erscheint mir als eine große symbolische Schrift, ein Gedicht, wo die einzelnen Arten von Menschen, Pflanzen und Thieren zu Wasser und Land, Gruppen von besondern Gesängen und Stellen bilden, aus denen wir den Styl des großen Meisters, seine Meinung und sein System zu lesen und zu lernen haben. Mein Geist reckt dabei seine Flügel aus und fliegt — ach, blos im Geist — rund um die ganze Erde über Afrikas Wüsten und Paradies, über Sibiriens Eissteppen, über der Hindus herrliches Land, überall zwischen dem Polarkreise und dem Aequator, wo Menschen wohnen und Thiere athmen und Pflanzen gegen das Licht emporstreben, und ich suche unwillkürlich die verschiedenen Gestalten in harmonische Constellationen um eine Alles verklärende Centralsonne zu gruppiren und zusammen zu führen. Aber Alles das sind noch blos Ahnungen, Blitze in meiner Seele, bloße Morgendämmerungen! — Vielleicht tagen sie einmal vollends; vielleicht daß ich im Heimathland der Runen, in meiner stillen Heimath diese Runen der Erde und den Runengesang, dessen Ergründung mir aufgegeben worden ist, werde deuten lernen.

Von den Mysterien Charlestons will ich Dir

Nichts sagen — denn ich kenne sie blos vom Gerücht, und was blos das Gerücht mir sagt, das — lasse ich dahingestellt sein. An dunkeln Mysterien in größerer Anzahl, als das Gerücht zu erzählen weiß, kann es in einer bedeutenden Stadt, wo die Sclaverei zu Hause ist, nicht fehlen. Ich habe sagen gehört, daß es in Charleston eine Peitschenanstalt für Sclaven gebe, welche dem Staat ein Einkommen von mehr als zehntausend Dollars jährlich abwerfe. Wer einen Sclaven mit Ruthen bestraft haben will, schickt ihn nebst der Bezahlung für die Abstrafung dahin. Dieß habe ich auch öfters gelesen und gehört, und ich glaube, daß es wahr ist. Meine Stellung dahier macht es mir schwer, ja beinahe unmöglich, solchen Dingen näher nachzuforschen, denn eine Spionin kann und will ich nicht sein. Ich nehme blos so viel davon an, als sich mir durch meine eigene Erfahrung aufzwingt und was ich deßhalb als eine Schickung betrachte, als etwas, das ich wissen und aufnehmen muß. Eigentlich habe ich hier mit dem Ideal zu thun und dieses rein aufzufassen und darzustellen. Und im Gefühl des idealen Südens, sowie er bereits theilweise ist, und wie er einmal vollständig werden soll, um die Absicht des Schöpfers zu erfüllen, nehme ich jetzt Abschied von dem Süden mit Bewunderung und Liebe (mit Kummer über das, was er noch nicht ist) und hoffe noch einmal hieher zu kommen. Ich schreibe Dir nicht mehr von hier aus, sondern das nächste Mal aus einem der nördlichen Staaten. Ich sehne mich nordwärts nach kühlerer Luft und freieren Menschen. Man muß doch hier oft seine innersten Gedanken verschlucken und schweigen, wenn man es vermeiden will, zu verletzen oder zu disputiren. Und diese Wärme, wenn sie jetzt ohne Unterbrechung, wie sie es thun soll, von einem Monat zum andern bis in den Oktober anhält . . . .

lieber wollte ich am Nordcap wohnen und zwei Drittheile des Jahres mit Tannenholz feuern! . . .

Aber dennoch — — lebwohl Du schöner, warmer, blühender Süden, Nordamerikas Garten! Mich hast du gewärmt und lieblich erquickt. Lebt wohl ihr mit Blumenranken umkleideten Piazzas mit den blassen Schönheiten, die ihr verbergt; lebt wohl ihr duftenden Urwälder, ihr rothen Flüsse, wo die Negergesänge ertönen; lebt wohl ihr guten, schönen, liebenswürdigen Menschen, Freunde der Sclaven, aber nicht der Sclaverei! Wenn ich jetzt im Geist gegen Süden sehe, werde ich an euch denken und in euch an Carolinas und Georgias Zukunft. Ich sehe euch dann unter euren Palmettos oder unter euern Magnolien und Pomeranzenhainen, und alle Früchte der Erde ausgebreitet vor Euch auf eurem gastlichen Tisch; ich seh auf dieselben wie ich es manchmal gesehen habe, austheilen an den Fremdling und den Bedürftigen, sie den Kindern aller Völker mittheilen. Ich sehe um euch her Neger als Diener und Freunde. Sie sind frei und ihr habt sie dazu gemacht; sie singen Hymnen, die sie von euch gelernt haben, fröhliche Weisen, die sie selbst gedichtet. Und für sie und euch singt der hundertzüngige Vogel in den kühlen Lebenseichen mit den langen wehenden Moosranken, und über ihnen und euch ist des Südens milder blauer Himmel und — — der Segen des Himmels! Möge es so sein!

N. S.

Doch, eines von Charlestons Mysterien muß ich Dir erzählen. Denn ich habe es oft gleich einem Schatten in Straßen und Gäßchen schnell vorbeischleichen gesehen. Es sieht aus wie ein Weib, armselig gekleidet in den Farben der Dämmerung. Sie nennt sich

Frau Doctorin Susan. Denn sie ist der Arzt und die Hilfe der Armen. Sie gehört einer der vornehmen Familien in der Stadt an, beging aber in ihrer Jugend einen Fehltritt und wurde von der Gesellschaft ausgestoßen, die in Nordamerika manche heimliche Unsittlichkeit duldet, aber keine, welche offenbar geworden ist. Vielleicht daß man nach Verlauf vieler Jahre der jungen Fehlenden verziehen und sie wieder aufgenommen hätte. Aber sie suchte die elende Gnade der Menschen nicht. Sie wandte ihr Herz und ihre Blicke zu einem Höheren. Sie wurde Gottes Dienerin bei seinem armen Volke. Und seit der Zeit findet man sie blos bei ihnen und auf dem Wege zu ihnen. Was man ihr an Geld und Kleidern gibt, das wendet sie für die Armen an und lebt selbst in freiwilliger Dürftigkeit. Die Neger in Mrs. Howlands Haus waren einmal so krank an einem ansteckenden Fieber, daß Jedermann sie floh. Nicht einmal Neger wollten zu den Kranken kommen. Aber Doktorin Susan kam und pflegte sie und machte sie gesund, und als sie dafür belohnt wurde, erklärte sie den Lohn für zu groß. In der ganzen Stadt bekannt, geht sie frei überall in ihrer armen dunklen Tracht wie eine Botin des Trostes umher, aber hastig, schweigsam und gleich als fürchtete sie gesehen zu werden. Gleich der Feuerfliege gibt sie blos im Dunkel ihr klares inneres Licht von sich; gleich ihr ist sie von Menschenfüßen getreten worden, hat aber geleuchtet und leuchtet noch immer.

Lebewohl, Herzchen! Grüße wen Du weißt und willst von Deiner

Friederike.

In der **Franckh**'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart ist soeben erschienen:

Baukunde

oder

Architektonische Construktions-Lehre

von

J. D. W. Engelhard,

Kurhessischem Ober-Baumeister und ordentlichem Mitgliede der Akademie der bildenden Künste zu Cassel.

Mit einem Atlas in 4 Blättern.

Es fehlt in der deutschen Literatur an einem populären Werke über die Baukunde, worin in allgemein verständlicher Sprache dieselbe auf dem gegenwärtigen Standpunkte der technischen Wissenschaften so abgehandelt wäre, daß das Werk zugleich dem Mann vom Fach Genüge leiste und auch der Laie sich darin Raths erholen könne. — Diese Lücke auszufüllen, ist das Bestreben des Verfassers gewesen, der nach einer praktischen Wirksamkeit im Bauwesen von mehr als vierzig Jahren reichliche eigene Erfahrungen benutzen konnte, dabei aber auch die besten Werke inländischer und ausländischer Literatur (sowohl die alten als neuen Quellen) in Anspruch genommen hat.

Das vorstehende Werk ist also ebensowohl für jeden Hausbesitzer, wie für den Unterricht in der architektonischen Construktion auf Universitäten und Gewerbeschulen als Leitfaden ein geeignetes Buch.

Der compendiöse Druck hat es möglich gemacht, auf 217 Seiten in groß Octav das Werk zusammen zu drängen und es in dieser Gestalt für den außerordentlich billigen Ladenpreis von 1 Thlr. 15 Ngr. oder 2 fl 30 kr. rh. dem Publikum darzubieten. — Der Atlas gibt auf 4 Tafeln und in 165 Figuren ein reichhaltiges und anschauliches Erläuterungs-Material.

Bremer, Fredrika,

Die Heimath in der neuen Welt ein Tagebuch in Briefen, geschrieben auf zweijährigen Reisen in Nordamerika und auf Cuba

Bd.: 1

Stuttgart 1854